This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

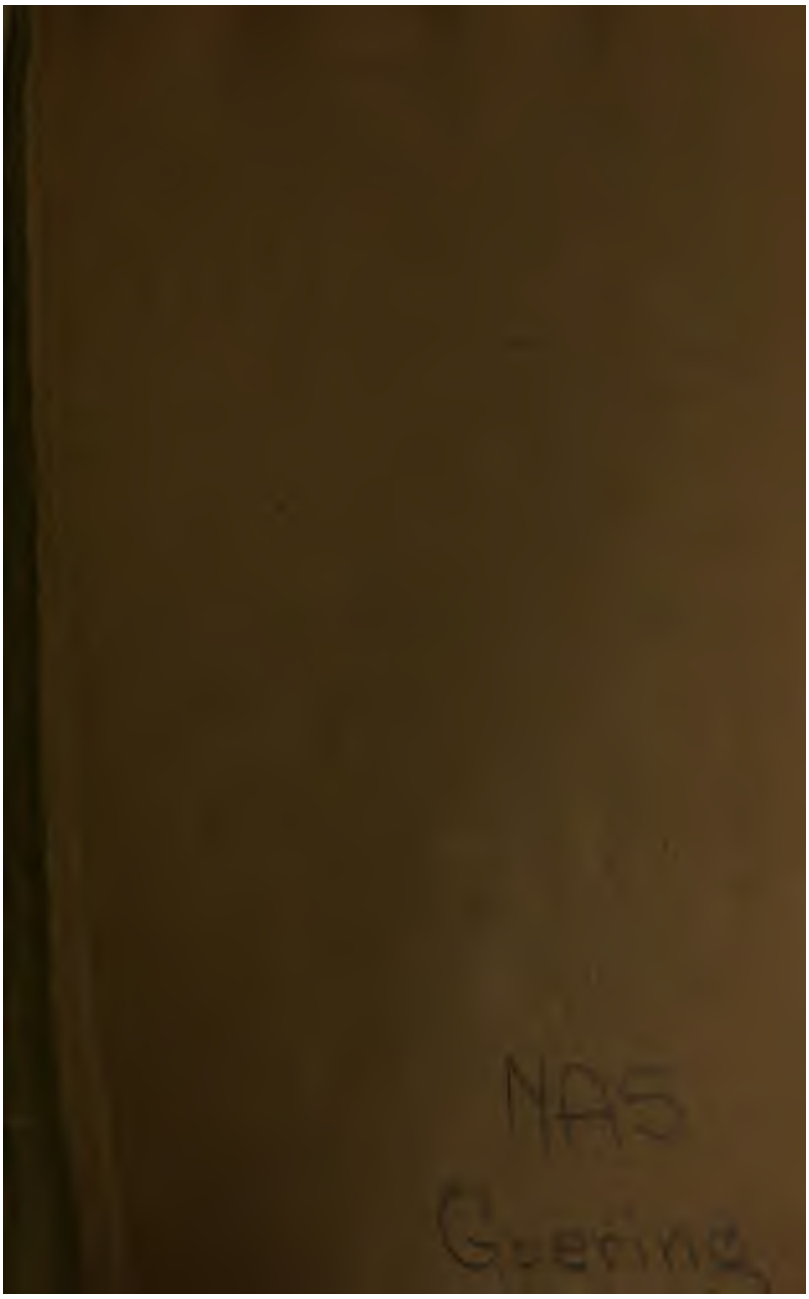
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


NAS
Greetings

Eduard Farber's

Reisen

nach

allen Theilen der Erde.

Ein

Lesebuch

für die Jugend beiderlei Geschlechts, zur Beförderung ihrer Kenntnisse in Geschichte, Geographie und Naturgeschichte.

Herausgegeben

von

J. H. E. Göring,

Pfarrer zu Brüheim bei Gotha.

Drei Theile.

Neue wohlfeilere Ausgabe.

Erster Theil.

Gotha,

bei Justus Perthes. 1821.

1. Juvenile literature — Voyages and travels

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
764946 A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1938 L

Vorbericht.

Ich habe immer geglaubt, daß es für die Jugend keine angenehmere und unterhaltendere Wissenschaft gebe, als die Erdbeschreibung: aber freilich nicht in der Gestalt, wie sie sonst meist gelehrt würde, wo sie weiter nichts, als ein trocknes Namenverzeichniß von Ländern, Städten, Flüssen, Gebirgen, Produkten und statistischen Angaben enthielt, deren Kenntniß die Kinder meist wenig interessirt; sondern wenn man sie in Gestalt einer Reisebeschreibung vortrüge, allerhand auf die nähere Lage der Länder und Städte

ſich beziehende Reiſeabentheuer mit einſtreute, die Hauptzüge der Geſchichte jedes Landes entwürfe, und auch mitunter eine Beſchreibung von den Hauptprodukten jedes Landes gäbe. Durch den glücklichen Erfolg, welchen ich bei dem mündlichen Unterricht in der Geographie, den ich in frühern Jahren in einer Erziehungsanſtalt zu ertheilen hatte, von dieſer Methode gewahr wurde, in meiner Meinung noch mehr beſtärkt, hatte ich längſt die Abſicht, eine ähnliche Reiſebeſchreibung zu entwerfen, als mir eine franzöſiſche Schrift unter dem Titel: Amusements géographiques et historiques, ou les Mémoires de M***, contenant ses voyages et ses avantures dans les quatre Parties de Monde, 1788 — zu Geſichte kam, deren Verfaſſer auf demſelben Wege dem geographiſchen Studium bei der Jugend

mehr Eingang zu verschaffen sucht. Ich nahm daher auch keinen Anstand, diese Schrift bei der Ausführung meines Plans zum Grunde zu legen, und viele Stücke, die mir brauchbar schienen, beizubehalten. Wie viel übrigens mir selbst davon angehören müsse, *leuchtet wohl* von selbst ein: *wenn man* die Veränderungen erwägt, welche vorzüglich die politische Geographie seit den letzten zwanzig Jahren erlitten hat. Auch ist von alle dem, was Australien betrifft, in der oben genannten französischen Schrift, nicht ein Wort enthalten, sondern der ganze Aufsatz ist ganz neu ausgearbeitet; und der Reise-Roman mußte, da das Buch für die deutsche Jugend berechnet ist, auch manche Abänderung leiden.

Da es mein und noch mehr des Verlegers Wunsch war, daß diese Reisebeschreibung in drei Theilen geliefert werden möchte,

so habe ich mich durchgängig sehr kurz fassen, und manche Nachrichten und Bemerkungen über Länder und Städte weglassen müssen, die ich so gerne mitgetheilt hätte, wenn ich dem Ganzen eine größere Ausdehnung hätte geben dürfen.

Ob nun gleich dieses Buch zunächst für die Jugend von etwas reiferm Alter bestimmt ist: so werden es doch auch erwachsene Personen nicht ohne Nutzen und Vergnügen lesen, und gar manches zu ihrer Belehrung darin finden.

Jungen Lesern wird es besonders von großem Nutzen seyn, wenn sie beim Lesen des Buchs Landcharten zur Hand haben, und auf diesen den Reisenden begleiten.

Der Herausgeber.

Inhalt.

Erſtes Kapitel. Nachricht von meiner Geburt und von meiner Erziehung. Ich werde Reiſediener, und mache eine Geſchäftsreiſe durch das nördliche Deutſchland. . . Seite 1

Zweites Kapitel. Der Freiheitsſchwindel ergreift mich; ich werde franzöſiſcher Soldat; komme in engliſche Gefangenſchaft; werde freigelaſſen, und kehre nach Paris zurück. . . 51

Drittes Kapitel. Die Bekanntſchaft mit einem Kaperkapitän; ich nehme auf dem Kaperſchiffe Dienſte, mache einen Kreuzzug mit, und kehre nach manchen Gefahren mit demſelben nach Frankreich zurück. . . 97

Viertes Kapitel. Mein zweiter Kreuzzug an der portugieſiſchen Küſte; unſer Kaperſchiff wird von den Engländern genommen; ich verkaufe unſere Priſe in Kadix, und gehe zu Lande durch Spanien nach Frankreich. . . 120

Fünftes Kapitel. Ich mache in Paris Bekanntschaft mit einem deutschen Grafen, und begleite denselben durch die Schweiz, nach Italien. . . . . Seite 143

Sechstes Kapitel. Fortsetzung dieser Reise durch Griechenland nach Constantinopel, und von hier durch Ungarn, nach Oestreich. . 197

Siebentes Kapitel. Bemerkungen über Wien und über Prag. Rückreise von Wien nach Frankfurt. Ich werde russischer Offizier. . 224

Achtes Kapitel. Ich trete die Reise nach Rußland an. Bemerkungen über die Königreiche Sachsen und Preußen. . . . 255

Neuntes Kapitel. Ankunft in Rußland, und Beschreibung der europäischen Provinzen dieses weitläuftigen Reichs. . . . 276

Erstes Kapitel.

Nachricht von Eduard Farbers Erziehung und ersten Reisen.

Eduard Farber war ein angesehener Kaufmann zu Frankfurt am Mayn. Er hatte eine liebenswürdige Gattin, und fünf muntere und folgsame Kinder, zwei Knaben und drei Mädchen. Zwei Mädchen, Dorette und Pauline, von zwölf und acht Jahren, beschäftigten sich schon mit mancherlei weiblichen Arbeiten, die ihnen ihre Mutter gelehrt hatte. Sie spannen im Winter sehr fleißig, strickten für ihre kleinern Geschwister, nähten und übten sich selbst schon im Sticken. Die beiden Jungen, Alfred und Edmund, vier und zwei Jahre alt, trieben allerhand muntere Spiele; und kannten kein

größeres Vergnügen, als wenn sie der Vater auf den Schooß nahm, und ihnen allerhand kleine Geschichtchen und Mährchen erzählte. Alfred übte sich, die Erzählungen wieder zu geben, so kauderwelsch es immer gehen mochte; und der Kleine hörte von Neuem sehr aufmerksam zu. Einzelne Züge, welche der Vater bei dieser Gelegenheit aus seinem eignen Leben erzählte, welches, da er die ganze Welt durchreiset hatte, sehr reich an merkwürdigen Ereignissen war, machte die ältern Kinder neugierig auf seine vollständige Lebensgeschichte. Sie hatten ihn schon mehrmals darum gebeten; mancherlei Geschäfte und andere Hindernisse waren jedoch jederzeit eingetreten, wenn er seine Lebensgeschichte zu erzählen beginnen wollte. Endlich kam der Winter herbei; Farber war kein Freund öffentlicher Vergnügungen, wodurch der größte Theil der Stadtbewohner im Winter die Zeit zu tödten suchet, er blieb lieber in dem Kreise seiner Familie, und beschäftigte sich in den Stunden, die ihm die Handlung übrig ließ, mit seinen Kindern. Ihre Bitten um die Mittheilung der Geschichte seines Lebens wurden von

ihm um so lieber bewilliget: da er einsah, daß die Erzählung nicht allein zu ihrer Unterhaltung, sondern auch zu ihrer Belehrung beitragen würde; indem sie ihm Gelegenheit gab, den Kindern zugleich eine Uebersicht von der Geschichte und Beschaffenheit der Länder zu geben, die er durchreiset hatte.

Den *nächsten* Abend fing er demnach seine *Erzählung* an.

Mein Vater, erzählte er, war auch Kaufmann hier in Frankfurt, und ein sehr unterrichteter und braver Mann. Er wurde deshalb von seinen Mitbürgern sehr geschätzt, und mehrmals aufgefordert, eine Stelle in dem Rathe anzunehmen. Frankfurt ist, wie ihr wißt, eine deutsche Reichsstadt, und die *Mitglieder* des *Rathes* haben noch jetzt ein großes Ansehen. Mein Vater verschmähete aber diese Größe und diesen Vorzug, nach welchem er viele andere so begierig trachten sahe, und lebte blos seinen Geschäften und seinen Kindern. Ich hatte nehmlich noch eine Schwester, welche ein Paar

Jahre älter war, als ich, aber schon als achtzehnjähriges Mädchen an der Auszehrung starb, die sie sich durch unmäßiges Tanzen zugezogen hatte. Vater und Mutter kränkten sich sehr über ihren Verlust, aber noch mehr darüber, daß sie ihren Ermahnungen, sich beim Tanz zu mäßigen, und ihre Gesundheit zu schonen, nicht gefolget war; und stellten ihr trauriges Ende allen jungen Mädchen ihrer Bekanntschaft als ein warnendes Beispiel vor. —

Diese Schwester, um welche ich jetzt noch traure, — denn ich liebte sie zärtlich, — unterrichtete der Vater mit mir gemeinschaftlich, Er lehrte uns Gott als den Herrn der Schöpfung kennen, und diese mit immer größrer Aufmerksamkeit betrachten. Die mannichfaltigen Produkte der Erde, ihr Wachsthum, und ihr großer Nutzen waren sehr häufig der Gegenstand seiner Unterhaltung mit uns. Ein heiterer Morgen, ein schöner Tag, der Sturmwind, welcher aus dem Gewitter braust, oder die erstarrte Natur im Winter, alles wurde von ihm zu unserer Belehrung benutzt. „Ohne

den Regen, der euch öfters so unangenehm ist," sagte er, „würde die Erde bald ihre Fruchtbarkeit verlieren, und der Schnee, der im Winter die Felder bedeckt, trägt zu ihrer Befruchtung bei; ja, was noch mehr ist, Regen und Schnee ersetzen den Quellen, Bächen und Strömen, die man für die Adern der Erde ansehen kann, den Wasserverlust wieder, welchen sie durch eine beständige Ausdünstung verlieren."

Er fand an mir einen sehr lernbegierigen Schüler; das freute ihn, und er bot nun alles auf, meine Wißbegierde zu befriedigen. Die Mathematik war seine Lieblingswissenschaft, er unterrichtete mich auch darin; anfangs wurde sie mir aber sehr schwer, und fast hätte ich über die Schwierigkeiten, die sich mir bei ihrer Erlernung entgegenstellten, die Geduld verloren. Doch nach einiger Zeit ging es besser, und ich bekam sogar eine große Vorliebe für diese Wissenschaft, die sich, wie ihr selbst wißt, auch jetzt noch nicht bei mir verloren hat. Ihr Nutzen leuchtete mir besonders bei dem Unter-

richt ein, den mir der Vater in der Geographie gab. Mein Vater sagte mir: die Erde wäre rund; bewege sich alle 24 Stunden um sich selbst, und alle 365 Tage um die Sonne; aus der Bewegung der Erde um ihre eigene Achse entstehe Tag und Nacht, und aus ihrer Bewegung um die Sonne das Jahr und die Jahreszeiten u. s. w. — Alles das glaubte ich ihm auf sein Wort: aber das konnte ich nicht begreifen, wie die Erdkugel rund herum bewohnt seyn könne, und daß es Antipoden (Gegenfüßler) oder Menschen gäbe, deren Füße den unsrigen gerade entgegen stehen; ich konnte mir nicht vorstellen, wie sich diese Leute aufrecht halten könnten, deren Füße nach oben und die Köpfe nach unten gerichtet wären. Der Vater gab mir aber darüber folgende Erläuterung.

Wenn du einen Stein in einen Brunnen wirfst, so fällt er zu Boden; dieß thut er aber auch auf jedem Punkt der Erdkugel, selbst auf dem, der uns gerade entgegen ist. Würde man zu gleicher Zeit Steine in Brunnen wer-

fen, die einander gerade entgegen ſtehen: ſo fielen ſie zwar von ganz entgegengeſetzten Seiten, aber doch nach einerlei Richtung, nehmlich nach dem Mittelpunkte der Erde. Hieraus ergiebt ſich, daß ihr Fallen nicht durch ihr eigenes Gewicht, ſondern durch eine äußere Gewalt bewirkt wird, welche ſie gegen den Mittelpunkt der Erde hinziehet und drängt. Daher hängen alle Erdkörper an dieſem gemeinſchaftlichen *Mittelpunkte*; daher ſtehen die Gebäude auf ihrem Grunde feſt, das Meer bleibt in ſeinem Bette, und Menſchen und Thiere erhalten ſich auf ihren Füßen. Da nun dieſe anziehende Kraft der Erde auf allen Punkten des Erdballs gleich wirkſam iſt: ſo iſt klar, daß es einerlei iſt, wo man auf dem Erdball wohnet, und daß niemand ſagen kann, er wohne auf demſelben oben oder unten. —

Die Geſchichte iſt mit der Erdbeſchreibung ſehr eng verſchwiſtert; und mein Vater pflegte mir auf der Landcharte jederzeit die Orte anzugeben, wo ſich wichtige Welt- und Staats-Begebenheiten zugetragen hatten.

Ehe er mir aber die Geschichte eines Landes weitläuftig vortrug: gab er mir jedesmal eine kurze Uebersicht davon, damit ich sie auf einmal zu übersehen, und die Hauptepochen oder Abschnitte in derselben desto leichter behalten möchte. Von der Geschichte Deutschlands erzählte er mir daher ohngefähr folgendes.

Deutschland war in uralten Zeiten ein sehr waldiges, morastiges und kaltes Land, dessen Einwohner, außer der Jagd, dem Trunke und dem Schlafe auf einer ausgebreiteten Bärenhaut, wenig Annehmlichkeiten des Lebens kannten. Sie bestanden aus lauter kleinen Völkerstämmen, die von einander zwar ganz unabhängig, aber zum Angriff auf äußere Feinde auf das engste mit einander verbunden waren. Da wir nur durch die Römer Nachrichten von den Deutschen haben, so erstrecken sich diese auch nicht über die Zeit hinaus, wo die Römer mit ihnen bekannt wurden. Es war dieß ums Jahr u. E. R. 652, oder 60 Jahre vor Christi Geburt, wo ein großer Schwarm Deutscher, Cimbern und Teutonen, die

eigentlich ihre Sitze am Baltischen Meere und auf der Halbinsel Jütland hatten, (auf welche Veranlassung? ist unbekannt) in Italien einfielen, die römischen Grenz-Armeen schlugen, und durch ihre erstaunliche Körpergröße, ihr trotziges Ansehen und ihr fürchterliches Geschrei, welches sie beim Angriff der Feinde erhoben, die geübten römischen Soldaten so in Schrecken setzten, daß sie nicht mehr gegen dieselben fechten mochten, und die Stadt Rom beinahe selbst Preis gaben. Endlich gelang es dem römischen Feldherrn Marius, die Furchtsamkeit seiner Truppen zu überwinden, und nun siegte die römische Taktik gegen die unbeholfene Körperstärke der Deutschen. Aber noch lange wurde in Rom ein großer Schrecken, ein cimbrischer Schrecken genannt, zum Beweis, wie groß man sich damals die Gefahr in Rom selbst gedacht hatte. — Eine andere dieser Conföderationen war der sogenannte Svevische Bund, dessen Heerführer Arioviſt von Julius Cäsar in Gallien geschlagen und über den Rhein zurückgetrieben wurde. Die Deutschen bezeigten jedoch in diesem Kriege nicht wenig

ger Tapferkeit, und wurden nur durch die höhere Kriegskunst der Römer und ihrer Anführer überwunden. Auch ließen sie sich durch die ersten Niederlagen nicht abschrecken, sondern setzten ihre Streifzüge nach Gallien fort. Dieß bewog endlich die Römer, sie in ihrem eigenen Lande aufzusuchen und zu bekriegen. Um dieß mit mehr Nachdruck thun zu können, bauten die Römer erst am linken Rhein-Ufer mehrere Städte, als Maynz, Worms, Trier, Speyer, Bingen u. a. m., aus welchen sie ihre Truppen leicht in das feindliche Gebiet führen konnten. Die Bezwingung der tapfern Deutschen in ihrem armen, rauhen und waldigen Lande ging jedoch langsam von Statten, auch konnten sich die Römer nie weiter als bis an die Elbe in Deutschland behaupten.

Als der römische Staat durch innere Unruhen und durch die Angriffe der Gothen und Hunnen genöthiget ward, seine Streitkräfte mehr in die innern Provinzen zurück zu ziehen, und unter andern auch die Besatzungen am Rhein und an der Donau (z. E. Regensburg, Augsburg,

Linz) zu verlaſſen: da erwachte der Freiheitsſinn der Deutſchen in ſeiner ganzen Stärke, ſie entzogen ſich der römiſchen Gewalt, und es entſtanden nun neue, aber größere Völkerven eine, als ehemals. Dieſe beſtanden jetzt aus den Franken (im ſüdlichen Theile von Niederſachſen, in den Niederlanden und am Rhein bis nach Mayuz herauf), aus den Sachſen (in Weſtphalen und im nördlichen Theile von Niederſachſen), aus den Thüringern (in Thüringen, Heſſen, Meiſſen und Franken), aus den Alemannen und Schwaben (in Schwaben) und aus den Baiern (in Baiern und Oeſtreich bis an die Ens). — Alle hatten eine Art republikaniſcher Verfaſſung mit ſelbſtgewählten Oberhäuptern (Königen, Herzogen).

Die Franken rückten bald weiter nach Weſten vor, und bemächtigten ſich nach und nach des ganzen Galliens, welches von ihnen den Namen Frankreich bekam. Von hier aus unterwarfen ſie ſich auch die Thüringer, und lebten mit den Alemannen und Schwaben in häufigen Fehden, die jedoch meiſt zu ihrem

Vortheil ausschlugen. Ihr König, Carl der Große, bezwang das Volk der Sachsen, und unterwarf sich das ganze südliche Deutschland bis an die ungarische Grenze. Weil er zugleich auch wichtige Eroberungen in Italien gemacht, und den Pabst von den Beängstigungen der Longobarden befreit hatte: so wurde er bei seiner Anwesenheit in Rom von dem Volke zum römischen Kaiser ausgerufen, nachdem diese Würde in Rom seit länger als 300 Jahren erloschen war. Unter seiner Regierung wurde die christliche Religion in Deutschland — leider öfters mit dem Säbel in der Faust — immer weiter verbreitet, und für den Land- und Gartenbau, wie für andere ernährende Geschäfte sehr viel gethan, weshalb sein Andenken jedem Deutschen heilig seyn müsse! —

Unter Carls des Großen Enkel Ludwig I, dem Deutschen, der sich mit seinen Brüdern in die väterlichen Staaten theilte, wurde Deutschland, durch den Vertrag zu Verdun (843), wieder ein selbstständiges Reich. Die Nachkommen dieses tapfern Fürsten arteten aber völlig aus.

Die Schwächlinge konnten die innern Unruhen nicht dämpfen, welche die Grafen und Herzoge erregten, und eben ſo wenig die Angriffe der Wenden, beſonders der Ungarn abwehren.

Die Ungarn ſtreiften öfters bis in das Herz von Deutſchland, plünderten und verwüſteten die ſchönſten Provinzen, und eilten auf ihren flüchtigen Pferden mit der Beute ſchneller davon, als ſich die Deutſchen ihnen entgegen ſtellen konnten. — Dem Herzog von Sachſen, der als Heinrich I von den deutſchen Fürſten zum König erwählt wurde, war es vorbehalten, die Ruhe in Deutſchland wieder herzuſtellen, und die Angriffe der Ungarn nachdrücklich abzuſchlagen. Um ihnen aber in der Folge die Einfälle in Deutſchland noch mehr zu erſchweren, ließ er hie und da die Städte mit Mauern umgeben, und traf die Einrichtung, daß immer der neunte Mann von den freien Leuten, welche auf dem Lande wohnten, zur Vertheidigung in dieſe Städte ziehen mußte. Die Leibeigenen dieſer Burgmänner, wie man jene Freien

nannte, zogen mit ihnen, und trieben, da sie das Land nicht mehr bauen durften, allerlei Handwerke mit gröſserm Fleiß, als vorher. Dadurch erwarben sie sich in denselben so viele Geschicklichkeiten, daß ihre Arbeiten auch von den Landbewohnern mehr gesucht und besser bezahlt wurden, und daß sie nach und nach so viel gewannen, sich von ihren bisherigen Herren die Freiheit erkaufen zu können. Auf diese Art entstand der Bürgerstand in Deutschland, der zur Vermehrung der Kultur so unendlich viel beigetragen hat. —

Heinrichs Sohn und Nachfolger, Otto I, war seines erlauchten Vaters würdig. Mit sicherer Hand führte er das Ruder der Regierung über Deutschland; er bezwang die kriegerischen Böhmen, und erwarb die Hoheit über Italien. Rom selbst erkannte sie; der Pabst krönte ihn, den ersten deutschen König, zum römischen Kaiser, und die Welt gab ihm, nach dem Tode, seiner Thaten wegen, den Namen: der Große. Unter ihm und sei-

nen nächſten Nachfolgern erreichte Deutſchland ſeine glänzendſte Periode, und der Thron der deutſchen Könige ſchien über alle Thronen der Chriſtenheit erhoben. Kaum war aber ein Jahrhundert verfloſſen, ſo ſahe man Deutſchland im Innern durch Partheien zerriſſen, und den König, ſeines Anſehens beraubt, zu den Füßen der Päbſte, die vorhin durch ihn erſt die *Beſtätigung* ihrer Würde erhielten. So ward Heinrich IV vom Pabſt Gregor VII genöthiget, vor ihm als Büßender im härnen Gewande zu erſcheinen, um von dem Banne wieder losgeſprochen zu werden, womit ihn der Pabſt belegt hatte, und damit er, wenigſtens auf einige Zeit, den Thron aufs neue beſteigen konnte.

Während dieſer Streitigkeiten der Kaiſer mit den Päbſten verwandelten ſich die deutſchen Herzogthümer, Grafſchaften u. ſ. w., welche bis jetzt nur Staatsämter geweſen, und bei dem Abgange der Inhaber von den Kaiſern wieder an andere deutſche Herren übertragen worden waren, in Erbſtaaten. Die Herzoge

bestimmten ihre Söhne zu Nachfolgern in ihren Herzogthümern; und die Kaiser hatten nicht Zeit und Kraft, diesen Anmaßungen Einhalt zu thun, oder gaben auch selbst ihre Einwilligung dazu, um nur die mächtigen Fürsten ihrer Parthei zu sichern. Die kaiserliche Würde war nun bald nichts weiter als ein leerer Titel: denn sie wurde so wenig geachtet, daß sich große und kleine Herren unter den Augen des Kaisers ungestraft gegen einander selbst mit den Waffen Recht zu verschaffen suchten, oder sich befehdeten; und man pflegte deshalb jene Periode die Zeiten des Faustrechts zu nennen. Bisweilen steuerte zwar ein kräftiger Kaiser, wie Friedrich I, Friedrich II u. a., diesem Unfug auf einige Jahre: die Ruhe war aber nur von kurzer Dauer, und unter den Zwischen- oder Doppel-Regierungen, deren bald mehrere wieder eintraten, erhob er sich von neuem.

Bis zum Tode Heinrichs V, mit welchem der neue fränkische Mannsstamm auf dem deutschen Throne erlosch, war die Krone

bestän-

ſtändig vom Vater auf den Sohn übergegangen. Nun wurde aber Deutſchland ein Wahlreich. Die ſchwäbiſche oder hohenſtaufiſche Familie kam durch die freie Wahl der deutſchen Fürſten auf den Thron. Die Fürſten blieben zwar nach dem Tode Conrads III *), des erſten Hohenſtaufen, bei ſeiner Familie, und wählten mehrere aus ſeiner Nachkommenſchaft zu ihren Königen: allein bei dieſen Wahlen vergaßen ſie ſich ſelbſt nicht; ſie erweiterten ihre Gewalt, und ſchränkten die Macht ihres

*) Mit Conrad III (1137—1152) kömmt die ſchwäbiſche oder Hohenſtaufiſche Familie auf den deutſchen Thron, und geht mit Conrad IV 1254 aus. Conrads IV Nachfolger aus ſeinem Hauſe waren: Friedrich I (Rothbart); Heinrich VI; Philipp (Otto IV, ein Sachſe, Gegenkönig); Friedrich II (erſt mit dem Gegenkönig Otto IV; dann mit ſeinen eignen Söhnen, Heinrich VII und Conrad IV als römiſchen Königen; dann mit den Gegenkönigen Heinrich Raſpe von Thüringen und Wilhelm von Holland); Conrad IV (mit dem Gegenkönig Wilhelm von Holland). — Nun trat das große Zwiſchenreich ein von 1254—1273, in welchem Wilhelm von Holland; Richard von Cornwallis und Alfons von Caſtilien deutſche Könige heißen, aber gar keine Gewalt haben. —

Könige immer mehr ein. Nur die ansehnlichen Privat-Güter dieser Familie, zu welchen Heinrich VI noch Neapel und Sicilien erwarb, setzten die Könige aus diesem Hause in den Stand, den Thron mit Würde zu behaupten. Aber um so mehr wurden die Hohenstaufen von den Päbsten gehaßt, denen sie an der Erweiterung ihres Gebietes in Italien, und an der Vergrößerung ihrer Macht überhaupt hinderlich waren. Deshalb mußten sie stets mit Unruhen und Gegenkönigen kämpfen; deshalb wurden ihre Erbstaaten in Italien an Carl von Anjou vergeben; und deshalb verlor der siebenzehnjährige Prinz Conrads IV, Conradin von Schwaben, der sein väterliches Erbe wieder zu erobern wagte, aber vom Glück verlassen, in die Hände seiner Feinde gerieth, mit vielen deutschen Herren sein Leben auf dem Blutgerüste! —

Nach Conrads IV Tode wurde die Verwirrung in Deutschland allgemein; jeder that ungestraft, was er wollte, der Stärkere wurde immer mehr der Herr des Schwächern, und der bewaffnete Adel scheute sich nicht dem gewerb-

fleißigen, aber unbewaffneten Bürger auf seinen Geschäftsreisen aufzulauern, zu berauben, und mit dem Raube in seine hohen Burgen zu eilen. Bei dieser Lage der Dinge mußte der handelnde deutsche Bürger selbst auf seine Sicherheit denken. Deutschlands Handel war in jener Zeit schon sehr weit ausgebreitet, und setzte große Summen in Umlauf. Die Städte am Rhein verbanden sich zuerst, in dem rheinischen Bunde, gegen die Gewaltthätigkeit des höhern und niedern Adels; und wer kennt nicht die mächtige Hanse, den Städtebund im nördlichen Deutschland, Preußen und Rußland zur Sicherheit ihres Handels, der gleichfalls um die Zeit seine völlige Einrichtung erhielt? — Diese Verbindungen halfen zwar etwas, konnten dem Unfug des Raubadels jedoch nicht hinlänglich Einhalt thun.

Die deutschen Fürsten *) wählten sich endlich in dem tapfern Grafen Rudolph I von

*) Seit der Wahl Friedrichs I befand sich das Wahlrecht des deutschen Königs nur noch bei sieben deutschen Fürsten, die daher auch Wahl- oder Kurfürsten, genannt wurden; dies waren die Erzbischöfe zu Mainz, Trier und

Habsburg, in dem Stifter des Oestreichischen Kaiserhauses, ein neues Reichsoberhaupt; und hofften von ihm die Wiederherstellung der Ruhe in Deutschland *). Aber es wollte ihm so wenig als seinen Nachfolgern, die abermals aus mehrern Familien **) auf den deutschen Thron erhoben wurden, gelingen, einen allgemeinen Frieden in Deutschland wieder herzustellen; und es gingen noch ein Paar hundert Jahre hin, ehe es dazu kam. Unterdessen bestimmte jedoch Carl IV, der sich sonst nicht väterlich für das Reich erwies, durch eine Verordnung, welche gewöhnlich die goldne Bulle genannt wird, die Wahl des Reichs-

Cöln, der Pfalzgraf am Rhein, der Markgraf von Brandenburg, und die Herzoge von Sachsen und Baiern.

*) Das Schloß Habsburg, der Stammsitz der Familie Habsburg, liegt in der Schweiz an der Aar. Die Grafen von Habsburg, anfangs Schutzherren der Schweizer, wurden bald Herren derselben; mißbrauchten ihre Gewalt aber, weshalb sich die Schweizer wieder von ihrer Herrschaft losmachten.

**) Rudolph I von Habsburg; Adolph von Nassau; Albrecht I von Oestreich; Hein-

Oberhauptes, so wie die Rechte der Kurfürsten, genauer.

Endlich begann mit Albrecht II (1437.) die Reihe der deutschen Könige aus dem östreichischen Stamme von neuem; und nun blieb die deutsche Krone bis zum Abgange des habsburgischen Mannsstammes beständig bei demselben, ob die Könige gleich jedesmal durch die Kurfürsten gewählt wurden. Albrecht arbeitete schon ernstlich an der Wiederherstellung der Ordnung in Deutschland; sein früher Tod unterbrach jedoch das angefangene Werk, und unter seinem Nachfolger Friedrich III ging alles wieder drunter und drüber. Maximilian I gelang es erst durch Eintheilung des ganzen Reichs in sechs (nachher in zehn *) Krei-

rich VII von Luxenburg; Ludwig der Baier; (Friedrich von Oestreich, Gegenkönig), Carl IV, König von Böhmen (Günther von Schwarzburg, Gegenkönig), Wenzel von Böhmen; Ruprecht von der Pfalz, Sigismund von Böhmen (Jobst von Mähren, Gegenkönig); — regierten nach einander in Deutschland von 1273 — 1437. —

*) Die zehn Kreise waren: der Oestreichische, der Bairische, der Schwäbische, der Fränkische, der

se, und durch Anlegung eines allgemeinen Gerichtshofes, des Reichskammergerichts, zur Beseitigung der Streitigkeiten zwischen den Fürsten und Herren, die längst gewünschte Ordnung und Ruhe im Innern, den ewigen Landsfrieden, wieder herzustellen *). Freilich gab es noch hin und wieder unruhige Köpfe, die sich den Aussprüchen der Reichsgerichte — (der Reichshofrath wurde noch neben dem Reichskammergerichte in der Residenz des Königs angeordnet) — nicht unterwerfen, und das Faustrecht zur Entscheidung ihrer Zwistigkeiten noch ferner anwenden wollten. Dann traten aber die Kreisausschreibenden Fürsten ins Mittel, zogen die Truppen des Kreises zusammen, und zwangen die Widerspänstigen, den Aussprüchen der Reichsgerichte Folge zu leisten. — Wie viel hätte nicht Maximilian I für Deutschland thun können: wenn er nicht immer nach auswärtigen Eroberungen begierig gewesen wä-

der Ober-Rheinische, der Nieder-Rheinische, der Burgundische, der Westphälische, der Obersächsische und der Niedersächsische Kreis.

*) 1495.

er, wo er doch niemals etwas gewann; und wenn er, ein beſſerer Wirth, die Staatseinkünfte, wie die Verwilligungen der deutſchen Fürſten an Römer-Monaten *), nicht — wie er ſich öffentlich vorwerfen laſſen mußte — zu allerlei Tand und Kurzweil verſchwendet hätte! — Gleichwohl wurde er von den deutſchen Fürſten noch immer geliebt, und reichlich unterſtützt — **).

*) Eine Abgabe, welche den deutſchen Königen ehemals zu ihren Kriegszügen nach Italien von den Fürſten des Reichs bewilliget wurde. Bei andern Kriegen der deutſchen Könige trugen die Reichsſtände in der Folge noch immer Römer-Monate bei.

**) Die deutſchen Könige und römiſchen Kaiſer aus dem Hauſe Oeſtreich waren: Albrecht II (1437); Friedrich III (1440); Maximilian I (1493); Carl V (1519); Ferdinand I (1558); Maximilian II (1564); Rudolph II (1576); Matthias (1612); Ferdinand II (1619); Ferdinand III (1637); Leopold I (1657); Joſeph I (1705); Carl VI (1711), mit welchem der Oeſtreichiſche Mannsſtamm ausging; Carl VII, Kurfürſt von Baiern (1740); Franz I, Gemahl der Königin von Ungarn, Maria Thereſia, Herzog von Lothringen, Kaiſer (1745); Joſeph II (1765); Leopold II (1790); Franz II (1792), der 1806 reſignirte.

Unter Maximilians Regierung hatte sich die Kultur Deutschlands merklich verbessert; Gelehrsamkeit und Künste fanden überall Freunde und Unterstützung, und die unter der vorigen Regierung erfundene Buchdruckerkunst trug unendlich zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse und neuer Meinungen bei. Dies äußerte sich besonders bei den Angriffen, welche ein Professor in Wittenberg und ehemaliger Augustinermönch, Doctor Martin Luther, auf den päbstlichen Stuhl und auf dessen Gehülfen in Deutschland that, die durch eine unverschämte Ablaßkrämerei die Roheit und Unsittlichkeit des Volks, die ohne dies schon groß genug war, noch mehr begünstigten. Er schrieb dagegen. Schon längst hatte man die Bedrückungen des Pabstes und der römischen Geistlichkeit hart gefühlet: aber die Furcht vor Bann und Scheiterhaufen hielt bisher jede Aeußerung zurück. Jetzt las man Luthers Schriften gegen die Anmaßungen des Pabstes; man wurde von denselben begeistert; seine Lehrsätze verbreiteten sich bald durch ganz Deutschland, und überall fanden sie viele Anhänger. Dieß war der Anfang zu der Kir-

chenverbesserung, oder Reformation, welche Luther bewirkte. Zugleich traten auch ein Paar Schweizer, Ulrich Zwingli und Johann Calvin, auf, und griffen die päbstliche Macht wie manche Lehrsätze der römischen Kirche, nicht weniger heftig an. Auch sie fanden in ihrem Vaterlande und in dem benachbarten Auslande viele Anhänger. Deutschland wurde durch diese kirchlichen Streitigkeiten aufs neue im Innern äußerst zerrüttet, doch kam es sobald nicht zu einer offenen Fehde. Der Kaiser Carl V, Enkel Maximilians und König von Spanien, hätte zwar, dem Umfang seiner Länder nach, Macht genug gehabt, die Ruhe in Deutschland durch Unterdrückung der neuen Lehre wieder herzustellen: allein anfangs wurde dieser Streit, den ein unbekannter Mönch mit dem Pabste führte, theils nicht für sehr wichtig gehalten; theils schonte der Kaiser Luthers Beschützer, den Kurfürsten von Sachsen, Friedrich den Weisen, dessen Empfehlung er selbst den Kaiserthron zu verdanken hatte; theils hatte er auch mit Unruhen in Spanien zu kämpfen, und der König von Frankreich, Franz I, eifersüchtig,

daß Carl vor ihm die deutsche Königskrone erlangt hatte, erregte einen sehr gefährlichen Krieg gegen ihn in Italien. Der Pabst war Franzens Freund, deshalb sah es Carl gerne, daß seine Macht in Deutschland geschwächt wurde; und von den deutschen Fürsten, unter welchen sich schon mehrere zu Luthers Lehre bekannten, hoffte er um so eher Unterstützung gegen Frankreich, gegen den Pabst und gegen die Türken zu erhalten. Als er aber nach mehrern Jahren Spanien beruhiget, Frankreich gedemüthiget, sich mit dem Pabste versöhnet, die Türken zurückgetrieben und sein Ansehen in Deutschland befestigt hatte: ließ er zu Speier (1529) durch die versammelten Fürsten, einen Reichsschluß fassen, nach welchem die Fortsetzung der Reformation ohne weiteres untersagt wurde. Gegen diesen Reichsabschied reichten die Anhänger Luthers eine weitläuftige Protestation ein, und erhielten daher den Unterscheidungsnamen Protestanten. Im folgenden Jahre gaben sie vor dem Kaiser und den versammelten Reichsständen zu Augsburg ihr Glaubensbekenntniß (Augsburgische

Confeſſion) ab, und baten den Kaiſer und das Reich, ſie bei ihren Meinungen zu laſſen. Bald wurden ſie jedoch gewahr, daß die päbſtliche Parthei und der Kaiſer mit Gewalt auf die Abſagung ihrer Meinungen dringen würden. Sie vereinigten ſich daher in den Schmalkaldiſchen Bund. Aber auch vereinigt waren ſie gegen den Kaiſer und die katholiſchen Fürſten nicht ſtark genug; ihre Armee wurde bei Mühlberg an der Elbe geſchlagen, und ihre Häupter, der Kurfürſt von Sachſen, Johann Friedrich, und der Landgraf von Heſſen, Philipp, geriethen in die Gewalt des Kaiſers, welcher den erſten ſeiner Kurwürde entſetzte und dieſelbe, nebſt mehrern ſächſiſchen Ländern, dem Herzog Moritz von Sachſen, einem nahen Anverwandten, aber bisherigen Feinde des gefangnen Kurfürſten, verlieh.

Jetzt ſchien es um die Einigkeit Deutſchlands völlig geſchehen zu ſeyn. Der Kaiſer gebot in geiſtlichen und weltlichen Dingen nach Willkühr; und zwang den Proteſtanten, bis zu einem bald anzuſtellenden Concilium, eine von

ihm oder der katholischen Parthei entworfne Glaubensnorm auf, die, unter dem Namen Interim, das Schrecken der Protestanten wurde. Wer sich denselben nicht unterwerfen wollte, den zwang man durch die Waffen dazu. Dies erfuhr auch die protestantische Stadt Magdeburg, gegen welche der neue Kurfürst Moritz von Sachsen, die kaiserliche Acht vollstrecken sollte. Dieser Fürst, selbst Protestant, naher Verwandter des gefangnen Kurfürsten und Schwiegersohn des gefangnen Landgrafen, schämte sich, daß er seinen Glaubensgenossen und seinem Vaterlande selbst die Fesseln mit hatte schmieden helfen, die beide jetzt tragen mußten; er entschloß sich die Freiheit Deutschlands und der Protestanten zu retten. Die Belagerung Magdeburgs gab ihm Veranlassung ohne Verdacht zu erregen, eine starke Heeresmacht zusammen zu ziehen. Ins geheim verband er sich noch mit dem König von Frankreich; und nun ging er, nach der Eroberung Magdeburgs, schnell auf den unbewehrten Kaiser los. Nur mit Mühe entkam Carl V von Inspruck, ohne gefangen zu werden: aber ohne

Geld, ohne Soldaten, ohne Bundsgenoſſen, mußte er froh ſeyn, daß ſein Bruder, der römiſche König Ferdinand, einen Vertrag mit den Proteſtanten zu Paſſau (1552) vermittelte, der nach ein paar Jahren zu Augsburg in einen Religionsfrieden verwandelt wurde (1555).

Nun hatten die Proteſtanten mit den Katholiken gleiche Rechte in Deutſchland, die ihnen jedoch von dieſen nicht gegönnt wurden. Deshalb kam es hie und da zu manchen Neckereien; bis endlich die Vernichtung der Religionsfreiheit in Böhmen die proteſtantiſchen Einwohner gegen ihren Beherrſcher, den Kaiſer Ferdinand II, ſo aufbrachte, daß ſie ſich gegen ihn empörten, und den Kurfürſten Friedrich V von der Pfalz zu ihrem König wählten. Hierdurch entſtand ein Krieg, der ſich über ganz Deutſchland verbreitete, und in welchem die katholiſchen Fürſten mit ihren Unterthanen auf der Seite des Kaiſers ſtanden, die proteſtantiſchen Fürſten hingegen die Sache der Böhmen verfechten halfen. Dreißig Jahre wüthete dieſer Krieg im Innern von Deutſch-

land, deſſen Gefilde von dem Blute faſt aller Völker Europens getränkt wurden. Deutſchland ſelbſt aber verlor in demſelben allein zwölf Millionen Einwohner; und man ſahe am Schluſſe des verderblichen Krieges leider ganze Gegenden verödet, und Künſte, Wiſſenſchaften und Gewerbe vor dem Kriegsgetümmel entflohen. Durch den Weſtphäliſchen Frieden (1648) wurde den Greueln des Krieges Einhalt gethan, und die Rechte der Fürſten und Proteſtanten gegen den Kaiſer und die Katholiken geſichert. Bald kehrten die Gewerbe und der Wohlſtand wieder zurück, die Wunden des Krieges verharrſchten, und Wiſſenſchaften und Künſte blühten jetzt ſchöner auf, als jemals. Leider zeigte ſich aber nach dieſem Kriege überall Mangel an Einheit und Gemeinſinn unter den deutſchen Fürſten; auf ihre Rechte gegen das Oberhaupt des Reichs eiferſüchtig, gaben ſie ihr Vaterland lieber den nachbarten Völkern preis, wenn ſie die Vergrößerung der Macht des Kaiſers fürchteten. Daher kam es, daß Deutſchland ſeit dem Weſtphäliſchen Frieden ſo oft die ſchnelle Beute ſeines weſtlichen Nachbars wurde.

So weit mein Vater. Er hat die letzten Veränderungen in Deutſchland nicht erlebt. Ein langer, durch einige Friedensſchlüſſe auf kurze Zeit unterbrochener, zwiſchen Frankreich und Oeſtreich geführter Krieg, in welchem auch die neutralen Gebiete auf das grauſamſte verwüſtet wurden, nahm endlich für die letzte Macht eine ſo unglückliche Wendung, daß ſich mehrere deutſche Fürſten in einen beſondern Bund, den Rheinbund, vereinigten, und den Kaiſer der Franzoſen, Napoleon, als ihren Beſchützer, oder vielmehr Beherrſcher, erkannten. Dadurch wurde die alte deutſche Reichsverfaſſung aufgelöſt, der letzte Kaiſer Franz II legte die deutſche Kaiſerkrone (1806) feierlich nieder; und Deutſchland wurde von lauter größern (Königen und Großherzogen), oder kleinern (Herzogen, Fürſten) Souverains beherrſcht, die durch den Rheinbund mit einander conföderirt waren, und unter franzöſiſchem Schutze ſtanden. Sieben Jahre lang ſeufzten die Deutſchen unter dem Drucke der Ausländer; endlich ermannten ſie ſich wieder, und trieben ihre Tyrannen in das Innere

ihres Vaterlandes zurück (1813). Die deutsche Freiheit ist errungen, aber noch ist die Verfassung nicht bekannt, unter welcher von nun an unser Vaterland einer dauerhaften Ruhe und eines beglückenden Friedens genießen soll. —

Frankfurt am Mayn, eine deutsche Reichsstadt, mein Geburtsort, ist dazu ausersehen, daß sich hier die Gesandten der deutschen Fürsten versammeln sollen, um die künftige Verfassung Deutschlands zu entwerfen. Ihr scheint auch diese Ehre vorzüglich zu gebühren, denn vor der Zernichtung der alten deutschen Verfassung durch die französische Gewalt genoß sie den Vorzug, daß hier die deutschen Könige mit vielen Formalitäten von den Kurfürsten oder deren Gesandten gewählet, und dann mit großem Gepränge durch den Erzbischof und Kurfürsten von Mayuz gekrönt wurden. — Außer mehrern ansehnlichen Manufakturen und Fabriken, welche hier bestehen, treibt die Stadt einen sehr ansehnlichen Zwischenhandel mit französischen und deutschen

Pro-

Produkten und Fabrikwaaren. Ihre Lage an dem schiffbaren Mayn, und die geringe Entfernung vom Rhein, in welchen sich der Mayn ergießt, befördert den Handel sehr; auch werden jährlich hier zwei Messen gehalten, die von den schweizer- französischen und deutschen Kaufleuten besonders fleißig besucht werden. Auf dem linken Ufer des Mayns liegt der offene Ort Sachsenhausen, der mit Frankfurt durch eine schöne steinerne Brücke verbunden ist. Beide Orte enthalten etwa 3000 Häuser, die von 40000 Einwohnern bewohnt werden, unter welchen wenigstens 6000 Juden sind, die ehemals hier nur in einer abgesonderten Straße wohnen durften. Jetzt haben die Juden hier, wie in andern deutschen Staaten, gleiche Rechte mit den christlichen Unterthanen erlangt, und sie werden daher auch in Frankfurt nicht mehr in eine besondere Straße eingesperrt.

In dieser meiner Geburtsstadt lernte ich so wohl auf dem Comptoir meines Vaters, als in einem andern ansehnlichen Handelshause

die Kaufmannschaft: dabei unterließ aber mein Vater nicht, wie ich schon oben erwähnt habe, mich in andern nützlichen Künsten und Wissenschaften unterrichten zu lassen. Die für jeden bedeutenden Kaufmann unentbehrlichen Sprachen, die französische, englische und italienische Sprache, lernte ich gründlich; und vergaß nicht, mich daneben auch in meiner Lieblingswissenschaft, in der Mathematik, immer mehr zu vervollkommnen. Ich ahnete damals nicht, daß diese Wissenschaft, die ich blos zum Vergnügen erlernte, mir dereinst Unterhalt und Ehre verschaffen sollte! Ihr werdet in der Folge meiner Erzählung sehen, wie nützlich mir die Kenntniß derselben wurde; und ich hoffe, daß euch mein Beispiel belehren soll, daß man keine Wissenschaft vernachlässigen darf, welche zu erlernen man Lust und Gelegenheit hat, wenn sie auch nur in einer entfernten Verbindung mit dem Geschäfte zu stehen scheint, welchem wir uns vorzüglich widmen. —

Sobald ich meine Lehrjahre zurückgelegt hatte, stellte mich der Vater bei seinem Comp-

toir an; und nachdem er hier meine Fähigkeiten und Handelskenntniſſe hinlänglich geprüft hatte, ſo übertrug er mir die Stelle eines Reisenden, oder Reiſedieners. Da die Geſchäfte meines Vaters meiſt franzöſiſche Waaren und Produkte zum Gegenſtande hatten: ſo gab mir meine Beſtimmung nun nicht allein Gelegenheit das angrenzende Frankreich, ſondern auch den Norden von Deutſchland, wohin mein Vater ſeine Handelsartikel abzuſetzen pflegte, ziemlich kennen zu lernen.

Meine Geſchäfte führten mich zuerſt nach Caſſel. Dieſe anſehnliche Stadt an der Fulde iſt die Hauptſtadt von Heſſen, und die Reſidenz des Kurfürſten von Heſſen. Die Zahl ihrer Einwohner ſtieg damals ſchon über 21000, und jetzt iſt ſie noch volkreicher. Caſſel gehört ohnſtreitig zu den ſchönſten und regelmäßigſten Städten in Deutſchland; vorzüglich gilt dies aber von der Ober- und Unter-Neuſtadt. Die Altſtadt, obgleich hier der ſehenswerthe kurfürſtliche Pallaſt liegt, iſt noch ſehr durch enge und krumme Straßen, wie

durch alte, unansehnliche und kleine Häuser entstellt. Doch ist hier der schöne Paradeplatz, welcher gegen die Ober-Neustadt zu mit einer Kolonnade geschlossen ist, die einen Halb-Zirkel ausmacht; an beiden Enden ist ein viereckiger Pavillon, und mitten ein Triumphbogen. Ein vorzüglich schöner Platz ist der Königsplatz in der Ober-Neustadt; er ist zirkelrund, so daß die Gebäude um denselben nach einem Zirkelbogen ausgeschnitten sind. Unter den Straßen ist die Königsstraße die schönste und längste. Die vornehmsten und sehenswerthesten Gebäude in Cassel sind, außer dem kurfürstlichen Schlosse, der Pallast Belle-vue, und das Museum in der Ober-Neustadt. In diesen Pallästen sind manche Kunstschätze und Naturmerkwürdigkeiten aufgehäuft. Die letzten Landgrafen waren reiche Herren, und hatten mitunter viel Geld auf solche Gegenstände verwendet. Von den Fabriken in Cassel erwähne ich nur der Spiegelfabrik, der Tabaksfabrik, der Tapetenfabrik, und einer Kattunfabrik, mehrerer kleinen Fabrikanstalten nicht zu gedenken.

Wer einmal in Caſſel iſt, muß auch das eine Meile davon entfernt liegende kurfürſtliche Luſtſchloß Wilhelmshöhe (den Weißen Stein) ſehen. Ich benutzte einen Sonntag dazu, die Anlagen, die mir von allen Seiten ſo ſehr gerühmt wurden, ſelbſt zu ſehen. Alles übertraf meine Erwartung; aber den größten Eindruck machte auf mich das achteckige ſteinerne Gebäude, welches auf dem Gipfel des Berges ſtehet. Dieſes beträgt im Durchſchnitt 224 Fuß; auf demſelben ſtehet eine 96 Fuß hohe Pyramide von Quaderſteinen, und auf dieſer eine kupferne Bildſäule des Herkules, 31 Fuß hoch, auf einem Fußgeſtelle von 11 Fuß Höhe. Die Keule iſt ſo geräumig, daß ſechs bis ſieben Perſonen bequem Platz darin finden. Von dem Fuße des achteckigen Gebäudes laufen die Kaskaden, welche verſchiedene Abtheilungen und dazwiſchen liegende Baſſins mit Fontainen haben. —

Der Getraidebau, der Flachsbau, die Viehzucht, Bienenzucht und der Bergbau, nebſt mehrern, beſonders Leinwand-Manufakturen,

ihm oder der katholischen Parthei entworfne Glaubensnorm auf, die, unter dem Namen Interim, das Schrecken der Protestanten wurde. Wer sich denselben nicht unterwerfen wollte, den zwang man durch die Waffen dazu. Dies erfuhr auch die protestantische Stadt Magdeburg, gegen welche der neue Kurfürst Moritz von Sachsen, die kaiserliche Acht vollstrecken sollte. Dieser Fürst, selbst Protestant, naher Verwandter des gefangnen Kurfürsten und Schwiegersohn des gefangnen Landgrafen, schämte sich, daß er seinen Glaubensgenossen und seinem Vaterlande selbst die Fesseln mit hatte schmieden helfen, die beide jetzt tragen mußten; er entschloß sich die Freiheit Deutschlands und der Protestanten zu retten. Die Belagerung Magdeburgs gab ihm Veranlassung ohne Verdacht zu erregen, eine starke Heeresmacht zusammen zu ziehen. Ins geheim verband er sich noch mit dem König von Frankreich; und nun ging er, nach der Eroberung Magdeburgs, schnell auf den unbewehrten Kaiser los. Nur mit Mühe entkam Carl V von Inspruck, ohne gefangen zu werden: aber ohne

Geld, ohne Soldaten, ohne Bundsgenossen, mußte er froh seyn, daß sein Bruder, der römische König Ferdinand, einen Vertrag mit den Protestanten zu Passau (1552) vermittelte, der nach ein paar Jahren zu Augsburg in einen Religionsfrieden verwandelt wurde (1555).

Nun hatten die Protestanten mit den Katholiken gleiche Rechte in Deutschland, die ihnen jedoch von diesen nicht gegönnt wurden. Deshalb kam es hie und da zu manchen Neckereien; bis endlich die Vernichtung der Religionsfreiheit in Böhmen die protestantischen Einwohner gegen ihren Beherrscher, den Kaiser Ferdinand II, so aufbrachte, daß sie sich gegen ihn empörten, und den Kurfürsten Friedrich V von der Pfalz zu ihrem König wählten. Hierdurch entstand ein Krieg, der sich über ganz Deutschland verbreitete, und in welchem die katholischen Fürsten mit ihren Unterthanen auf der Seite des Kaisers standen, die protestantischen Fürsten hingegen die Sache der Böhmen verfechten halfen. Dreißig Jahre wüthete dieser Krieg im Innern von Deutsch-

land, deſſen Gefilde von dem Blute faſt aller Völker Europens getränkt wurden. Deutſchland ſelbſt aber verlor in demſelben allein zwölf Millionen Einwohner; und man ſahe am Schluſſe des verderblichen Krieges leider ganze Gegenden verödet, und Künſte, Wiſſenſchaften und Gewerbe vor dem Kriegsgetümmel entflohen. Durch den Weſtphäliſchen Frieden (1648) wurde den Greueln des Krieges Einhalt gethan, und die Rechte der Fürſten und Proteſtanten gegen den Kaiſer und die Katholiken geſichert. Bald kehrten die Gewerbe und der Wohlſtand wieder zurück, die Wunden des Krieges verharrſchten, und Wiſſenſchaften und Künſte blühten jetzt ſchöner auf, als jemals. Leider zeigte ſich aber nach dieſem Kriege überall Mangel an Einheit und Gemeinſinn unter den deutſchen Fürſten; auf ihre Rechte gegen das Oberhaupt des Reichs eiferſüchtig, gaben ſie ihr Vaterland lieber den nachbarten Völkern preis, wenn ſie die Vergrößerung der Macht des Kaiſers fürchteten. Daher kam es, daß Deutſchland ſeit dem Weſtphäliſchen Frieden ſo oft die ſchnelle Beute ſeines weſtlichen Nachbars wurde.

So weit mein Vater. Er hat die letzten Veränderungen in Deutschland nicht erlebt. Ein langer, durch einige Friedensschlüsse auf kurze Zeit unterbrochener, zwischen Frankreich und Oestreich geführter Krieg, in welchem auch die neutralen Gebiete auf das grausamste verwüstet wurden, nahm endlich für die letzte Macht eine so unglückliche Wendung, daß sich mehrere deutsche Fürsten in einen besondern Bund, den Rheinbund, vereinigten, und den Kaiser der Franzosen, Napoleon, als ihren Beschützer, oder vielmehr Beherrscher, erkannten. Dadurch wurde die alte deutsche Reichsverfassung aufgelöst, der letzte Kaiser Franz II legte die deutsche Kaiserkrone (1806) feierlich nieder; und Deutschland wurde von lauter größern (Königen und Großherzogen), oder kleinern (Herzogen, Fürsten) Souverains beherrscht, die durch den Rheinbund mit einander conföderirt waren, und unter französischem Schutze standen. Sieben Jahre lang seufzten die Deutschen unter dem Drucke der Ausländer; endlich ermannten sie sich wieder, und trieben ihre Tyrannen in das Innere

ihres Vaterlandes zurück (1813). Die deutsche Freiheit ist errungen, aber noch ist die Verfassung nicht bekannt, unter welcher von nun an unser Vaterland einer dauerhaften Ruhe und eines beglückenden Friedens genießen soll. —

Frankfurt am Mayn, eine deutsche Reichsstadt, mein Geburtsort, ist dazu ausersehen, daß sich hier die Gesandten der deutschen Fürsten versammeln sollen, um die künftige Verfassung Deutschlands zu entwerfen. Ihr scheint auch diese Ehre vorzüglich zu gebühren, denn vor der Zernichtung der alten deutschen Verfassung durch die französische Gewalt genoß sie den Vorzug, daß hier die deutschen Könige mit vielen Formalitäten von den Kurfürsten oder deren Gesandten gewählet, und dann mit großem Gepränge durch den Erzbischof und Kurfürsten von Maynz gekrönt wurden. — Außer mehrern ansehnlichen Manufakturen und Fabriken, welche hier bestehen, treibt die Stadt einen sehr ansehnlichen Zwischenhandel mit französischen und deutschen

Pro-

Produkten und Fabrikwaaren. Ihre Lage an dem schiffbaren Mayn, und die geringe Entfernung vom Rhein, in welchen sich der Mayn ergießt, befördert den Handel sehr; auch werden jährlich hier zwei Messen gehalten, die von den schweizer- französischen und deutschen Kaufleuten besonders fleißig besucht werden. Auf dem linken Ufer des Mayns liegt der offene Ort Sachsenhausen, der mit Frankfurt durch eine schöne steinerne Brücke verbunden ist. Beide Orte enthalten etwa 3000 Häuser, die von 40000 Einwohnern bewohnt werden, unter welchen wenigstens 6000 Juden sind, die ehemals hier nur in einer abgesonderten Straße wohnen durften. Jetzt haben die Juden hier, wie in andern deutschen Staaten, gleiche Rechte mit den christlichen Unterthanen erlangt, und sie werden daher auch in Frankfurt nicht mehr in eine besondere Straße eingesperrt.

In dieser meiner Geburtsstadt lernte ich so wohl auf dem Comptoir meines Vaters, als in einem andern ansehnlichen Handelshause

die Kaufmannschaft: dabei unterließ aber mein Vater nicht, wie ich schon oben erwähnt habe, mich in andern nützlichen Künsten und Wissenschaften unterrichten zu lassen. Die für jeden bedeutenden Kaufmann unentbehrlichen Sprachen, die französische, englische und italienische Sprache, lernte ich gründlich; und vergaß nicht, mich daneben auch in meiner Lieblingswissenschaft, in der Mathematik, immer mehr zu vervollkommnen. Ich ahnete damals nicht, daß diese Wissenschaft, die ich blos zum Vergnügen erlernte, mir dereinst Unterhalt und Ehre verschaffen sollte! Ihr werdet in der Folge meiner Erzählung sehen, wie nützlich mir die Kenntniß derselben wurde; und ich hoffe, daß euch mein Beispiel belehren soll, daß man keine Wissenschaft vernachlässigen darf, welche zu erlernen man Lust und Gelegenheit hat, wenn sie auch nur in einer entfernten Verbindung mit dem Geschäfte zu stehen scheint, welchem wir uns vorzüglich widmen. —

Sobald ich meine Lehrjahre zurückgelegt hatte, stellte mich der Vater bei seinem Comp-

toir an; und nachdem er hier meine Fähigkeiten und Handelskenntnisse hinlänglich geprüft hatte, so übertrug er mir die Stelle eines Reisenden, oder Reisedieners. Da die Geschäfte meines Vaters meist französische Waaren und Produkte zum Gegenstande hatten: so gab mir meine Bestimmung nun nicht allein Gelegenheit das angrenzende Frankreich, sondern auch den Norden von Deutschland, wohin mein Vater seine Handelsartikel abzusetzen pflegte, ziemlich kennen zu lernen.

Meine Geschäfte führten mich zuerst nach Cassel. Diese ansehnliche Stadt an der Fulde ist die Hauptstadt von Hessen, und die Residenz des Kurfürsten von Hessen. Die Zahl ihrer Einwohner stieg damals schon über 21000, und jetzt ist sie noch volkreicher. Cassel gehört ohnstreitig zu den schönsten und regelmäßigsten Städten in Deutschland; vorzüglich gilt dies aber von der Ober- und Unter-Neustadt. Die Altstadt, obgleich hier der sehenswerthe kurfürstliche Pallast liegt, ist noch sehr durch enge und krumme Straßen, wie

durch alte, unansehnliche und kleine Häuser entstellt. Doch ist hier der schöne Paradeplatz, welcher gegen die Ober-Neustadt zu mit einer Kolonnade geschlossen ist, die einen Halb-Zirkel ausmacht; an beiden Enden ist ein viereckiger Pavillon, und mitten ein Triumphbogen. Ein vorzüglich schöner Platz ist der Königsplatz in der Ober-Neustadt; er ist zirkelrund, so daß die Gebäude um denselben nach einem Zirkelbogen ausgeschnitten sind. Unter den Straßen ist die Königsstraße die schönste und längste. Die vornehmsten und sehenswerthesten Gebäude in Cassel sind, außer dem kurfürstlichen Schlosse, der Pallast Bellevue, und das Museum in der Ober-Neustadt. In diesen Palläſten sind manche Kunstschätze und Naturmerkwürdigkeiten aufgehäuft. Die letzten Landgrafen waren reiche Herren, und hatten mitunter viel Geld auf solche Gegenstände verwendet. Von den Fabriken in Cassel erwähne ich nur der Spiegelfabrik, der Tabaksfabrik, der Tapetenfabrik, und einer Kattunfabrik, mehrerer kleinen Fabrikanstalten nicht zu gedenken.

Wer einmal in Cassel ist, muß auch das eine Meile davon entfernt liegende kurfürstliche Lustschloß Wilhelmshöhe (den Weißen Stein) sehen. Ich benutzte einen Sonntag dazu, die Anlagen, die mir von allen Seiten so sehr gerühmt wurden, selbst zu sehen. Alles übertraf meine Erwartung; aber den größten Eindruck machte auf mich das achteckige steinerne Gebäude, welches auf dem Gipfel des Berges stehet. Dieses beträgt im Durchschnitt 224 Fuß; auf demselben stehet eine 96 Fuß hohe Pyramide von Quadersteinen, und auf dieser eine kupferne Bildsäule des Herkules, 31 Fuß hoch, auf einem Fußgestelle von 11 Fuß Höhe. Die Keule ist so geräumig, daß sechs bis sieben Personen bequem Platz darin finden. Von dem Fuße des achteckigen Gebäudes laufen die Kaskaden, welche verschiedene Abtheilungen und dazwischen liegende Bassins mit Fontainen haben. —

Der Getraidebau, der Flachsbau, die Viehzucht, Bienenzucht und der Bergbau, nebst mehrern, besonders Leinwand-Manufakturen,

geben den Hessen, die überhaupt als ein genügsames Volk sich von jeher auszeichneten, hinreichende Nahrung. Die Hessen, Abkömmlinge eines berühmten alten deutschen Volksstammes, der Catten, haben sich auch in den letzten Jahren durch die Anhänglichkeit an ihre uralte Regenten-Familie, welche durch französische Tyranney gewaltsam und gegen alles Völkerrecht aus ihrer Mitte gerissen wurde, und einem fremden Herrscher Platz machen mußte, ausgezeichnet, wenn auch ihre Anstrengungen allein sie nicht von dem fremden Joche zu befreien vermochten. Immer gereicht ihnen ihre Treue und Bravheit zu großer Ehre, und jetzt, da die gütige Vorsicht ihren geliebten alten Landesherrn wieder in ihre Mitte gestellt hat, werden sie auch bald der Leiden vergessen, die ihnen die Jahre lange schmerzliche Trennung von ihm verursachte. —

Von Cassel ging ich über Göttingen, wo eine der berühmtesten Universitäten, mit einer der schönsten und ansehnlichsten Bücher- und Naturalien-Sammlung, blühet, nach Han-

nover. Während ich von Cassel nach Gött
gen reiste, begleitete mich zu meiner Recht
stets der hohe Brocken, oder Blocksberg, d
über das Harzgebirge weit hervorragt, und
dem abergläubischen Pöbel sehr übel berüch
ist. Hier soll, nach dem Geschwätz desselb
der Satan in leibhaftiger Gestalt am erst
Mai jedes Jahres mit Hexen und Hexenm
stern schmausen und tanzen, und ihnen da
seine Hülfe für die Zukunft von neuem zu
gen. — Noch vor zwanzig Jahren war nic
leicht ein Bauer in der Gegend des Harzes
finden, der nicht an dieses dumme Mährch
geglaubt hätte. Doch jetzt verliert sich die
Aberglaube allmälig. —

Hannover ist die Hauptstadt des Kön
reichs Hannover; und wenn auch die Köni
(— seit beinahe hundert Jahren zugleich K
nige von Großbrittannien —) nicht daselbst
sidiren, so ist hier doch der Sitz der Land
kollegien und der Administration des ganz
Landes. Ihre Größe ist sehr ansehnlich, de
se zählt über 2000 Häuser und über 200

Einwohner. Sie ist größtentheils wohlgebaut, und hat mehrere Gold- und Silber-, Seiden- und Kattunmanufakturen. In der Nähe derselben liegen die königlichen Lustschlösser Herrnhausen und Montbrillant, wo man vortreffliche Gartenanlagen findet. Ich hatte keine Zeit, sie zu besehen; ich gab meine Briefe ab, und eilte nach

Braunschweig, der Residenz des Herzogs von Braunschweig-Wolfenbüttel. Die Stadt Braunschweig liegt an der Ocker, und gehört zu den größten und volkreichsten im innern Deutschland, denn man zählt hier 27000 Einwohner. Mehrere Fabriken, z. B. in Leder, Tabak u. s. w., nebst ein Paar berühmten Messen, machen die Stadt sehr lebhaft. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnet sich der herzogliche Pallast, das Zeughaus, und mehrere andere aus. Auch blühen hier einige Erziehungsanstalten und die Militair-Akademie, auf welcher junge Leute zu Offizieren gebildet werden. — Im Mittelalter war Braunschweig ein Hauptort des Hanse-Bundes.

Magdeburg war nun das nächste Ziel meiner Reise. In einer äußerst fruchtbaren Ebene liegt diese ziemlich große und feste Stadt an der Elbe, die mit ihren Handelsfahrzeugen vor- und rückwärts befahren wird. Der Handel ist zwar meist Transito- und Speditionshandel; doch sind auch manche ansehnliche Fabriken hier, deren Waaren ausgeführt werden. Man arbeitet in Seide, Leinen, Baumwolle und Wolle. — Sonst war Magdeburg der Sitz eines Erzbischofs, und es gehörte ein ansehnliches Gebiet dazu. Nach dem dreißigjährigen Kriege kam dieses Bisthum, unter dem Titel eines Herzogthums, an den Kurfürsten von Brandenburg, dessen Nachfolger, die Könige von Preußen, es noch jetzt besitzen. Die Stadt Magdeburg begreift ohngefähr 3000 Häuser und 25000 Einwohner. Die dabei liegende Citadelle gehört unter die stärksten, welche man kennt. —

Von Magdeburg fuhr ich auf einem Elbschiffe den Elbstrom herunter bis nach Ham-

burg. Noch nie hatte ich eine so große und lebhafte Stadt gesehen. Die Zahl ihrer Häuser beträgt 8000, welche meist auf holländische Art erbauet und sehr reich möblirt sind, und der Einwohner sind mehr als 100,000. Die Umgebungen von Hamburg sind äußerst angenehm, überall siehet man Gärten und Landhäuser; und viele Fremde wohnen blos zu ihrem Vergnügen hier. Der Handel ziehet aber auch eine Menge Kaufleute aus allen Ländern von Europa hieher; denn der Handelsverkehr ist hier so beträchtlich, daß man Hamburg nicht ohne Grund London und Amsterdam an die Seite setzen, und ihm zum wenigsten den dritten Platz unter den Handelsstädten in Europa einräumen muß. Es liegt sehr vortheilhaft an dem nördlichen Ufer der Elbe, welche unter den Wällen der Stadt einen sehr geräumigen Hafen bildet, und in welcher mit Hülfe der Fluth die größten Handelsschiffe den Strom herauf kommen können. Dieser Hafen wimmelt auch beständig von Schiffen, welche die Erzeugnisse aller Gegenden hieher bringen, und Ham-

burg zu einer allgemeinen Waaren-Niederlage machen.

Die Fabriken in Hamburg sind nicht minder wichtig. Man zählte, als ich hier war, allein 300 Zuckerraffinerien, eine Menge Kattun- und Leinwand-Druckereien, Wachsbleichen, Ledergerbereien, Tabaksfabriken u. s. w. Die Stadt nebst dem kleinen dazu gehörigen Gebiete hat eine freie demokratische Verfassung; sie ist eine deutsche Reichsstadt, und die wichtigste von den noch bestehenden Hansestädten. Leider hat diese schöne Stadt in dem letzten Kriege, welchen die Deutschen um ihre Freiheit führten, eine lange, schreckliche Belagerung aushalten müssen, wodurch der größte Theil ihrer äußern Schönheit, wie ihres Wohlstandes, vernichtet worden ist.

Meine Geschäfte nöthigten mich, auch Lübeck zu besuchen. Diese Stadt hat 3000 Häuser und 32000 Einwohner, und ist gleichfalls eine deutsche Reichs- und Hanse-Stadt. Ihre Lage an der schiffbaren Trave, wel-

che nicht weit davon, bei Travemünde, wo die Lübecker ihren Hafen haben, in die Ostsee fällt, macht sie zur Handlung sehr geschickt. Sie treibt daher einen sehr einträglichen Zwischenhandel zwischen Deutschland und den Ländern an der Ostsee, vorzüglich mit Getraide und Wein, und ihre eigene Zucker-, Tabak- und Stärke-Fabriken brachten ihr von jeher einen bedeutenden Gewinn. Ihre Verfassung ist demokratisch. Ich kehrte nach Hamburg zurück, und ging von da nach

Bremen an der Weser, welches etwas größer als Lübeck ist, und von jeher, so wohl wegen seiner Zuckerraffinerien, als auch wegen seiner Leinwand-, Tuch- und Wollemanufakturen, wegen seiner Schiffswerfte und wegen seiner ausgebreiteten Handlung nach dem westlichen Europa sehr berühmt war. Auch diese Stadt ist eine deutsche Reichsstadt, und hat eine demokratische Verfassung.

Hier war es, wo ich einen jungen Kaufmann aus Düsseldorf kennen lernte, der mir so viel von den Schönheiten und Merkwürdigkeiten der daſigen Gemäldegallerie erzählte, daß ich, der ich von jeher ein groſser Freund der Kunst gewesen war, selbst lüstern wurde, sie genauer zu betrachten. Vielleicht war es auch möglich, auf diesem Wege etwas in Handelsgeschäften zu thun, und deshalb hoffte ich um so eher Verzeihung von meinem Vater zu erhalten, daß ich nicht auf dem vorgeschriebenen Wege zurückkehrte; und da mein Freund nicht länger in Bremen verweilte, sondern nach seiner Vaterstadt sogleich zurückkehrte, so fand ich um so weniger Bedenklichkeit, meinen Wunsch zu befriedigen.

Wir nahmen unsern Weg über Münster. Da wir uns aber hier nicht aufhielten, sondern unsere Reise sogleich fortsetzten: so hatte mein Freund die Gefälligkeit, mich mit den Merkwürdigkeiten dieser Stadt bekannt zu machen. Münster, sagte er, ist zwar jetzt noch immer eine ziemlich nahrhafte Stadt,

und treibt einen ansehnlichen Handel mit Leinwand und mit Wollen-Waaren. Allein, wenn man ihren Umfang erwägt: so muß man vermuthen, daß sie ehemals viel bevölkerter, und vielmehr in Flor gewesen sey, als jetzt. Dies ist auch wirklich der Fall; denn bis in die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts waren Handel und Gewerbe hier sehr blühend, und die Bevölkerung der Stadt stieg wohl auf 40000 hinan. Allein um diese Zeit (1534 und 1535) erregte ein Haufe schwärmerischer Wiedertäufer, an deren Spitze ein junger Schneider von Leiden, mit Namen Johann Bokold, stand, der auch blos Johann von Leiden heißt, hier große Unruhen. Der Schneider gab sich für einen von Gott gesandten Propheten aus, predigte eine allgemeine Freiheit, Gemeinschaft der Güter, und versprach ein Reich von Wiedergebornen zu gründen, mit deren Hülfe er die benachbarten sündhaften Völker ausrotten, oder bekehren wollte. Sein Anhang wuchs in kurzer Zeit so sehr, daß er im Stande war, die bisherige Regierung abzuschaffen, und den

Fürſt-Biſchof mit ſeinen Leuten aus der Stadt zu jagen. Johann nahm hierauf den königlichen Titel an, trug Krone und Scepter, legte ſich mehrere Weiber bei, und beging gegen alle, die ihm nicht ergeben genug ſchienen, die gröſten Grauſamkeiten, ja er köpfte ſelbſt mehrere mit eigenen Händen. Außer andern Schwärmern, welche ſämmtlich Propheten zu ſeyn vorgaben und weiſſagten, genoſſen Knipperdolling und Krechting beſonders des königlichen Zutrauens. Sie waren die vornehmſten Miniſter des Königes, und auch gewöhnlich ſeine Henker. Der Unfug, welchen dieſe Böſewichter in der unglücklichen Stadt trieben, iſt nicht zu beſchreiben; und wer von ihrer Raſerei nicht angeſteckt war, mußte entfliehen. Bald erſchien jedoch der vertriebene Biſchof mit einem Kriegsheer unter den Mauern der Stadt, und die ſämmtlichen deutſchen Fürſten verſtärkten ihn, das neue Zion, wie die Schwärmer die Stadt Münſter nannten, zu erobern, und dem Unfug ein Ende zu machen. Indeſſen wehrten ſich die Aufrührer doch ſo

lange, bis der Hunger in der Stadt ausbrach, und die Belagerer durch Ueberläufer heimlich in die Stadt gelassen wurden. Auch jetzt vertheidigten sich die verführten Bürger noch wie Rasende; sie wurden jedoch überwältiget, mußten um Gnade flehen, und die Waffen niederlegen. Johann von Leiden, Knipperdolling und Krechting fielen in die Hände der Sieger. Nach vielen Martern wurden sie hingerichtet, und ihre Körper an den höchsten Thurm der Stadt in eisernen Körben, die noch immer als Wahrzeichen der Stadt gegolten haben, aufgehenkt. — Die Stadt kehete damals unter die Herrschaft des Bischofs wieder zurück, gehört aber jetzt dem Könige von Preußen. — In Münster wurde auch vor 160 Jahren (1648) der für Deutschland so wichtige westphälische Friede geschlossen, der einem dreißigjährigen Kriege ein Ende machte.

Düssel-

Düſſeldorf, wo wir indeſſen angekommen waren, iſt die Hauptſtadt des Herzogthums Berg, welches jetzt mit dem preußiſchen Staate vereinigt worden iſt. Die Stadt hat eine ſehr angenehme Lage am Rheine, und treibt auf dieſem Fluſſe einen ziemlichen Handel. Ich befriedigte meinen Wunſch, die ſchöne Bildergallerie zu beſuchen, die freilich jetzt nicht mehr dort gefunden wird. Denn ſie wurde in dem Kriege mit Frankreich von ihrem ehemaligen Beſitzer, dem Kurfürſten von Baiern, nach München gebracht, wo man alſo jetzt die Kunſtſchätze aufſuchen muß, welche ſich ſonſt hier befanden. —

Nach ein paar Tagen verließ ich meinen Freund und Düſſeldorf, und ging durch den Rheingau, wo ich von dem hier wachſenden trefflichen Rheinweine trank, durch das Herzogthum Naſſau über Wißbaden, nach meiner Vaterſtadt zurück. In Wißbaden fand ich alles ſehr lebhaft; es war eben die Brunnenzeit, und die hieſigen warmen Bäder wurden dieſes Jahr vorzüglich ſtark beſucht,

denn außer den deutschen Badegästen hatten sich auch viele Fürsten, Grafen und Edelleute aus dem benachbarten Frankreich, und meist mit ihren ganzen Familien hier eingefunden. Es war mir ihre Anwesenheit zwar auffallend, doch konnte ich mich von der wahren Ursache ihres hiesigen Aufenthalts erst in Frankfurt unterrichten.

Zweites Kapitel.

Der Freiheitsschwindel ergreift mich; ich werde französischer Soldat; komme in englische Gefangenschaft; werde freigelassen, und kehre nach Paris zurück.

Mein Vater war sehr froh, da er mich wieder sahe: denn ich war länger ausgeblieben, als ich sollte, und er hatte daher schon manche Sorge um mich gehabt. Gleichwohl nahm er meine Entschuldigung an, und freute sich, daß ich meine Geschäfte überall so pünktlich ausgerichtet hatte. Er sahe in mir schon einen gemachten Kaufmann; und ich that alles, seine Hoffnung zu rechtfertigen. Doch nach ein Paar Jahren verließ ich die Handlung, und mit derselben auch meine Vaterstadt. Die Ursach davon war Folgendes.

In Frankreich war die bekannte Revolution ausgebrochen; die niedern Stände hatten sich über Adel und Geistlichkeit erhoben, und selbst das Ansehen und die Rechte des Königs sehr eingeschränkt. Die vornehmsten und reichsten französischen Familien verließen nun Frankreich, und begaben sich über den Rhein nach Deutschland, wo sie Truppen warben und exercirten, um mit den Waffen in der Hand die alte Ordnung der Dinge und ihr verlornes Ansehen wieder herzustellen. Dies war auch der Grund, weshalb ich auf meiner Reise so viele französische Edelleute, besonders in Wißbaden, antraf. Die deutschen Fürsten fürchteten, der Freiheitsschwindel möchte auch den Rhein überschreiten, und ihre Unterthanen gleichfalls ergreifen. Sie versprachen daher den französischen Ausgewanderten mit ihrer Macht beizustehen, um die alte Verfassung in Frankreich wieder herzustellen. Beträchtliche deutsche Heerhaufen vereinigten sich nun mit den Ausgewanderten, und drangen in Frankreich ein. Die Franzosen machte aber der Geist der Freiheit so muthig, daß sie nicht allein die Truppen der Alliirten

aus Frankreich zurück trieben, sondern auch sogar in Deutschland eindrangen, Maynz eroberten, und selbst Frankfurt besetzten. Wo sie hinkamen predigten sie Freiheit und Gleichheit, pflanzten Freiheitsbäume, und feierten republikanische Feste. Ihre Anführer waren meist noch im jugendlichen Alter, und wußten durch feurige Reden die Soldaten zu den gefahrvollsten Thaten zu begeistern. Sehr bald fanden sich auch Deutsche genug, welche die französische Freiheit und Gleichheit erhoben, und den lebhaften Wunsch hegten, daß auch dieses Glück ihrem Vaterlande zu Theil werden möchte. Besonders machte ihr ganzes Benehmen einen sehr tiefen Eindruck auf jugendliche Gemüther; und viele Jünglinge in Frankfurt, welche die Zeit der Freiheit für Deutschland noch weit entfernt hielten, verließen den väterlichen Heerd, und folgten den französischen Fahnen der Freiheit. Auch mich hatte der Gedanke ganz begeistert, Republikaner zu werden; ich hörte weder auf die Vorstellungen meines Vaters, noch auf die Bitten meiner Mutter. Im Geheim machte ich Bekanntschaft mit einigen französi-

schen Offizieren; und wurde von ihnen, da sie mir wegen meiner mathematischen Kenntnisse mit der Hoffnung schmeichelten, daß ich bald Offizier werden könnte, sehr leicht gewonnen von Frankfurt zu entfliehen, und mich in Maynz anwerben zu lassen.

In Maynz (am Einfluß des Mayns in den Rhein) fand ich den Freiheitsschwindel noch größer, als in Frankfurt; ich sahe, daß sehr angesehene und gelehrte Männer demselben huldigten, und dieß bestärkte mich in meinem Vorsatz, unter den französischen Fahnen die Freiheit in meinem Vaterlande verbreiten zu helfen; denn ich glaubte die Revolutionirung von Deutschland ganz nahe. Mein Aeußeres so wohl, wie meine Kenntnisse, verschafften mir bei dem französischen Heerführer eine gute Aufnahme; und ob ich gleich noch nie eine Flinte in der Hand gehabt, und noch weniger Kenntnisse vom Soldatendienst hatte, so wurde ich doch alsbald als Unter-Offizier angestellt. Jetzt befand ich mich auf dem höchsten Gipfel meines Glücks, und meine Einbildungskraft schuf mir eine glänzende Zukunft. Während

ich mich mit den Anfangsgründen des Soldatendienstes bekannt machte, fehlte es mir auch nicht an Gelegenheit, mich in Maynz umzusehen, welches ich, trotz der Nachbarschaft von Frankfurt, noch nicht hinlänglich kannte. Seine weitläuftigen Festungswerke, die es zu einer der ersten und stärksten Festungen in Europa machen, zogen besonders meine Aufmerksamkeit auf sich. Dann besahe ich die schöne Domkirche, den prächtigen kurfürstlichen Pallast (denn hier war sonst die Residenz des Erzbischofs und Kurfürsten von Maynz), mehrere andere schöne Gebäude und Plätze; aber, einigen Weinhandel abgerechnet, schien mir hier kein starker Handel getrieben zu werden. Die Einwohner, 25000, hatten sich bis dahin meist durch den Aufwand ernährt, den der kurfürstliche Hof machte. — Jetzt ist Maynz dem Großherzog von Hessen zugetheilt.

Nach einigen Wochen erhielt ich Befehl, mit mehrern Truppen nach Straßburg abzugehen, um diese Festung gegen einen Angriff der Oestreicher vertheidigen zu helfen. Diese Stadt, welche nicht weit vom Rheine liegt,

war ehemals eine deutsche Reichsstadt, und vor ohngefähr 100 Jahren, so zu sagen mitten im Frieden, von den Franzosen überfallen und weggenommen worden. Sie ist jetzt eine der französischen Hauptfestungen gegen Deutschland, und zählt gegen 50000 Einwohner. Unter den hiesigen öffentlichen Gebäuden ist besonders der Münster (oder die Domkirche) mit seinem ungeheuer hohen Thurme bewundernswürdig, auf welchem man eine sehr weite, prächtige Aussicht hat. Straßburg treibt einen beträchtlichen Zwischenhandel mit französischen und deutschen Waaren und Produkten, und liefert nach Deutschland besonders viele Luxus-Artikel, deren viele selbst hier verfertiget werden. Jetzt hat sie auch eine protestantische Akademie, und eine medizinische Schule.

Wir waren kaum ein Paar Tage hier, als wir wieder aufbrechen mußten, um nach Paris zu marschiren, wo der National-Konvent eine Verstärkung der Truppen nöthig hielt, weil sich hie und da noch viele Anhänger des Königs fanden, welche den Gliedern des Kon-

vents gefährlich schienen. Unser Marsch ging durch Lothringen, welches sonst auch eine deutsche Provinz war, und worin die beiden grossen und schönen Städte Nancy und Metz liegen. Jene war ehemals die Residenz der Herzoge von Lothringen und hat sehr ansehnliche Seiden- und Tuchmanufakturen. Diese, vor Zeiten deutsche Reichsstadt, kam in dem ersten deutschen Religionskriege (1551) an Frankreich, und konnte selbst von dem mächtigen Kaiser Carl V nicht wieder erobert werden; jetzt ist sie noch vielmehr befestiget worden.

Als wir zu Paris ankamen: war man eben beschäftiget, dem entsetzten Könige Ludwig XVI, den Prozeß zu machen; und wenig Tage nachher wurde er durch die Guillotine enthauptet. So eifriger Republikaner ich auch war: so empörte mich diese Hinrichtung doch; und ich konnte mich nicht ohne Beschämung ansehen, weil ich mich selbst für einen der Mörder des Königs, den man mir noch überdies als einen Mann von gutem Charakter schilderte, ansahe. Doch in dem geräuschvollen Leben, worin ich mich befand, bei der Mas-

mannichfaltigkeit der Gegenstände und Zerstreuungen, die sich mir darboten, und unter dem Toben des unaufhörlich lermenden freiheitstrunkenen Volks hatte ich nicht einmal Zeit recht ernstliche Betrachtungen anzustellen, und nach kurzer Zeit dachte ich nicht mehr an die Hinrichtung des Königs. Da ich nicht wußte, wie lange ich in Paris bleiben würde: so benutzte ich meine Zeit, theils diese merkwürdige Stadt so genau als möglich kennen zu lernen, theils aber auch, um mich hier in der Mathematik und besonders im mathematischen Zeichnen immer mehr zu vervollkommnen, und endlich mir eine Uebersicht der Geschichte von Frankreich zu verschaffen.

Einer meiner Kameraden, ein sehr gebildeter junger Mensch, der die Geschichte seines Vaterlandes genau kannte, nahm es sehr gern über sich, meinen Wunsch in dieser Hinsicht zu befriedigen.

„Mein Vaterland", erzählte er, „führte in den ältesten Zeiten den Namen Gallien, und wurde von einer Menge kleiner, von einander unabhängiger Völkerschaften, bewohnt,

Einige derſelben drangen einſt über die Alpen nach Italien vor, und drohten Rom zu zerſtören, ſie wurden aber zurückgeſchlagen. Als nach der Zeit ſich die Römer über ganz Italien ausgebreitet hatten: fanden ſie auch bald Gelegenheit, ſich an den Nachkommen jener alten Gallier zu rächen, und der römiſche Feldherr Julius Cäſar, unterwarf binnen zehn Jahren ganz Gallien der römiſchen Herrſchaft. Länger als vier hundert Jahre blieb Gallien nun eine Provinz der römiſchen Monarchie: dann brachen aber aus dem nordweſtlichen Deutſchland die Franken über den Rhein, vertrieben die Römer und unterwarfen ſich das Land. Von nun an hieß es Frankreich, und ſeine Könige machten ſich bald wieder den benachbarten Völkern furchtbar.

Carl der Große dehnte ſein Reich über Deutſchland, Spanien und Italien aus; die Krone des erloſchnen weſtlichen Kaiſerreichs glänzte auf ſeinem Haupte. Seine ſchwachen Nachfolger ließen das Gebäude wieder verfallen, welches er ſo mühſam aufgebauet hatte. Deutſchland und Italien wurden von Frank-

reich (843) getrennt; und die wilden Normänner verwüsteten die schönsten Gebiete des Landes, ja sie gründeten so gar einen normännischen Staat*) in Frankreich. Die großen Vasallen der Krone, zu welchen endlich auch der König von England (wegen Guinea) kömmt, trotzten dem königlichen Ansehen immer mehr. Doch jetzt kam der dritte Stand empor, die gewerbfleißigen Bewohner der Städte wurden reich, und schlossen sich an die Könige (Carl IV Ludwig X) an; mit ihrer Hülfe konnten diese den Anmaßungen ihrer Vasallen nachdrücklicher begegnen, und die Ruhe des Reichs leichter sichern. Aber der unglückliche Familienzwist zwischen den Häusern Orleans und Burgund stürzte Frankreich von neuem ins Verderben. Nur ein kleiner Theil des Landes erkannte Carl VII als König; der größere hatte seinen Schwager, Heinrich V von England, gehuldigt, und Paris selbst ihm die Thore geöffnet. Kaum herrschte Ludwig VII noch jenseits der Loire; auch diese wollten die Engländer überschreiten und Carls treue Stadt Orleans er-

*) Die Normandie.

obern. Da erſchien ein achtzehnjähriges Mädchen (Johanna d'Arcq), ſchlug die Engländer, entſetzte Orleans, führte Carl VII zur Krönung nach Rheims, und wurde bald hernach von den Engländern gefangen und — als Hexe verbrannt!!

Dieſe niedrige Rache verſchaffte jedoch den Engländern die verlornen Provinzen nicht wieder: ſie mußten im Gegentheil auch die Erbländer ihrer Könige (Guinea und u. a. welche ſie über 300 Jahre beſaßen), aufgeben, und ſich über das Meer nach ihrer Inſel retten. Bald wurden nun auch die übrigen Vaſallen gedemüthiget, und das letzte große Kronlehn, Bretagne, mit dem Reiche vereinigt. Von nun an ſahe man, was die vereinigte Macht Frankreichs vermochte. Es widerſtand den benachbarten Mächten nachdrücklich, und erweiterte ſogar ſeine Grenzen auf mehrern Seiten. Aber die unglücklichen Religionskriege, die Bartholomäusnächte, und die Intriguen der Hoffaktionen brachten es abermals an den Rand des Verderbens, von welchen es der Muth und die Klugheit Heinrichs IV retteten.

Jetzt ging ihm eine neue Sonne des Glücks auf. Von innen beruhiget, blühten Handel und Gewerbe, und unter der zwar luxuriösen, aber thatenreichen Regierung Ludwigs XIV, schien es die höchste Staffel des Ruhms erreicht zu haben. Allein die großen Anstrengungen, welche Ludwig in den letzten Kriegen, die er mit dem halben Europa führte, machen mußte, hatten Frankreich eine solche Schuldenlast zugezogen, der es sich unter den folgenden Regenten nicht wieder entledigen konnte. Umsonst versuchte man mehrere Mittel die Finanzen wieder in Ordnung zu bringen, und den gesunkuen Kredit der Nation zu heben; und als alles nicht helfen wollte, berief der König Ludwig XVI, eine National-Versammlung. Das einander so oft entgegengesetzte Interesse des Adels, der Geistlichkeit und des Bürgerstandes, aus welchen die Deputirten dieser Versammlung bestanden, gab zu so mannichfaltigen Erörterungen der Freiheiten und Rechte einzelner Stände und Personen, und der ganzen bisherigen Verfassung die Veranlassung, daß die Sitzungen öfters sehr stürmisch wur-

den. Bald lief das bisher durch die übrigen Stände gedrückte Volk zusammen, und drang auf die Aufhebung aller Privilegien und Freiheiten, welche einzelne Personen und Stände bisher genossen hatten, und wollte eine allgemeine Gleichheit eingeführet haben. Da sich die übrigen Stände dessen weigerten: so kam es zu einem allgemeinen Bürgerkriege. Wer es nicht mit dem Volke hielt, mußte das Reich verlassen; und der König wurde seiner Würde entsetzt, und als ein Verräther des Vaterlandes hingerichtet, und eine republikanische Verfassung eingeführet." —

So weit erzählte mein Freund, ich selbst war Zeuge der Hinrichtung des Königs gewesen, und sahe die Republik entstehen: doch muß ich auch zugleich sagen, daß diese republikanische Verfassung nur von 1792 — 1804 bestand. In dem letzten Jahre schwang sich Napoleon Bonaparte zum Kaiser der Franzosen empor, und Frankreich blieb bis zum 2ten April des Jahres 1814 ein Kaiserthum. An diesem Tage erklärte der Senat den Kaiser Napoleon, seiner Tyranney und Bedrückungen

wegen, des Thrones verlustig, und rief von neuen einen Bourbon, den Bruder des hingerichteten Ludwigs XVI, auf den Thron. Seit dieser Zeit, wo Ludwig XVIII in Frankreich zu regieren anfing, hat dieses Reich auch den Titel eines Königreichs wieder angenommen.

Ich kehre nun zur Erzählung meiner Begebenheiten zurück.

Paris war für mich eine ganz neue Welt; so groß (30000 Häuser) und so volkreich (590,000 Einwohner) hatte ich noch keine Stadt gesehen. Ihre Lage an beiden Ufern der Seine und auf einigen Inseln in diesem Flusse ist sehr reizend, und die Anzahl der großen und prächtigen öffentlichen und Privat-Gebäude ist sehr beträchtlich. Schade, daß sie so wenige gerade und breite Straßen hat; denn die meisten Gassen, deren man bei meiner Anwesenheit beinahe 900 zählte, sind fast durchaus enge, krumm und kothig. Der Koth von Paris ist sogar zum Sprüchwort geworden. —

Die vorzüglichsten Prachtgebäude sind die Tuillerien, wo sonst die Könige residirten, die man zur Zeit der Revolution in den Nationals

Monalpallaſt verwandelte, und wo jetzt der König wieder ſeine Reſidenz genommen hat; das Louvre mit dem Muſeum, welches die vorzüglichſten Kunſtſchätze des halben Europa enthält; das Pallais Royal, eine kleine Stadt, mit allen möglichen Kunſterzeugniſſen angefüllt; die Domkirche Notre Dame; das Hotel de Dieu; die Bibliothek, der Tempel, wo Ludwig XVI gefangen ſaß; die Salpetriere; das große Invalidenhaus, wo 6000 alte verwundete Krieger verpflegt werden u. a. m. Der Nationalgarten, mit der Sammlung ausländiſcher Gewächſe und mit der Menagerie zog gleichfalls meine beſondere Aufmerkſamkeit auf ſich. Auch beſuchte ich die berühmte Tapetenfabrik der Gobelins; und hatte vielmals Gelegenheit, die Geſchicklichkeit der hieſigen Künſtler, beſonders der Juwelirer, wie der Silber- und Goldarbeiter zu bewundern.

Da ich über ein halbes Jahr in Paris blieb: ſo hatte ich indeſſen Zeit, auch die merkwürdigſten Orte um Paris kennen zu lernen.

Ich besuchte das prächtige Versailles, welches seit seinem Erbauer Ludwig XIV die Residenz der Könige gewesen war; ich stieg zu St. Deny's in die Gruft der alten Könige hinab; und sahe die ungemein reizende königliche Sommer-Wohnung, St. Cloud. —

Gern wäre ich noch länger in Paris geblieben: aber der König von England, durch die Hinrichtung Ludwigs XVI mit dem höchsten Unwillen gegen die französische Nation erfüllt, schlug sich auf die Seite der verbundenen Fürsten, und erklärte den Franzosen den Krieg. Dadurch kamen die französischen Kolonien in Westindien in Gefahr, und der National-Konvent befahl daher die Verstärkung der dortigen Garnisonen. Mehrere Regimenter, und auch das Meinige, sollten dahin eingeschifft werden; ich war einmal Soldat, ich mußte folgen.

Das Regiment ging nun zunächst nach Orleans an der Loire; von da nach Tours, wo einst einer der Franken Feldherren, Carl Martell, (732) die aus Spanien vorgedrungenen Sarazenen so nachdrücklich schlug, daß sie nie wieder einen Angriff auf Frankreich wag-

ten; — und endlich nach Rochefort. Hier sahe ich das Meer zum erstenmal; und ich vermag den Eindruck nicht zu beschreiben, den sein Anblick auf mich machte.

Im Hafen lagen mehrere Kriegsschiffe, die gleichfalls meine Bewunderung auf sich zogen, und viel Kauffartheischiffe. Die letzten waren zu unserm Transport bestimmt, und wir wurden alsbald darauf eingeschifft. Nach einigen Tagen gingen wir schon mit günstigem Winde unter Seegel. Den ersten Tag litt ich etwas von der Seekrankheit; doch das Wetter war schön, und sie ging bald vorüber. Ich schlief die Nacht hernach desto fester, und war kaum erwacht, als man in der Ferne ein Schiff bemerkte, welches gerade auf uns zu seegelte. Es war ein englisches Schiff, welches auf uns Jagd machte. An Vertheidigung war nicht zu denken, entfliehen konnten wir nicht; es blieb uns nichts übrig, als uns zu ergeben. Der englische Kapitain führte seine Prise nach Irland, wo er uns ans Land setzte. Der grösste Theil unserer Schiffsmannschaft wurde

dort gefangen gehalten; ich hingegen, weil ich ein Deutscher war, erhielt die Erlaubniß, nach Dublin zu gehen, und bekam sogar nach einiger Zeit die Freiheit, nach Deutschland zurükzukehren. Zum Glück hatte man mir meine kleine Baarschaft gelassen, von welcher ich bis zur Rückkehr in mein Vaterland allenfalls leben konnte. Nach einiger Zeit wurde ich mit einem jungen Irländer, mit Namen Somptom, bekannt, der unter einem irländischen Regimente in Frankreich gestanden hatte, und jetzt hieher gekommen war, einige Familien-Angelegenheiten zu berichtigen. Er verließ eine Geliebte in Frankreich, und wünschte bald dahin zurückkehren zu können. Wir beschlossen daher, auf einem holländischen Schiffe nach den Niederlanden zu gehen, und dann jeder seiner Bestimmung zu folgen. Indessen verging noch eine geraume Zeit, ehe wir unser Vorhaben ausführen konnten: allein der Umgang mit Somptom war für mich so unterhaltend und lehrreich, daß sie mir gar nicht lang wurde. Sein Vaterland war mehrmals der Gegenstand unserer Unterhaltung, und er machte mich so-

wohl mit den Begebenheiten als mit den Merkwürdigkeiten desselben hinlänglich bekannt.

Irland hatte bis zum zwölften Jahrhundert eigne Könige, und seit dem fünften Jahrhundert war die christliche Religion daselbst bekannt. Nach einem sehr blutigen, gegen 400 Jahr dauernden Kriege kam es unter die Herrschaft der englischen Könige: aber die protestantische Religion, welche diese in Irland einführen wollten, verursachte abermals viele Unruhen. Viele Katholiken gingen nach Frankreich, und wurden dort gut aufgenommen. Gleichwohl ist die Zahl der Katholiken in Irland noch immer größer, als die Zahl der Protestanten. Man hat ihnen zwar nach und nach mehrere Rechte eingeräumet: allein bis jetzt hat es ihren Vertheidigern nicht gelingen wollen, ihnen alle Vorrechte der Protestanten zu verschaffen; so ernstlich sie sich auch darum bemühet haben.

Bis vor wenig Jahren machte Irland noch ein eignes Reich aus, mit einem besondern Parlamente, welches, wie das englische, in das Ober- und Unterhaus abgetheilt war: jetzt

schickt es aber seine Deputirten mit zu dem englischen Parlamente, und aller Unterschied zwischen beiden Ländern ist aufgehoben. Gleichwohl erscheinen die Engländer doch noch immer als die Beherrscher Irlands. Die Vices Könige, welche im Namen des Königs dort gebieten, werden meist aus den Engländern, selten aus den Irländern genommen; dasselbe gilt auch von den meisten wichtigen Landesstellen, immer werden die Engländer den Eingebornen vorgezogen. Die Irländer hassen daher die Engländer, als ihre Unterdrücker, und mehrmals haben sie gesucht, sich der englischen Ober-Hoheit zu entziehen.

Wie mir Sympton erzählte, so soll in Irland kein giftiges Thier zu finden, und das Holz, welches auf der Insel wächst, dem Wurmfraß nicht unterworfen seyn. Das Land hat viele kleine Landseen; und in manchen Gegenden ist es sehr gebirgig. Es bringt alle mögliche Lebensmittel hervor, nur keinen Wein, den man jedoch durch Aepfelwein, der hier Cyder heißt, und welcher aus besonders dazu schicklichen Aepfelsorten gepreßt wird, ersetzt.

Dagegen hat es einen Ueberfluß der schönsten Wiesen. Die Viehzucht macht daher den größten Reichthum des Landes aus, und Pökelfleisch ist der wichtigste Artikel der irländischen Ausfuhr. Es fehlt zwar dem reichen Boden Irlands überhaupt an Kultur, aber die innern und westlichen Gegenden sind doch am wenigsten angebaut. Dort wohnen noch die Nachkommen der Urbewohner dieser Insel, zwar in der größten Dürftigkeit, aber voll hoher Begriffe von ihrem persönlichen Werth. Sie sind klein, aber stark und gesund; ihre Häuser sind nur elende Hütten, und ihre Lebensmittel Milch, Kartoffeln und andere Vegetabilien. So kärglich diese Menschen aber auch selbst von der Natur versorgt sind: so giebt es doch nicht leicht ein Volk, welches gastfreier wäre, als diese armen Irländer.

Dublin ist die Hauptstadt von Irland. Da ich mich einige Zeit hier aufhielt: so hatte ich Zeit genug, sie kennen zu lernen. Sie ist groß und wohlgebaut, zählt eine Menge Einwohner, und treibt vielen Handel. Der Vicekönig residirt daselbst, und der größte Theil

des irländischen Adels hält sich hier auf. Das Schloß, das Zeughaus, mehrere Hospitäler und unter diesen das Invalidenhaus, sind sehr schöne Gebäude. Auch hat Dublin einen sehr bequemen Hafen.

Mit einem englischen Fahrzeuge gingen wir nach England über: doch tauschte ich vorher meine französischen Kleider gegen einen englischen Anzug um. Durch diese Vorsicht und durch die Bekanntschaft meines Freundes Sompton mit der englischen Sprache, entgingen wir den Beleidigungen, denen Fremde in diesem Lande von dem Pöbel sehr leicht ausgesetzt sind. Unser kleiner Geldvorrath gestattete nicht, daß wir einen Wagen miethen konnten, wir mußten also unsern Weg zu Fuße machen. Indessen hat diese Art zu reisen, auch manches Angenehme, und gestattet insbesondere eine viel bequemere Untersuchung des Landes, bei welchem man vorüber geht, so daß mir dieser Weg gar nicht langweilig geworden ist. Sehr viel trug hierzu freilich die genaue Kenntniß meines Freundes bei, die er in der englischen

Geschichte hatte, und von welcher er mir unterweges die Grundzüge entwarf.

„England", erzählte er, „wurde in frühern Zeiten von den Römern, und hierauf von den Angelsachsen erobert. Endlich brachte es der Herzog, Wilhelm der Eroberer, von der Normandie, unter seine Gewalt. Es hatte stets eigne Könige; öfters erlitt es aber große innere Zerrüttungen, und es wurden Könige abgesetzt, eingekerkert, und einige gar hingerichtet. Bald war die Gewalt des Parlaments sehr eingeschränkt, und die Könige herrschten ganz nach Willkühr; bald war es auch umgekehrt. Der berüchtigte Cromwell ergriff gegen seinen König, Carl I, die Waffen, nahm ihn gefangen, und ließ ihn durch seine Kreaturen zum Tode verdammen. Ein vermummter Henker enthauptete ihn. Bei vielen jener innern Unruhen, fuhr Sompton fort, wurde die Religion zum Vorwande genommen. Das Christenthum verbreitete sich bald nach der Eroberung durch die Römer in England, und die Einwohner zeigten sich lange als getreue Unterthanen des römischen Stuhls. Als aber der König Heinrich VIII

durch den Pabst von seiner Gemahlin Eleonore von Aragonien geschieden seyn wollte, damit er seine Geliebte Anne Boleyn heirathen könnte; und als der Pabst nicht zu bewegen war, dem Verlangen des Königs nachzugeben: so entzog der König ganz England dem Gehorsam gegen den päbstlichen Stuhl, und nöthigte seine Geistlichkeit, ihn selbst für das Oberhaupt der englischen Kirche zu erkennen. Hierauf hob er die Klöster auf, verbrannte die Reliquien und heiligen Bilder, und vernichtete manches andere, was von jeher zum Wesen des römischen Gottesdienstes gehört hatte. Sein Sohn führte nun Calvins Lehren in England ein. Jakob II wollte zwar die katholische Religion wieder herstellen: aber seine Unterthanen vertrieben ihn nach Frankreich, und wählten den Prinzen von Oranien, Wilhelm III, (1688) zum König. Jakob konnte sein Reich nie wieder erobern. Noch jetzt ist die protestantische Religion die herrschende in England, und die Katholiken werden blos geduldet. Seit dem Jahre 1715 besitzt eine deutsche Fürsten-Familie — das ehemalige Kur-Haus Hannover —

den englischen Thron, und der jetzige König, welcher seit 1762 regiert, heißt Georg III.“

Diese und ähnliche Unterhaltungen schützten uns gegen die Langeweile, und machten, daß wir die Strapazen der Fußreise vergaßen. Auch übernahmen wir uns nicht, sondern machten nur kleine Tagereisen. Eines Tages waren wir aber, wider unsere Gewohnheit, etwas weiter gegangen, um eine kleine Stadt zu erreichen, und bedurften der Ruhe um so mehr. Schon bei unserm Eintritt schien uns jedoch das ganze Städtchen im Aufruhr; und als wir in das Wirthshaus traten, so fanden wir hier einen Haufen Menschen von allen Gewerben und Ständen, welche aßen, tranken, und so einen erschrecklichen Lärm machten, daß wir unser eignes Wort nicht verstehen konnten. Einer derselben schien der Wirth zu seyn: denn bald nahm er einen um den andern von den Anwesenden bei den Händen, und drückte sie ihnen recht freundschaftlich; bald ermunterte er sie zum Trinken, und bot ihnen sein Glas zum Anstoßen. Da ich ihn anfangs selbst für den

Wirth hielt: so wollte ich, daß Sompton bei demselben ein Abendessen und eine Schlafstätte bestellen sollte; aber dieser gab mir einen Wink, und ich merkte nun, daß ich mich geirrt hatte. Endlich fanden wir den Wirth mitten unter der tobenden Menge, und erhielten ein Zimmer. Als wir allein waren, fragte ich meinen Gefährten über diesen sonderbaren Auftritt: weil er aber befürchtete, man möchte uns französisch reden hören; so bat er mich, eine schicklichere Zeit abzuwarten, wo er dann meine Neugierde mit Vergnügen befriedigen wolle. Schon am andern Morgen verließen wir das Städtchen wieder, und kaum waren wir außer den Mauern desselben, als mich mein Gefährte über den bewußten Lärm folgendermaßen unterrichtete. „Sie müssen wissen", sagte er, „daß das englische Parlament, welches die gesetzgebende Gewalt hat, aus zwei Kammern besteht; aus dem Oberhause, oder der Kammer der Pairs und der Lords, und aus dem Unterhause, oder aus der Kammer der Gemeinen. Im Oberhause haben der König, die Prinzen vom Geblüte, die Lords

und Pairs des Reichs, die Erzbischöfe und Bischöfe ihren Sitz; das Unterhaus bestehet aber aus den Deputirten der Grafschaften, Städte, Flecken und Dörfer, welche das Recht haben, Deputirte zu schicken. Das gröſte Vorrecht des Unterhauſes iſt, daß es dem Könige die Subſidien (das Geld, die Mittel), welche er verlangt, zugeſtehen, oder verweigern kann; und der gemeinſte Bauer, wie der vornehmſte Edelmann kann zum Deputirten des Unterhauſes gewählt werden. Aber die vornehmen Engländer ſind darauf auch ſo begierig, daß ſie alles mögliche anwenden, Deputirte des Unterhauſes zu werden. Eins der ſicherſten Mittel, die Stimmen des Volks zu dieſen Ehrenſtellen zu bekommen, iſt nun, wenn die Bewerber das Volk in einer Schenke recht reichlich mit Branntwein, Porter und Fleiſch traktiren. Der Mann, welchen Sie geſtern für den Gaſtwirth hielten, war ein ſolcher Herr, welcher Stimmen ſuchte, um bei dem nächſten Parlament Deputirter zu werden. Zu einer andern Zeit hätte er keinen von dieſen Leuten über die Achſel angeſehen, denen er

gestern so sehr schmeichelte." — Diese Methode, sich das Zutrauen seiner Landsleute zu erwerben, kam mir freilich etwas sonderbar vor: noch mehr wunderte ich mich aber, als mir Sompton sagte, daß diejenigen, welche auf eine solche Art die Stimmen zu ihrer Wahl erkauft hätten, oft genug auch die ihrige im Unterhause wieder verkauften. Denn die Minister wüßten ihre hartnäckigsten Gegner immer durch hohe Civil- und Militair-Stellen, welche der König allein zu vergeben das Recht habe, zu gewinnen, daß sie stets auf ihre Beistimmung bei ihren Vorschlägen rechnen könnten. —

Je mehr wir uns London näherten, desto angenehmer fand ich das Land; reiche Waizenfelder bedeckten überall die Erde, und ungeheuere Viehheerden weideten auf eingezäumten Plätzen. Sie bleiben sich dort Tag und Nacht allein überlassen, und selbst in harten Wintern treibt man die Schafe selten in die Ställe. Ihre Wolle ist von besonderer Güte, und gehört zu den vorzüglichsten Erzeugnissen des Landes. Die Farm (Pachthöfe), zu

welchen diese Viehheerden gehören, sind meist von Backsteinen aufgebauet und mit Ziegeln gedeckt; der gröſste Wohlstand zeigt sich an ihren Bewohnern, und die Freiheit drückt sich auf dem Gesichte jedes gemeinen Bauers aus. Die Natur erscheint hier stets mit dem prächtigsten Grün geschmückt, und ihre Schönheit war mir in der Nähe von London noch auffallender, wo sie durch eine Menge Parks und prächtige Landhäuser erhöhet wurde. Aber wie groß war nicht der Kontrast, als ich in die Stadt selbst eintrat! Ganz London war in eine Wolke von schwarzen und stinkenden Dunst eingehüllt, welchen selbst die Strahlen der Sonne nicht durchdringen konnten. Die Häuser selbst hatten die Farbe dieses Dunstes angenommen. Dieses und die Unreinlichkeit der Straßen, erweckte bei mir keine sonderliche Idee von der berühmten Hauptstadt Groſsbritanniens.

Indessen lernte ich London bald als eine der gröſsten *), reichsten, blühendsten und volkreichsten Städte der Welt kennen. Ihre Lage

*) Man zählt hier gegen 900,000 Einwohner.

an der Themse, erhöhet nicht allein ihre Schönheit, sondern ist auch die vorzüglichste Quelle ihres Reichthums. Der Fluß ist für die größten Schiffe tief genug, und es ist eins der prächtigsten Schauspiele, die ungeheure Menge großer und kleiner Fahrzeuge den Strom beständig auf- und abfahren zu sehen. Ueberdieß ist die Stadt auch reich an großen und schönen Palläſten und Kirchen; ob sich gleich im Ganzen Londons Palläſte nicht durch einen hohen Styl auszeichnen, und man hier vielleicht nicht zehn Privat-Gebäude findet, welche mit den Hotels von so vielen Privatpersonen in Paris verglichen werden können. Auch das Parlamentshaus, Westminsters hall, ist ein altes gothiſches Gebäude; im schönsten Styl ist die Börse erbauet und die schöne Paulskirche, in welcher sich die Denkmähler berühmter Briten befinden. Die Engländer verschwenden dagegen öfters ganz ungeheure Summen auf ihre Landhäuser, welche sie mit der größten Pracht aufzuführen pflegen. Unter den öffentlichen Spaziergängen ist der Park von St. James der berühmteste. Er

ist

ist eine große Wiese, auf welcher Rindvieh- und Ziegen-Heerden weiden, mit einer Menge kleiner Gehölze und von unzähligen Kanälen durchschnitten, und überhaupt den Spazierplätzen ganz unähnlich, wie man sie sonst um Paris fand. Dieser ungeheure Garten, wenn man ihn so nennen will, ist zu allen Zeiten für Jedermann zugänglich. —

Endlich verließen wir auf einem holländischen Schiffe England; und ich war in der That über unsere Abreise sehr froh, denn ich hielt mich hier nicht mehr für sicher, auch waren wir schon ein Paarmal in Gefahr gewesen, gepreßt zu werden. Denn trotz der gepriesenen englischen Freiheit, dürfen doch die Kapitains der Kriegsschiffe nicht allein Matrosen, sondern auch jeden andern, dessen sie sich bemächtigen können, zum Dienst auf den königlichen Schiffen zwingen, oder pressen.

Sobald ich auf dem Schiffe war, genoß ich mit viel mehr Ruhe die prächtige Aussicht, welche die Ufer der Themse darbieten, der stolze Strom trug uns auf seinem Rücken bald in das offene Meer.

Den zweiten Tag nach unserer Abfahrt bekamen wir Sturm; weil wir nun fürchteten, an die Küste geworfen zu werden, so steuerten wir nach Norden. Noch nie hatte ich das Meer so wüthend gesehen; und es war mir nicht wohl dabei, als unser Schiff bald von den Wellen bis an die Wolken erhoben, bald wieder in den Abgrund hinab geschleudert wurde. Doch beruhigte mich die Gleichmuth des Kapitains, der seine Pfeife, wie gewöhnlich, schmauchte. Mein Freund bewunderte mit mir das holländische Pflegma; gleichwohl mußten wir gestehen, daß auch wir demselben unsere Ruhe zu verdanken hatten. Der Sturm dauerte fort, und trieb uns nach der schottischen Küste. Hier waren wir so glücklich, einen sichern Ankerplatz zu finden, wo wir es abwarteten, bis sich der Wind legte, und uns wieder günstig wurde.

Als wir im Begriff waren, die Anker zu lichten: kam auf einem kleinen Fahrzeuge ein Mann heran, welcher den Kapitain bat, daß er ihn mit nach Holland nehmen möchte. Der Mensch hatte eine sehr günstige Gesichtsbil-

dung, war aber sehr ärmlich gekleidet. Wir erfuhren von ihm, daß er ein flamländischer Maler sey, der in Edimburg, und in andern schottischen Städten gemalt, aber dort sein so großes Glück gemacht hatte, als er erwartet habe. Wir waren halbe Landsleute, und ich machte mich daher bald näher mit ihm bekannt. Ich unterhielt mich mit ihm so wohl über seine Kunst, wovon ich einiges verstand, als auch über das Land, welches er eben verlassen hatte, und er erzählte mir über Schottland Folgendes.

„Dieses alte Reich hatte lange Zeit seine eignen Könige, jetzt macht es aber einen Theil von England aus. Sein Parlament ist (1707) völlig mit dem englischen vereinigt, und Schottland schickt nun seine Deputirten so wohl in das Ober- als Unter-Haus nach London. Seit dieser Vereinigung hat England erst den Namen, Großbritannien, den es jetzt führet, angenommen. Das Land ist von vielen Strömen, Flüssen und Kanälen durchschnitten, gebirgig und rauh; besonders sind die hohen Gebirge, welche die ganze nördliche Gegend

des Reichs, die daher Hochschottland, Bergschottland heißt, beherrschen, mit ewigem Schnee bedeckt. Die Kälte ist hier im Winter sehr streng, und die Winde wüthen beinah unaufhörlich mit dem größten Ungestüm. In dieser hohen Gegend erhält die reine Luft die Menschen beständig gesund; und man trifft nicht leicht ein Land an, wo sie im Ganzen ein so hohes Alter erreichen, wie in Nordschottland. Die niedern Theile des Landes sind aber freilich viel fruchtbarer, und geben selbst der Fruchtbarkeit Englands wenig nach; auch wird der Boden mit vielem Fleiß angebauet. Fabriken und Handlung blühen hier fast eben so, wie in England; auch giebt Schottland sehr gute Matrosen, und, vorzüglich in den Bergschotten, sehr tapfre Landsoldaten.

Edimburg, die Hauptstadt des Landes, ist eine Stadt von beträchtlicher Größe, und sehr volkreich: die Straßen aber sind eng und unreinlich; doch alles, was zum Lebensgenuß erforderlich ist, findet man hier im Ueberfluß. Auch fehlt es gleichwohl nicht an

schönen Gebäuden. Das merkwürdigste bei der Stadt ist die Festung, welche auf dem Gipfel eines hohen, steilen Felsens liegt. Sie kann von keiner Seite, als von der Stadt aus, erstiegen werden; und sie würde schlechterdings nicht zu erobern seyn, wenn nicht durch die heftigen Erderschütterungen, welche die Kanonenschüsse verursachen, die Brunnen in derselben leicht verschüttet würden.

Sobald wir die schottischen Küsten, und die im Hintergrunde hervorragenden Gebirge aus dem Gesichte verloren hatten; dachten wir nicht weiter an das Land, wo Kultur und grobe Unwissenheit und Rohheit so nahe an einander grenzen; und richteten unsere Augen auf Holland, welches wir nun bald zu erreichen hofften. Unser Freund Sompton machte uns noch auf der Reise mit den merkwürdigsten Begebenheiten dieses Landes bekannt.

„Es ist dieses", sagte er, „das alte Batavien, welches in uralten Zeiten der Regierung der Franken unterworfen war, spätterhin aber durch besondere Grafen beherrscht wurde. Nach der Zeit kam es an die Grafen

von Burgund, und durch die Vermählung Mariens, der einzigen Tochter des letzten dieser Grafen, Carls des Kühnen, mit dem Kaiser Maximilian I, an das Haus Oestreich, bei welchem es bis zur Regierung König Philipps II von Spanien blieb. Es hatte von jeher sehr große Freiheiten, und seine eignen Gesetze, die es stets mit der größten Eifersucht zu erhalten suchte. Besonders war es stolz auf das Vorrecht, daß der Landesherr nicht eigenmächtig Auflagen machen durfte, und diese nur von den Landständen bewilliget werden konnten. Philipp schränkte die Rechte der Stände ein, und wollte hier eben so unumschränkt gebieten, wie in Spanien; überdieß führte er, um Luthers und Calvins Lehren zu unterdrücken, welche in den Niederlanden viele Freunde gefunden hatten, die Inquisition ein. Die studierte Grausamkeit, womit seine Befehlshaber dem Willen ihres Monarchen Gehorsam erzwingen wollten, brachte das Volk aufs Aeußerste; es griff zu den Waffen. Noch nie sahe man mit mehr Tapferkeit und mit mehr Wuth streiten, als die gedrückten Niederländer

gegen die Spanier zeigten; die große spanische Macht war nicht vermögend, dieses kleine Land zu bezwingen, und Spaniens König sahe sich endlich genöthiget, die Freiheit und Unabhängigkeit desselben anzuerkennen.

Von siebenzehn niederländischen Provinzen wurde aber nur sieben das Glück der Freiheit zu Theil; zehn mußten wieder unter die Gewalt ihrer alten Herren zurückkehren. Jene nannte man nun die sieben vereinigten Provinzen, oder die Republik Holland. Bald wurde dieser Staat, selbst noch während des Krieges um seine Freiheit, einer der blühendsten in Europa, und ohne Frage der erste Handelsstaat. Seine Handelsschiffe segelten auf allen bekannten Meeren; und überall legten die Holländer Kolonien an, welche in kurzer Zeit viel beträchtlicher, als das Mutterland, waren. Ueber hundert Jahre erhielt sich Holland auf dieser Höhe; dann sank es, durch innere Unruhen zerrüttet, und die vermehrte Konkurrenz anderer handeltreibenden Nationen an seinem Handelsgewinn geschmälert, immer mehr von seiner Größe herab.

Jetzt ist nicht einmal der Schatten seiner ehemaligen Macht mehr vorhanden. An der Spitze der Republik stand von jeher ein gewählter Statthalter; diese Würde wurde aber nachher wegen der vielen Verdienste mehrerer Prinzen von Oranien in diesem Hause erblich, und das Oberhaupt der Republik führte daher den Titel Erbstatthalter. — In dem französischen Revolutionskriege wurden die vereinigten Niederlande von Frankreich verschlungen, und die Prinzen von Oranien mußten nach England entweichen. Aber nachdem die französische Macht zertrümmert, und die Freiheit der benachbarten unterdrückten Staaten errungen war, kehrte Holland auch wieder in die Reihe selbstständiger Staaten zurück, bekam aber an dem ehemaligen Erbstatthalter einen souverainen Fürsten, welcher, nachdem sein Gebiet auch durch die ehemaligen östreichischen Niederlande vergrößert worden war, den Titel eines Königs der Niederlande angenommen hat. —

Doch ich kehre zur Erzählung meiner Begebenheiten zurück. Während dieser Erzählung waren wir in der Snider-See angekommen,

und jetzt sahen wir den Hafen von Amsterdam mit einer unermeßlichen Anzahl Schiffe vor uns. Die Masten der Schiffe bildeten einen dichten Wald, welcher mit den Gebäuden der Stadt einen großen und prächtigen Anblick gewährte.

Sobald ich ans Land gestiegen war: flog ich nach der Stadt, um sie, ohnstreitig eine der lebhaftesten Handelsstädte der Welt *), von allen Seiten kennen zu lernen. Sie ist mit hohen Mauern und breiten Wassergräben umgeben, und die meisten Straßen sind von Kanälen durchschnitten, welche beständig mit kleinen Fahrzeugen (Trekschuyten) bedeckt sind, worauf die Kaufmannsgüter von den Schiffen leicht in die Niederlage gebracht werden können. Längst der Kanäle stehen Bäume, welche der Stadt sehr zur Zierde gereichen, und den Häusern bei brennender Sonnenhitze Schatten gewähren. So nützlich diese Kanäle sind: so gefährlich sind sie aber auch, indem kein Jahr vergehet, wo nicht eine große Anzahl Menschen

*) Amsterdam hat über 200,000 Einwohner, und ist nach London die wichtigste Handelsstadt in Europa.

darin ertrinken. Die häufigen Nebel, welche hier im Winter so stark sind, daß es nicht möglich ist, einen Schritt vorwärts zu sehen, wenn man des Abends an denselben hingehet, sind die Ursache dieser Unglücksfälle. Von vielen Ertrunkenen erfahren die Anverwandten dann nicht einmal, wo sie hingekommen sind.

Die Stadt hat viele prächtige Paläste; der Regierungs-Pallast, oder das ehemalige Stadthaus, zeichnet sich jedoch unter allen aus; es ist mit überaus großer Pracht aufgebauet. Die Privatgebäude sind meist klein und von wenig Stockwerken, aber sehr bequem, und es herrscht eine unbeschreibliche Reinlichkeit in denselben. Die Umgebungen von Amsterdam sind jedoch nicht weniger schön und angenehm, als die Stadt selbst. Ueberall sieht man Gruppen niedlicher Landhäuser, Büsche, Wiesen, Gärten. Die Holländer sind überhaupt die größten Gartenliebhaber von der Welt, und verwenden sehr große Summen auf ihre Gärten. Es ist aber auch unglaublich, wie hoch sie es in der Gartenkunst gebracht haben; ein Frem-

der, der ihre Gärten nie sah, kann sich durchaus keine Vorstellung davon machen: wer sie aber siehet, muß den holländischen Fleiß bewundernd anstaunen, welcher dieses Sumpf- und Froschland, zu einem der angenehmsten Wohnplätze der Menschen umgeschaffen hat.

Außer Amsterdam besuchten wir noch die berühmten Handelsstädte Rotterdam und Haarlem, und setzten alsdann unsere Reise nach der französischen Grenze fort. Denn ich hatte mich unterdessen entschlossen, wieder nach Frankreich zu gehen, und meine militairische Laufbahn von neuem anzufangen. Die meisten Städte, welche auf unserer Route lagen, hatten Aehnlichkeit mit Amsterdam. Ihre Straßen waren von Kanälen durchschnitten, und die vielen Bäume, womit die Kays, Straßen und Plätze bepflanzt waren, ließen mehr einen Wald, als eine Stadt erwarten. Alle diese Städte stehen durch Kanäle, deren es in Holland eine unzählige Menge giebt, mit einander in enger Verbindung: denn diese Kanäle sind beständig mit Trekschuyten bedeckt, die von weitem auf Wiesen hinzusegeln scheinen,

und den Handelsverkehr gar sehr befördern. Ueberhaupt gleicht ganz Holland einer einzigen großen Wiese. Der weiche und morastige Boden schickt sich nicht gut zum Ackerbau, und läßt sich nicht besser, als zu Viehweiden benutzen. Daher siehet man hier auch überall große Rindviehheerden, welche die holländischen Käse geben, von welchen so viele ausgeführt werden.

Aber trotz der Einförmigkeit, welche eine weite Ebene sonst zu haben pflegt, ist das Land doch sehr freundlich: denn wo man seine Blicke hinwendet, da siehet man Wasser, Gärten und eine Menge bunt gemalter und aufgeputzter Häuser, welche Abwechselung die Gegend gleichwohl sehr lachend macht. Die Reinlichkeit der holländischen Dörfer ist bekannt. Die meisten sind mit Backsteinen gepflastert, und gleichen großen Flecken, und allenthalben lassen die Einwohner den größten Wohlstand blicken. Sehr merkwürdig sind die Dämme (Deiche), welche die Holländer überall angelegt haben, damit das Meer ihr Land nicht überschwemmt. An sehr vielen Stellen sahe

ich, daß das Land tiefer lag, als das Wasser stand, und es war mir unbegreiflich, wie es die Holländer anfangen, einen Boden trocken zu machen, wo das Wasser durchaus keinen Abzug hätte. „Die holländische Industrie", sagte mir hier mein Freund Sampton, „hat dies durch eine Art Windmühlen möglich gemacht, welche das Wasser von dem Lande in die Kanäle treiben. Im Winter steht das ganze Land unter Wasser, und an tausend Stellen sieht man nur Dämme, Häuser, Thürme gleichsam aus den Wellen hervorsteigen, aber im Monat Februar werden diese bewundernswürdige Maschienen in Bewegung gesetzt, welche dann das Land so trocken machen, wie Sie es jetzt sehen."

Als wir in die ehemals sogenannten östreichischen Niederlande eintraten *): bemerkten wir neben jener Industrie, die wir in Holland

*) Der Vater erzählt seine Reisen, die er vor zwanzig und mehr Jahren gemacht hat; und da gehörte dieser Landstrich noch dem Hause Oestreich. Jetzt sind sie, wie schon gedacht wurde, mit Holland unter dem Namen „Königreich der Niederlande" vereiniget.

bewundert hatten, die viel günstigere Lage desselben zum Feldbau. Besonders erregte der vortreffliche Flachs unsere Aufmerksamkeit, der hier zwar sehr fein wächst, aber durch eine genaue Bearbeitung noch mehr gewinnt und so zugerichtet wird, daß die Brabanter*) Spinnerinen und Spitzenklöpplerinen ein Pfund davon bis zu 200 Rthlr. verarbeiten können. Ueberall sieht man dort aber die Spinnerinen im Erdgeschoß, oder gar in Kellern spinnen, wo die feuchte Luft die Haare des Flachses immer recht gelind erhält. — Brüssel ist die Hauptstadt des Königreichs der Niederlande und die Residenz des Königs, und macht sehr viel Geschäfte mit diesen Spitzen, welche daher im Auslande Brüsseler Kanten, oder Spitzen heißen.

Durch lauter lachende Gefilde führte uns unser Weg bis nach Amiens. Ryssel und Arras, ein Paar berühmte französische Festungen, hatten wir nur berührt, und in

*) Brabant hieß eine der zehn Provinzen, welche dem Hause Oestreich nach dem Aufstande der Niederlande noch geblieben waren.

Amiens mußte ich mich von Sompten trennen. Er ging zu seiner Braut, und ich setzte meine Reise ganz traurig nach Paris fort. Nachdem ich einige Meilen gegangen war: traf ich einen Postwagen, welcher gleichfalls nach Paris fuhr. Durch eine lange Fußreise ermüdet, war mir diese Erscheinung sehr erwünscht, und ich nahm einen Platz auf demselben ein. Ich fand sehr muntere Gesellschaft, welche mich für die Langeweile, die ich auf meiner einsamen Wanderung nur zu lebhaft gefühlt hatte, hinlänglich entschädigte. Besonders zog mich eine Milizairperson an, und wir wurden bald so genau mit einander bekannt, daß wir einander unsere Schicksale mittheilten.

Er war ein Franzose, und Kapitain eines Kauffarteischiffes gewesen, welches von den Engländern aufgebracht worden war; sie hatten ihn nach Portsmouth *) geführet. Nach einiger Zeit war es ihm aber gelungen, mit mehrern seiner Gefährten aus der Gefangenschaft zu entfliehen, sich einer Chaloppe zu bemächtigen, und in derselben die französische Küste zu er-

*) Berühmter Hafen in England am Kanal.

reichen. „Ich bin jetzt auf dem Wege nach Havre de Grace,“ fuhr er fort, „wo ich den Befehl über ein Kaperschiff übernehmen will; und nun gedenke ich mich an den Engländern, die mir wider alles Völkerrecht mein Schiff genommen, und mich um den größten Theil meines Vermögens gebracht haben, nachdrücklich zu rächen.“

Der Seemann und seine Abentheuer, die er mir bis auf die kleinsten Umstände erzählte, interessirten mich in hohem Grade. Unter seinen Erzählungen kamen wir unvermerkt zu Paris an, und traten zusammen in einem Gasthofe ab. Hier schloß ich mich immer fester an den Kapitain, und versprach ihm endlich sogar, daß ich ihn auf seinem Kreuzzuge gegen die Engländer begleiten wollte. Er schien darüber vor Freuden außer sich, und trug mir dagegen eine Offiziersstelle auf seinem Kaperschiffe an, die ich auch annahm.

Drittes Kapitel.

Die Bekanntschaft mit einem Kaperkapitain; ich nehme auf dem Kaperschiffe Dienste, mache einen Kreuzzug mit, und kehre nach manchen Gefahren mit demselben nach Frankreich zurück.

Nach einigen Wochen reisten wir nach Havre ab. Wir nahmen unsern Weg über Rouen, eine der größten, volkreichsten und blühendsten Städte Frankreichs. Sie liegt an der Seine, über welche hier eine Schiffbrücke erbauet ist, die mit der Fluth steigt, und mit der Ebbe wieder sinkt. Kleine Schiffe können auf der Seine bis an die Stadt hinan kommen. Die Normandie, wovon Rouen die Hauptstadt ist, gehört zu den größten und fruchtbarsten Provinzen Frankreichs; besonders reich ist sie an Wiesen und Obstbäumen. Die Ae-

pfelbäume, aus deren Früchten der vortreffliche Cider gemacht wird, der hier die Stelle des Weins vertritt, sieht man jedoch am häufigsten. Sie sind auf den Getraidefeldern gepflanzt, und das Getraide wächst unter denselben gleichwohl vortrefflich. Havre ist bei weitem nicht so groß wie Rouen; zeichnet sich aber durch seine vortreffliche Lage an dem Meere vor jener Hauptstadt aus, und hat einen der schönsten Häfen, wodurch es hier sehr lebhaft wird.

Der Kaper, auf welchen ich mich einschiffen sollte, hieß der Normand, und war eine artige Fregatte von zwanzig Kanonen. Er war noch nicht ganz seegelfertig; und während mein Freund mit der Ausrüstung desselben beschäftiget war, hatte ich Zeit, mich zu Havre in den Seewissenschaften unterrichten zu lassen. Da ich schon einige mathematische Vorkenntnisse besaß: so machte ich in kurzem ziemliche Fortschritte. Endlich waren wir seegelfertig; und nun gingen wir mit einem andern Kaper von zehn Kanonen, mit der Fliege, unter Seegel. Wir richteten unsern Lauf nach der Meerenge von Kalais, und kreuzten in

der Nordsee, am Eingange in das Baltische Meer. Es vergingen einige Tage, ehe wir eine Prise machten: aber unsere Kapitains hatten Nachricht, daß eine englische Kauffahrteiflotte nach der Ostsee absegeln würde, und beschlossen, sie zu erwarten. Endlich kam sie, aber von zwei Fregatten bedeckt, deren eine 24, die andere aber 12 Kanonen führte. Unser Kapitain befahl der Fliege, die letzte anzugreifen. Wir gingen mit vollen Segeln auf die große los. Kaum waren wir noch einen Kanonenschuß weit entfernt, als sie uns eine volle Lage gab; da sie aber noch zu weit entfernt war, so konnte sie uns nichts schaden. Unser Kapitain ließ dagegen nicht eher schießen, bis wir ganz nahe heran waren, und zwar nicht in ganzen Lagen, sondern die Kanonen wurden eine nach der andern abgefeuert. Da aber jede erst ordentlich gerichtet ward, so traf fast jeder Schuß. Der Engländer machte zwar anfänglich ein schreckliches Feuer: aber unser gut unterhaltenes Feuer war von so vortrefflicher Wirkung, daß er nach einer halben Stunde beinahe ganz entmastet war. Nun

764946 A

machten wir uns schon zum Entern fertig: als wir sahen, daß der Fliege von der andern englischen Fregatte so sehr zugesetzt wurde, daß wir ihr zu Hülfe kommen mußten. Wir gaben ihr eine ganze Lage, die eine fürchterliche Verwüstung auf derselben anrichtete; die zweite war eben so blutig; und bei der dritten strich sie die Seegel. Hierauf befahl der Kapitain der Fliege auf die Kauffahrtei-Schiffe Jagd zu machen; wir wollten dasselbe thun, als die größere englische Fregatte, die sich unterdessen ein wenig erholt hatte, heran kam. Das Gefecht erneuerte sich nun mit vieler Hitze: aber die englische Fregatte verlor ihren großen Mast, und konnte uns nun nicht weiter an der Verfolgung der Kauffahrtei-Schiffe hindern. Wir nahmen vier, die Fliege aber fünf, und führten sie nach dem Hafen von Bergen, in Norwegen.

Das Gefecht hatte uns zwar wenig Menschen gekostet: aber der Rumpf, wie der Mast unserer Fregatte war so übel zugerichtet, daß wir sie hier ausbessern mußten. Die Fliege war in keinem bessern Zustande. Während

beide Schiffe ausgebessert wurden, überließ sich die Schiffsmannschaft allen möglichen Vergnügungen und Lustbarkeiten. Ich fand wenig Geschmack an diesen rauschenden, und öfters ausgelassenen Vergnügungen, auch entschädigte mich die tägliche Unterhaltung mit einem jungen französischen Kaufmann hinlänglich dafür. Ich hatte seine Bekanntschaft sogleich gemacht, als ich in Bergen angekommen war. Er war sehr neugierig, die kleinsten Umstände unsers Gefechts zu wissen, bat mich zu sich, und erzeigte mir alle mögliche Artigkeiten. In den ersten Tagen mußte ich ihm eine Schilderung des damaligen traurigen Zustandes seines Vaterlandes entwerfen: dann veranlaßte ich ihn aber auch, mir eine Beschreibung des Landes zu geben, welches er jetzt bewohnte, und hinlänglich kennen gelernt hatte.

„Sie wissen ohne Zweifel," sagte er, „daß die Alten unter dem Namen Skandinavien, die Länder begriffen, welche jetzt die Reiche Schweden, Dänemark und Norwegen ausmachen. Aus dieser Gegend stammten die berüchtigten Normänner her, welche im

Mittelalter die Küsten von England, Frankreich, Spanien, Italien u. s. w. durch ihre Räubereien so häufig in Schrecken setzten, welche in der Folge die Normandie, und endlich sogar England eroberten.

Schweden ist das beträchtlichste dieser drei Reiche. Einige Zeit war es mit Dänemark und Norwegen vereinigt. Es hatte stets Könige, die es zur Zeit der Vereinigung, von Dänemark aus, regierten. Der Druck der Dänen wurde den Schweden aber bald so lästig, daß sie das dänsche Joch abwarfen, nach langwierigen blutigen Kriegen die Freiheit errangen, und wieder einen eignen König wählten. Um diese Zeit wurde das Lutherthum auch in Schweden eingeführt. Die große Macht der katholischen Geistlichkeit, welche dem neuen König Gustav Wasa gefährlich schien, trug nicht wenig zur Einführung desselben bei. Die Gewalt des Königs ist durch den Reichsrath eingeschränkt, zu welchem der Adel, die Geistlichkeit, die Städte, und selbst der Bauerstand Deputirte schicken; so, daß die Verfassung Schwedens gewissermaßen demokratisch ist.

Das ganze Land iſt mit Flüſſen, Landſeen, Bergen und Wäldern durchſchnitten, es bringt Silber, Kupfer und Eiſen hervor, und obgleich der Boden meiſt Sandboden iſt, ſo iſt er doch ziemlich tragbar. Der Winter iſt hier ſehr lang und ſtreng, aber wegen der großen Sonnenhitze im Sommer reifen die Feldfrüchte in wenig Monaten; das Klima iſt ſonſt geſund und die Luft rein und heiter.

Stockholm iſt die Hauptſtadt des Reichs, und die Reſidenz des Königs. Sie liegt auf ſechs bis ſieben kleinen Inſeln, welche durch Brücken mit einander verbunden ſind; die Häuſer ruhen meiſt auf Pfählen. Ihre Größe und Bevölkerung ſind beträchtlich, der Handel iſt ziemlich blühend, da die Handelsſchiffe bis an die Stadt herankommen können. Man findet hier meiſt hölzerne Häuſer, welche mit Eiſenblech, oder Kupfer gedeckt ſind; doch fehlt es auch nicht an prächtigen Palläſten.“

„Ich bin auch in Dänemark geweſen“, fuhr der Kaufmann fort. „Dieſes Reich liegt ganz vortrefflich zum Handel, und begreift die große Halbinſel und einige Inſeln

am Eingang in das Baltiſche Meer. Seit dem Anfang des neunten Jahrhunderts verbreitete ſich hier das Chriſtenthum, und jetzt iſt die lutheriſche Religion die herrſchende. Die Verfaſſung des däniſchen Staats war ehemals in gewiſſer Hinſicht ariſtokratiſch: ſeit der Mitte des ſiebenzehnten Jahrhunderts aber bekleidete die Nation ihren König aus eigenem Antriebe mit der unumſchränkten Gewalt. Eins der ſchönſten Kronrechte iſt der Sundzoll. Der Sund iſt nämlich die Meerenge zwiſchen der größten däniſchen Inſel (Seeland) und Schweden; dieſe Meerenge paſſiren jährlich gegen dreitauſend Schiffe von allen Nationen, welche ohngefähr ein Procent ihrer Ladung an die Krone Dänemark abgeben müſſen. Das Klima von Dänemark iſt weniger rauh, als man nach dem Grade der Breite, unter welchem es liegt, erwarten ſollte. Die Kälte iſt im Winter ſehr gemäßigt: aber dieſer Vortheil wird ſehr theuer durch die dicken und unaufhörlichen Nebel erkauft, welche den Aufenthalt daſelbſt ſehr unangenehm und ungeſund machen. Der innere Theil des feſten Landes dieſes Reichs

beſteht faſt allein aus Moräſten und Haiden; der übrige Theil des Landes iſt aber ſehr fruchtbar. Die meiſten däniſchen Inſeln ſind nicht weniger ergiebig, und bringen einen Ueberfluß von Getraide und Obſt hervor.

Auf der größten dieſer Inſeln liegt Kopenhagen, die Hauptſtadt des Reichs und die Reſidenz des Königs, mit mehrern prächtigen Palläſten. Sie iſt in die Alt- und Neuſtadt getheilt; die Straßen der letzten ſind ſchnur gerade gebaut. Von weitem gewährt dieſe Stadt ſchon einen majeſtätiſchen Anblick. Der Hafen am baltiſchen Meer iſt einer der ſchönſten in der Welt; er iſt ſehr ſicher, und ſo weit, daß er gegen 500 große Schiffe faſſen kann.

Norwegen hatte ehemals gleichfalls ſeine eigenen Könige; kam aber gegen die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts unter däniſche Herrſchaft, iſt aber nach einem kurzen Kriege zwiſchen Schweden und Dänemark im J. 1814 an Schweden abgetreten worden. Die lutheriſche Religion iſt hier, wie in Schweden, die herrſchende. In Norwegen giebt es wenig Adel; alle Grundſtücke ſind hier freies Allodium, das heißt, ſie ſtehen

blos unter der Gerichtsbarkeit des Königs. Die Jagd ist hier ganz frei, und jeder Grundbesitzer sieht sich für einen Edelmann an. Norwegen hat sehr reiche Kupferbergwerke: aber die Produkte des Feldbaues sind so unbeträchtlich, daß die Einwohner ohne die Menge Fische und Wild, welche das Land liefert, schwerlich leben könnten; in manchen Gegenden läßt sich das Feld, wegen der Strenge des Klimas, gar nicht bearbeiten. So erträglich auch die Kälte im Winter an der Küste ist, so streng ist sie in den Gebirgen. Dagegen ist die Hitze im Sommer unerträglich; und die Sonne, die im Winter kaum sichtbar wird, steht im Sommer so lange über dem Horizont, und erhitzt die Erde so sehr, daß viele Gewächse, und besonders die Gerste, binnen sechs Wochen aufgehen und reifen." —

Ich hatte das Vergnügen, meinen Freund auf einer Reise in das Innere des Landes zu begleiten. Wir machten die Reise auf kleinen Pferden, welche mit bewundernswürdiger Schnelligkeit über die steilen Gebirge und Felsen kletterten, womit das Land ganz bedeckt ist. Oft sahe ich mich mit Schrecken auf den gefährlichsten

Präcipicen, von welchen ich nicht in die Tiefe zu blicken wagte: so bald aber die Gefahr vorüber war, ergötzte mich der Anblick nicht wenig, den mir die ungeheuren Gebirge und die dazwischen liegenden Thäler darboten. Die Ortschaften sind nach der Lage des Landes gebaut. Die Häuser liegen ganz zerstreut, und öfters auf so steilen Anhöhen, daß man nur auf Leitern hinauf steigen kann. Ich bemerkte hie und da Reste von Dörfern, die durch abgerissene Felsenstücke verschüttet worden waren; und mein Begleiter erzählte mir, daß die herabstürzenden Schneeklumpen (Lavinen) öfters ähnliche Verwüstungen anrichteten. Ueberdieß dienen die großen Risse und Löcher in den Felsen einer Menge wilder und reisender Thiere, Bären und Wölfen, Luxen u. s. w. zum Aufenthalt, daß man beständig auf seiner Hut seyn muß.

Als wir nach Bergen zurück kamen: sahen wir mehrere Norweger beschäftiget, jene Wasservögel zu fangen, welche in den Felsenhölen nisten, deren es an der norwegischen Küste so viele giebt, und welche weniger ihres Fleis

sches, als ihren Federn wegen, beliebt sind. Der Eidervogel, eine Art Gans, oder Ente, ist der beliebteste davon, und die Flaumfedern an seiner Brust, werden auch zu uns, unter dem Namen Eiderdunen gebracht. Die Jagd dieser Vögel ist mit vieler Gefahr verknüpft, besonders da der Felsen von der Seite des Meeres nicht zugänglich ist. Einer der Jäger wird von seinen Kameraden an einem Seile bis zu den Nestern der Vögel hinunter gelassen; manchmal trifft es aber, daß das Seil große Steine abreißt, denen der hangende Jäger nur durch eine geschickte Wendung entgehen kann.

Unsere Fahrzeuge waren nun ausgebessert, und wir stachen wieder in See. Die englischen Schiffe mit ihren Ladungen hatten wir in Bergen verkauft, und unser Schiffsvolk ging eben so fröhlich wieder an Bord, als es vor einiger Zeit hier gelandet war. Noch muß ich bemerken, daß Bergen die Hauptstadt von Norwegen ist. Sie gehört zu den größten und lebhaftesten nordischen Städten. Ihr Handel mit Holz, Theer, Fischen u. s. w. ist sehr

beträchtlich, und der Hafen einer der besten in Europa.

Sobald wir unter Seegel gegangen waren, richteten wir unsern Lauf nach Island. Unsere Absicht ging auf die englischen Wallfischfänger, und wir setzten sie nicht wenig in Schrecken. Denn es war ihnen nicht eingefallen, daß sich in diesen Gewässern französische Kriegsschiffe zeigen würden. Wir hatten schon einige genommen: als sich auf einmal ein so fürchterlicher Wirbelwind erhob, und mit solcher Gewalt in unsre Seegel blies, daß er unser Schiff umgestürzt haben würde, wenn nicht das große Marsseegel zerbrochen wäre. Dadurch wurden wir von dieser Furcht befreit: aber indem wir ein anderes Marsseegel aufziehen wollten, bemerkten wir, daß der große Mast selbst völlig zersplittert und unbrauchbar war; deshalb mußten wir in einen Isländischen Hafen einlaufen, und die Fliege den Kreuzzug allein fortsetzen lassen. An dem Hafen, worin wir einliefen, lagen nur einige Häuser, die man mit dem Namen einer Stadt beehrte. Ich merkte bald, daß man keine an-

dere auf der ganzen Insel hätte, und daß es eben so wenig einige Dörfer gebe. Alle Häuser, die ich sahe, lagen einzeln, und jedes Gut lag mitten auf den Wiesen, die dazu gehören. Auf allen diesen Meierhöfen beschäftigt man sich wenig mit dem Feldbau, weshalb auch das Brod sehr selten ist. Dagegen richten die Meier die größte Sorge auf die Viehzucht, worin der vornehmste Reichthum auf der Insel besteht.

Eine andere Quelle des Reichthums ist die unzählige Menge Fische von allen Gattungen, womit die Vorsehung die Küsten dieser Insel versorgt hat. Die Isländer trocknen sie, und gebrauchen sie statt gemünzten Geldes, ihre Auflagen zu bezahlen, und von der dänschen Kompagnie alle die Lebensmittel zu kaufen, welche sie nöthig haben. Die Insel ist überall mit Felsen und ungeheuern Gebirgen bedeckt, unter welchen sich auch einige Vulkane befinden. Die Kälte ist hier im Winter sehr streng, und die Tage sehr kurz; im Sommer findet gerade das Gegentheil statt, und in zwei Sommermonaten geht die Sonne gar nicht unter.

Diese Insel wurde durch die Norweger entdeckt und bevölkert, jetzt steht sie, wie Norwegen, unter dänscher Herrschaft.

Vergebens suchten wir auf der ganzen Insel einen Mast für unsere Fregatte. Darüber darf man sich aber nicht wundern: denn auf Island giebt es fast keine Waldungen, und man sieht höchstens nur Birken und Weiden von der Stärke eines Arms. Ja es würde den Isländern selbst an Holz fehlen, wenn ihnen nicht das Meer alle Jahre eine beträchtliche Menge an ihre Küsten führte. Es blieb uns also nichts übrig, als unsern Mast so gut wir konnten, mit eisernen Bändern zu befestigen. Jetzt waren wir im Stande wieder in See zu gehen: aber in dem Augenblick, da wir die Anker lichten wollten, erhob sich ein fürchterlicher Sturm, und nöthigte uns im Hafen zu bleiben. Wegen der Fliege waren wir indessen sehr besorgt: da wir wußten, daß sie uns auf dieser Höhe erwartete. Sobald sich der Sturm gelegt hatte, suchten wir sie auf: aber unsere Mühe war vergebens, wir entdeckten nur Schiffstrümmer, die unsere

Sorge um sie nur noch vermehrten. Unter andern sahen wir vier Männer, die sich auf einen Balken zu retten suchten. Wir seegelten sogleich auf sie zu: sahen aber bald, daß es keine von unsern Leuten waren, doch nahmen wir sie mit vieler Herzlichkeit auf. Sie hatten 36 Stunden lang mit den Wellen gekämpft, und waren vor Angst und Anstrengung, vor Hunger und Durst so erschöpft, daß sie, als wir sie auf unser Schiff gebracht hatten, fast kein Wort reden konnten. Nach einigen Tagen waren sie im Stande, uns zu erzählen, sie wären Dänen, kämen von Grönland*), und ihr Schiff wäre an einer Eisbank zertrümmert worden, woran es der Sturm geschleudert habe. — Demohngeachtet that unser Kapitain alles, was er konnte, die Fliege zu entdecken; bei Tage feierten wir von Zeit zu Zeit einige Kanonen ab, und des Nachts hingen wir Laternen an unsere Masten aus.

*) Man pflegt zwar Grönland gewöhnlich zu Amerika zu rechnen; indessen da einmal die Rede von dem nördlichen Island war, so hat man es für schicklich gehalten, auch Grönland hier zu erwähnen.

aus. Endlich gab er alle Hoffnung auf, die Fliege wieder zu finden, er steuerte nach Süden, und wollte im Westen der britischen Inseln kreuzen.

Einer von den geretteten Dänen sprach etwas französisch. Ich erkundigte mich bei ihm nach den Merkwürdigkeiten Grönlands, wo er mehrere Jahre gelebt hatte, und er befriedigte meine Fragen auf folgende Art. „Noch weiß man nicht," sagte er, ob diese große Strecke Land eine Insel ist, oder ob sie an der Nordseite mit dem festen Lande zusammen hängt. Die Kälte ist dort im Winter so groß, daß die starken Getränke selbst in Zimmern frieren, welche man nur mit großer Mühe erwärmt. Die Sonne ist in dieser Jahreszeit hier kaum sichtbar, aber eben so wenig geht sie auch während des Sommers unter; und die Hitze ist, ob sie gleich nur kurze Zeit dauert, unerträglich. Das Land ist voll hoher Gebirge, die beständig mit Eis und Schnee bedeckt sind, zwischen denselben liegen aber noch einige Wiesen. Man sieht hier weder hohe Gebüsche, noch dicke Bäume. Die Dänen haben einige kleine

hervor kömmt: verwunden ihn die Fischer durch mehrere Wurfspieße, besonders unter den Flossfedern, bis er endlich getödtet wird."

Indessen wir, der Däne und ich, uns auf diese Art unterhielten, hörten wir die Schildwacht aus dem Mastkorb rufen, daß sie ein Schiff bemerke. Unser Kapitain ließ sogleich auf dasselbe losſteuern. Als wir näher heran kamen, erkannten wir es für ein großes englisches Schiff. Anfangs schien uns ein Gefecht mit demselben sehr ungleich: da aber das Schiff durchaus keine Anstalt machte, uns anzugreifen; so vermuthete der Kapitain, daß es ein Kriegsschiff, sondern ein Indienfahrer sein müsse, und beschloß, es anzugreifen. Er hatte sich nicht betrogen: denn das Schiff war wirklich auf 60 Kanonen gebohrt, führte ihrer aber nur 30, die jedoch hinreichten, eine kleine Fregatte von 20 Kanonen zu zertrümmern. Der Kapitain ließ auch gar nicht darauf schießen, und befahl vielmehr der Schiffsmannschaft, sich platt auf das Verdeck hinzuwerfen, wodurch wir gegen das Feuer des feindlichen

Schiffs etwas gesichert wurden. Nur er und der Oberſteuermann blieben auf dem Hintertheil des Schiffs, um es zu regieren. Wir ſeegelten hierauf dicht an dem Hintertheil des engliſchen Schiffs vorbei: aber indem wir daran vorbeiſtrichen, warf ein Waghals aus unſerm Schiffe eine Pike mit allerhand brennbaren Materialien in das feindliche Schiff. Sogleich legten wir um, und ſetzten uns dem feindlichen Schiffe, das ſchon Feuer gefangen hatte, gegen über. Sobald die Engländer das Feuer gewahr wurden, liefen ſie faſt alle zum Löſchen. In dieſem Augenblick ließ uns der Kapitain ein fürchterliches Feuer auf ſie machen. Jetzt ſahen ſie faſt keinen andern Ausweg, als ſich zu ergeben: da ſie nicht im Stande waren, das Feuer zu löſchen, und folglich in Gefahr waren, in die Luft geſprengt zu werden. Wirklich war das Feuer auch der Pulverkammer ziemlich nahe gekommen, und konnte kaum mit der größten Anſtrengung gelöſcht werden. Sobald der Schaden, den das Feuer an dem engliſchen Schiffe verurſacht hatte, wieder ausgebeſſert worden war:

seegelten wir mit unserer reichen Prise nach den französischen Küsten.

Mit dem großen eroberten Schiff konnten wir nicht in jeden Hafen einlaufen, wir führten es daher nach Brest.

Der Hafen von Brest ist der schönste, geräumigste, und sicherste Hafen in Frankreich: deshalb ist auch immer der größte Theil der französischen Marine hier stationirt. An demselben stehen die prächtigsten Gebäude, welche nebst der Menge großer Schiffe, die beständig hier vor Anker liegen, einen herrlichen Anblick gewähren. Hatte der Anblick des Hafens einen tiefen Eindruck auf mich gemacht, so that es die Stadt nicht minder. Sie ist durch den Hafen in zwei Theile getheilt, und es ist schwer zu entscheiden, welches der schönere ist. Die Rehde, von welcher man nur durch einen sehr engen und gut vertheidigten Eingang in den Hafen kommen kann, ist sehr groß. Auf dieser Rehde fanden wir einen Kaper von St. Malo, ohngefähr eben so stark, wie der unsrige. Der Kapitain that uns den Vorschlag, mit ihm an der portugiesischen Küste zu kreuzen,

wo wir, nach seiner Meinung, wegen des groſsen Handelsverkehrs, welcher zwischen diesem Reiche und den Engländern statt fände, gewiſs Gelegenheit haben würden, mehr Schiffe aufzubringen, als in andern Gewässern. Sein Vorschlag schien uns annehmlich; und nachdem wir uns von neuem verproviantirt hatten, gingen wir mit ihm unter Seegel.

Viertes Kapitel.

Mein zweiter Kreuzzug an der portugiſiſchen Küſte; unſer Kaperſchiff wird von den Engländern genommen; ich verkaufe unſere Priſe in Kadix, und gehe zu Lande durch Spanien nach Frankreich.

Der Wind war uns günſtig, und in kurzer Zeit erreichten wir die weſtliche Spitze von Spanien. Nun ſchlugen wir uns ſüdwärts, und fuhren an der Küſte hin, bis auf die Höhe von Liſſabon. Hier machten wir bald mehrere Priſen: aber ein unerwartetes Ereigniß hinderte uns, dieſe Station länger zu behaupten. Unſer großer Maſt, den wir auf Island ausgebeſſert hatten, und von welchem wir glaubten, daß er dieſe Reiſe noch aushalten würde, war nämlich bei der Verfol-

gung eines englischen Schiffs, wo wir alle Seegel beisetzen mußten, völlig zerbrochen. Wir waren daher genöthigt, einen Hafen zu suchen; und wendeten uns nach Lissabon, wo es uns nicht fehlen konnte, einen andern Mast für unsere Fregatte zu finden. Wir kamen glücklich am Tago an, an dessen Mündung Lissabon liegt.

Diese berühmte Stadt war nicht lange vorher wieder völlig aufgebaut worden, nachdem sie ein fürchterliches Erdbeben beinahe ganz verschüttet hatte. Sie ist eine der ansehnlichsten Städte Europens: doch ehe ich weiter von ihr rede, will ich erzählen, was ich von Portugal selbst, dessen Hauptstadt sie ist, gehört habe. Portugal, welches in uralten Zeiten den Römern gehorchte, kam nach und nach unter die Herrschaft der Gothen und Mauren. Von den letzten eroberte es ein König von Kastilien, und machte es zu einer kastilischen Provinz. Nach der Zeit war es ein unabhängiges Reich, doch wurde es in der Folge wieder mit Spanien vereinigt. Die spanischen Bedrückungen reizten die Portugiesen zum Auf-

stand; sie warfen das spanische Joch ab, und wählten sich einen eignen König aus dem portugiesischen Hause Braganza, dessen Nachkommen noch bis auf uns herab die portugiesische Krone behauptet haben. Die königliche Gewalt ist hier ganz unumschränkt, und die Krone in männlicher und weiblicher Linie erblich. Außer der katholischen Religion wird keine andere christliche Sekte geduldet; und die Inquisition, welcher die Sorgfalt für die Reinheit des Glaubens obliegt, ist vorzüglich streng gegen die Juden. Viele derselben nehmen nun, um den Verfolgungen dieses fürchterlichen Tribunals zu entgehen, zum Schein das Christenthum an: aber wehe ihnen, wenn der Verdacht auf sie fällt, heimliche Juden geblieben zu seyn; dann vermag sie nichts von dem Feuer zu retten.

Portugal liegt unter dem schönsten Himmelsstrich, und hat die herrlichste Temperatur von der Welt. Den Schnee kennt man dort nur dem Namen nach; und als vor mehrern Jahren gleichwohl ein kleiner Schnee gefallen war, so glaubte das Volk, der jüngste Tag

sey nahe, und lief haufenweise zu den Kirchen, um sich auf seinen Abschied von der Welt vorzubereiten. Der Boden ist äußerst fruchtbar, und bringt fast ohne alle Bearbeitung Getraide, Wein, Oliven, Orangen und mehrere Arten dieser herrlichen Früchte in Menge hervor.

Die Hauptstadt Lissabon ist eine große und schön gebaute Stadt mit vielen Kirchen und Klöstern. Der königliche Pallast ist ein großes und weitläuftiges Gebäude, und hat eine so günstige Lage, daß man aus den Fenstern desselben den schönen großen Hafen, in welchen unaufhörlich Schiffe ein- und auslaufen, ganz übersehen kann. Gleichwohl residirt die königliche Familie seit jener unglücklichen Katastrophe, wo ein fürchterliches Erdbeben den größten Theil der Stadt, und auch diesen Pallast in Trümmern warf, nicht mehr hier, sondern in dem ohnweit Lissabon gelegenen Flecken Belem. Man sagt, daß die Stadt auf sieben Hügel erbaut sey, zum wenigsten fand ich das immerwährende Auf- und Absteigen in derselben etwas unbequem; auch herrscht in den Straßen bei weitem die Reinlichkeit nicht,

welche man schon in den mittlern Städten Deutschlands und Frankreichs findet.

Sobald unsere Fregatte ausgebessert war, stachen wir wieder in See: da wir aber Nachricht erhielten, daß ein englisches Geschwader auf der Höhe von Lissabon bemerkt worden sey, hielten wir fürs klügste nach der Meerenge von Gibraltar zu steuern. Nachdem wir einige Tage am Eingange dieser Meerenge gekreuzt hatten: sahen wir eine englische Flotte von 12 bis 13 Seegeln durch dieselbe herankommen. Bald entdeckten wir aber, daß sie durch eine Fregatte von 36 Kanonen begleitet werde. Es that uns sehr wehe, daß wir nicht stark genug waren, sie anzugreifen: denn die Schiffe schienen aus der Levante zu kommen, und sehr reiche Ladungen zu haben. Unser Kapitain nahm daher seine Zuflucht zu einer List; er ließ die Kanonen zurückziehen und die Schießlöcher verschließen; die Schiffsmannschaft mußte sich größtentheils verstecken, und statt der französischen Flagge wurde die spanische aufgezogen. So glichen wir einem spanischen Kauffahrer. Die englische Fregatte schien

uns nicht sehr zu beachten; und daher glückte es uns, daß wir beim Einbruch der Nacht uns zwischen die Flotte einschleichen konnten. An allen Schiffen, nur an den unsrigen nicht, waren Laternen ausgehängt, und wir konnten daher die Schiffe desto besser unterscheiden. Kaum bemerkten wir, daß ein grosses Schiff welches ein schlechter Segler schien, immer zurück blieb, als wir es in der Stille angriffen. Die Besatzung desselben war so sicher, daß wir schon ganz nahe waren, ehe es uns anrief, und daß wir es angriffen, ehe es wußte, was es thun sollte. Alle Vertheidigung war nun zu spät, und das Schiff fiel ohne einen Schuß zu thun, in unsere Hände. Unser Kapitain befahl mir, das eroberte Schiff mit zwölf Mann zu besetzen, und damit nach dem ersten spanischen Hafen zu segeln. Nun verließ er mich, um auf andere Schiffe Jagd zu machen. Unglücklicher Weise war das Schiff, welches er angriff, mehr auf seiner Hut, es machte Lärm, und dies zog die Fregatte herbei. Da ich fürchten mußte, wieder genommen zu werden: so ließ ich sogleich meine

Laternen auslöschen, und seegelte so schnell, als möglich, nach Cadix; und damit ich zur Flucht Zeit gewönne, griff unser Kapitain sogar die englische Fregatte an. Der Ausgang des Gefechts war für uns nicht günstig; der Kapitain wurde von der englischen Fregatte überwältigt, und mußte streichen.

Ich erhielt diese Nachricht in Cadix, wohin ich die englische Prise glücklich gebracht hatte. Nun hatte ich weiter nichts zu thun, als das Schiff, so gut ich konnte, zu verkaufen, und mit der Mannschaft nach Frankreich zurück zu gehen. Meine Leute schifften sich auf einem spanischen Schiffe nach Havre ein; ich hingegen hatte Lust, Spanien genauer kennen zu lernen, und entschloß mich daher, in Gesellschaft eines jungen Matrosen, meine Rückreise zu Lande durch dieses Reich zu machen. Ehe ich jedoch zur Beschreibung dieses Landes übergehe, halte ich für schicklich, eine kurze Uebersicht der merkwürdigsten Begebenheiten desselben voranzuschicken.

Spanien gehörte lange Zeit zu den schönsten Provinzen der römischen Monarchie; nach

der Zeit kam es unter die Gewalt mehrerer deutſchen Völker, bis endlich die Weſtgothen allein Herren davon blieben. Dieſe behielten lange Zeit ihre alten Sitten und Gewohnheiten, kleideten ſich in Thierfelle, und ſprachen die celtiſche Sprache; ſo daß es ſehr lange währte, ehe ſie ſich mit den Eingebornen, welche lateiniſch ſprachen, und ſich römiſch kleideten, vermiſchten. Auch ging ein großer Theil ihres Aufenthalts in Spanien vorüber, ehe ſie vom arianiſchen Lehrbegriff, welchem ſie ſchon in ihren deutſchen Wohnſitzen zugethan geweſen waren, zu der katholiſchen Kirche übergingen. Nach und nach nahmen ſie jedoch Sitten, Gebräuche, Kleidung und Religion der Eingebornen völlig an, und verſchmolzen ſich gänzlich mit denſelben. Nur ihre deutſche Regierungsverfaſſung und das Lehnsweſen behielten ſie bei. Zu Anfang des achten Jahrhunderts aber überſchwemmten die Araber faſt ganz Spanien, und brachten orientaliſche Sitten, arabiſche Sprache, und Mahomeths Religion dahin. Ein Theil der alten Bewohner entfloh der arabiſchen Knechtſchaft, und rettete ſich in

die unüberſteiglichen aſturiſchen, biskagiſchen, und aragoniſchen Gebirge. Nach und nach errichteten ſie hier einige neue Chriſtenſtaaten; und fanden bald Gelegenheit, den unter ſich uneinig gewordenen Arabern, immer ein Stück Land nach dem andern wieder abzunehmen. Die Oberhäupter der Chriſten errichteten, jeder für ſich, aus dem eroberten Lande neue Reiche; und ſo entſtanden die verſchiedenen Königreiche, in welche noch vor einigen Jahrhunderten Spanien zertheilt war, die aber jetzt nur Provinzen der ſpaniſchen Monarchie ausmachen. Kaſtilien, Aragonien und Navarra blieben endlich allein übrig: aber die beiden erſten wurden endlich durch die Vermählung der Erbin von Caſtilien, Iſabelle, mit dem Kronprinzen von Aragonien, Ferdinand dem katholiſchen, mit einander, und zu einem Reiche verbunden. Von nun an erhielt das Land ſeinen urſprünglichen Namen, Spanien, wieder: denn Ferdinand eroberte noch den letzten Reſt der arabiſchen Beſitzungen auf ſpaniſchem Boden, das Königreich Granada, und vereinigte auch Navarra

mit

mit ſeinem Reiche. Zu gleicher Zeit entdeckte auch der Genueſer Kolumbus die neue Welt, und die ſpaniſche Monarchie gewann in Amerika noch viel größere und reichere Länder, als der Hauptſtaat begriff.

Als hierauf die ſpaniſche Erbinfantin Johanne mit dem Erzherzog Philipp von Oeſtreich verheirathet wurde: kam die Regierung über Spanien an das Haus Oeſtreich; und ihr Sohn, Carl V, war zugleich Kaiſer von Deutſchland und König von Spanien. Nach zwei Jahrhunderten ging der öſtreichiſche Stamm in Spanien aus, und die ſpaniſche Krone kam durch ein Teſtament Carls II an das Haus Bourbon. Ludwigs XIV von Frankreich zweiter Enkel, der Herzog von Anjou, beſtieg nach einem langwierigen, blutigen Kriege mit der deutſchen öſtreichiſchen Linie, als Philipp V den ſpaniſchen Thron. Kaum war aber ein Jahrhundert verfloſſen: als innere Unruhen das Haus Bourbon wieder vom Throne vertrieben, und Spanien unter die Gewalt des franzöſiſchen Kaiſers Napoleon brachten, der dieſes Reich ſeinem Bruder, Joſeph Bonaparte, überließ. Doch bald ermannte ſich die Nation die-

der, trat zusammen, verjagte nach einem blutigen sechsjährigen Kriege den Usurpator, und rief den königlichen Prinzen Carls IV, Ferdinand VII, auf den Thron. —

In Spanien ist die katholische Religion allein herrschend; keine andere wird neben ihr geduldet. Das Inquisitionsgericht wachte noch bis zum Abgang des letzten Bourbonischen Königs über die Reinheit des Glaubens; jetzt ist es aber aufgehoben. Es war ursprünglich gegen die Mauren und Juden bestimmt, welche das Christenthum nur zum Schein angenommen hatten, und verfolgte alle Ungläubigen mit Feuer und Schwert. Mehrere hundert tausende maurische und jüdische Familien, die dem Scheiterhaufen entrinnen wollten, mußten daher nach und nach Spanien verlassen: ihre Auswanderung trug aber nicht wenig zu dem Verfall des ehemals so blühenden Landes bei.

Zu Cadix betrat ich den spanischen Boden: allein diese Stadt ist wegen ihres ausgebreiteten Handels zu sehr mit Fremden aller Nationen angefüllt, daß man hier schlechterdings keinen richtigen Begriff von spanischen Sitten und Gewohnheiten erhält. Diese Stadt,

wo alles vom Ueberfluß und Reichthum zeugt, wo Luxus und Verschwendung in einem hohen Grade herrschend sind, liegt auf einer schmalen Erdzunge. Sie ist nicht groß, und hat sehr enge Straßen, auch ist die Luft hier nicht die gesündeste: aber die schöne Rhede vor derselben macht sie gleichwohl zu einer der bevölkertsten und lebhaftesten Städte. Hier ist der Mittelpunkt des ganzen Westindischen Handels; hierher schicken auswärtige Kaufleute aus allen Gegenden Europens ihre Waaren, um sie auf spanischen Schiffen nach Amerika zu führen; und hier ist der Ort, wo die spanischen Gallionen, oder Silberflotten, welche Gold, Silber, edle Steine und andere Produkte der neuen Welt nach Spanien bringen, einlaufen.

Da ich in Cadix nichts weiter zu thun hatte: so verließen wir, mein Andres*) und ich, diese berühmte Stadt nach wenig Tagen; und setzten unsere Reise der Landessitte gemäß auf ein Paar Maulthieren, welche wir zu diesem Zwecke in Cadix mietheten, nach Sevilla fort. Ueberall führte uns unser Weg durch

*) So hieß nehmlich mein Matrose.

das schönste Land. Ueberhaupt gewähren die mittäglichen Gegenden Spaniens dem Fremdling in jeder Hinsicht einen reizenden Anblick: denn nirgends sieht man einen schönern Himmel und einen fruchtbarern Boden. Wir kamen durch ganze Wälder von Oliven-, Orangen- und Zitronenbäume; und überall lachten uns die Trauben entgegen, aus welchen der vortreffliche spanische Wein gepreßt wird.

Sevilla, ehemals die Hauptstadt eines besondern arabischen Staates, hat zwar unendlich viel von seinem alten Glanze verloren: aber demohngeachtet verdient sie als eine große, weitläuftige, ziemlich bevölkerte und sehr lebhafte Stadt, noch immer Aufmerksamkeit. Der Pallast der alten Könige, und eine Wasserleitung, sechs französische Meilen lang, welche von den Arabern angelegt wurde, und die ganze Stadt mit Wasser versieht, sind noch jetzt sehenswerth. Der Quadalquivir, an dessen Ufer Sevilla erbaut ist, trägt Schiffe von beträchtlicher Größe, und wurde vor Alters bisweilen von ganzen Flotten befahren. Die Spanier sind auch von den Herrlichkeiten

Sevilla's, die aber jetzt meist in Trümmern liegen, so entzückt, daß es bei ihnen zum Sprüchwort geworden ist, zu sagen „Wer Sevilla nicht gesehen hat, hat nichts gesehen." — Zur Zeit der Römer hieß diese Stadt Italica.

Wir nahmen uns hier frische Maulthiere bis nach Madrit. Ohne die alten Residenzen der Araber, Cordova, wo noch manche Ueberbleibsel arabischer Pracht gefunden werden — und der Gothen, Toledo, welches gleichfalls auf vielfältige Weise an seine ehemaligen Bewohner erinnert, — zu sehen, setzten wir unsere Reise nach der gegenwärtigen Hauptstadt fort.

Ich fand von Sevilla aus das Land nicht mehr so stark bevölkert und auch weniger kultiviret. Diese geringe Bevölkerung schreibt man hier allgemein der Austreibung der Mauren (Araber) und der Entdeckung von Amerika zu, wodurch diese Gegend des Reichs insbesondere sehr viel Menschen verloren haben soll. Der gänzliche Verfall des Ackerbaues ist frei-

lich eine traurige Folge dieſes Menſchenmangels. Je weiter ich hinkam, deſto häufiger wurden die unangebauten und verödeten Felder: gleichwohl ſchienen ſie mir ſehr fruchtbar; und was davon beſäet war, belohnte die wenige Mühe, welche man darauf verwendet hatte, ſehr reichlich. Dagegen ſiehet man dieſe öden Plätze zu gewiſſen Jahreszeiten mit den größten Heerden der berühmten ſpaniſchen Schafe bedeckt, welche öfters aus fernen Gegenden hierher kommen, aber ſeit der Austreibung der Mauren das Privilegium erlangt haben, hier zu weiden; ſo, daß die jetzigen Bewohner dieſer Gegenden nicht einmal den Grasboden kultiviren dürfen, wenn ſie auch wollen. Ich ſeufzte über den Druck, unter welchem ſich hier die Induſtrie befindet, und beklagte das Land, welches unter dem ſchönſten Himmelsſtrich liegt, aber unbebaut und unbearbeitet ſeine Bewohner nicht mit ſeinen Schätzen bereichern darf, die es ihnen ſo gern ſpendete. Doch iſt nicht zu leugnen, daß die gedachten ungeheuren Schafheerden ſehr viele Menſchen ernähren und bereichern, und noch

viel mehrern Brod und Gewinn geben würden, wenn die Spanier auch auf Wollenmanufakturen dächten, und ihre Wolle nicht fleißigern Nachbarn überließen, von welchen ſie ſie in Tüchern, aber ſechs — achtmal theurer einhandeln. —

Die Hauptſtadt Madrit liegt im Mittelpunkt des Reichs, am Flüßchen Manzanares. Sie hat weder Gräben noch Mauern, aber viele ſchöne Straßen und Plätze. Die letzten ſind mit ſchönen Brunnen und Statüen geziert. Dagegen ſind die Straßen der Vorſtädte ſehr eng und unreinlich, und ſchlecht angelegt. Der Kalk iſt hier ſo theuer, und die Steine ſind ſo ſelten, daß man nur mit Backſteinen und mit Lehm bauet: daher haben die meiſten Häuſer ein ſehr ſchlechtes Anſehen. Wenig Häuſer haben ſogenannte Thorfahrten: doch ſtößt man noch auf viele ſchöne öffentliche und Privat-Gebäude, und das königliche Schloß iſt eine vorzügliche Zierde der Stadt. Prächtige Möbeln trifft man weder in den Wohnungen des hohen Adels (der Grandes), noch in den Häuſern anderer reicher

Leute. Ich habe Gelegenheit gehabt, in vielen angesehenen Handelshäusern, wenn ich meine Wechsel hob, mich umzusehen: aber nirgends fand ich etwas mehr, als eine Stroh-Matte auf dem Fußboden, einige Stühle um einen Tisch, und einige Heiligen-Bilder an der Wand. Die spanische Unreinlichkeit ist auch den Bewohnern der Hauptstadt eigen; viele leben blos von Brod und Knoblauch und liegen auf den Straßen, wo sie, in ihre Mäntel eingehüllt, auch die Nacht hindurch bleiben. Jedermann trägt einen Degen, und Meuchelmorde geschehen hier um so häufiger, da die Mörder in den Kirchen leicht eine Freistatt finden. —

Von Madrit ging ich nach Saragossa. Es ist dies eine schöne, reiche, und gut gebaute Stadt an dem Ebro, und gehört mit zu den ersten Städten Spaniens. Außer andern schönen Gebäuden bemerkt man in derselben, wie fast in allen spanischen Städten, eine Menge Kirchen und prächtige Klöster.

Hier kaufte ich für mich und Andres Pferde, auf welchen wir den Fuß der berühm-

ten Pyrenäischen Gebirge erreichten, welche Spanien von Frankreich scheiden. Das Wetter war schön, und in wenig Tagen hofften wir die Reise durch dieselben zu vollenden: als ein unerwartetes Ereigniß uns aufhielt. Ich war mit Andres abgestiegen, und wir gingen auf einem ungebahnten Wege; eine Schlange, welche unter dem Gras versteckt lag, biß den Andres in den Fuß, und würde ihn noch mehr verwundet haben, wenn ich ihr nicht den Kopf abgehauen hätte. Indem ich mit mir zu Rathe ging, was ich in dieser einsamen Gegend mit meinem armen Andres anfangen sollte: erblickte ich in einiger Entfernung einen Mann, den ich zu Hülfe rief. Es war ein alter Mann, von edler Gestalt und ehrwürdiger Miene, der auf meine Bitte, zu meiner großen Freude, französisch antwortete. Er eilte herbei, zog ein Fläschchen aus seiner Tasche, und gab dem armen Andres, den das Gift schon die Besinnung geraubt hatte, einige Tropfen daraus ein. Hierauf brachte er ihn mit mir auf das Pferd, und führte uns nach seiner zwar unansehnlichen, aber sehr schön lie-

genden Wohnung. Ein junger Maulesellweiber mußte ein warmes Bett zurecht machen, in welches wir den Kranken legten. Dann gab ihm der Alte noch einige Tropfen aus seinem Fläschchen, worauf der Kranke nach einigen Stunden in einen starken Schweiß fiel. Der Alte sagte mir, daß ich nun nicht weiter um Andres besorgt seyn sollte, denn der Schweiß wäre ein sicheres Zeichen seiner Genesung. Dies beruhigte mich, und ich nahm nun gern seine Einladung an, mit ihm zu speisen.

Nach Tische führte er mich in ein Zimmer, wo er mir, zu meiner Verwunderung, eine Menge schöner Gemälde und Abbildungen aus der Naturgeschichte zeigte. Die Art, wie er darüber sprach, überzeugte mich immer mehr, daß er kein gemeiner Mann wäre. Nur konnte ich nicht begreifen, wie er in diese Wildniß gekommen war. Als ich mich mit diesem Gedanken beschäftigte: fiel mir eine ausgestopfte Schlange in die Augen, und erinnerte mich wieder an den Unfall, der eben meinem Andres begegnet war. Unwillkührlich sprach ich von der Gefahr, in Gegenden zu leben, wo dieses

Ungeziefer ſo häufig iſt. „Dieſer Gefahr“, ſagte der Alte, „iſt man freilich in ganz Spanien, wie in allen warmen Ländern, ausgeſetzt: aber wie viele Schlangen giebt es nicht unter den Menſchen ſelbſt, deren Biß noch viel giftiger und ſchmerzhafter iſt? Man muß ſich zwar vor dieſen hüten, (er zeigte bei dieſen Worten auf die Schlange): aber jene ſind uns doch noch viel gefährlicher, zumal, wenn wir gegen ihre Tücken nicht mißtrauiſch ſind.“ — Dieſe Aeußerung ließ mich vermuthen, daß ſich der Alte ſehr über die Menſchen zu beklagen haben müſſe, die ihn häufig hintergangen haben mochten; und dadurch wurde meine Neugierde, die Geſchichte ſeines Lebens kennen zu lernen, noch mehr gereizt.

Befriedigte er mein Verlangen auch nicht völlig: ſo erfuhr ich doch ſo viel von ihm, daß er, nachdem er in Spanien mehrere anſehnliche Staatsämter bekleidet hatte, bei dem Miniſter in Ungnade fiel, und ſich hierauf in dieſer Einſamkeit verbarg. „Jetzt“, ſagte er, „könnte ich zwar meinen Verbannungsort wieder verlaſſen: indeſſen iſt mir die Ruhe, wel-

che ich hier genieße, schon so theuer geworden, daß ich sie um alles nicht wieder mit dem Geräusche der Welt vertauschen möchte; und ich beneide keinen jener Weltleute, die sich in hohen Staatsämtern brüsten, um sein eingebildetes Glück. Nur ich bin wahrhaft glücklich; meine Bücher und Arbeiten unterhalten mich vollkommen, in dem Garten, den Sie hier sehen, finde ich meine Erholung."

Der Alte war auf Majorca geboren, und hatte zu Valencia studiert. Von Valencia, welches an der östlichen Küste des Mittelländischen Meeres liegt, machte er mir, wie besonders von der reizenden Lage desselben, eine sehr vortheilhafte Schilderung. „Diese Stadt", sagte er mir, „gehöret zu den angesehensten und volkreichsten in Spanien, und ist die Hauptstadt vom Königreich Valencia. Hier herrscht fast ein beständiger Frühling, der Boden ist äußerst fruchtbar, und bringt die Früchte aller Erdtheile hervor; aber ein ihm ganz eigenthümliches Produkt ist das Salzkraut, welches man hier zur Bereitung der Seife und des Glases benutzt. Läßt man dasselbe an der

Sonne trocknet, und verbrennt: es hierauf: so wird die Asche desselben beinahe steinhart. Ein ewiges Grün bedeckt die Fluren, und Orangen-, Oliven-, und Citronen-Wälder geben denselben einen ungemein großen Reiz. Ueberall findet man an den Menschen, wie an den Gebäuden, etwas, welches an die ehemalige mauriſche Herrſchaft über dieſen ſchönen Landſtrich erinnert. — Die Einwohner von Valencia ſind ſehr große Taubenliebhaber, und man findet in der großen Stadt faſt kein Haus, wo ſie nicht mit Sorgfalt gepflegt würden, und wo man ihnen nicht bequeme Wohnungen eingerichtet hätte.

„Majorca", fuhr er fort, „iſt die größte der Baleariſchen Inſeln, welche im Oſten von Spanien, im Mittelländiſchen Meere liegen. Dieſe Inſeln haben alle die politiſchen Veränderungen erfahren, welche von jeher Spanien, wovon es immer abhing, betrafen. Majorca baut viel Oliven, prächtiges Getraide, und unvergleichlichen Wein, das Land iſt ſehr lachend und äußerſt quellenreich. Minorca bringt dieſelben Produkte hervor,

und hat am Port-Mahon einen vortrefflichen Hafen; auf Jviza sind die Salzwerke der größte Reichthum. —

„Die östlichste Provinz von Spanien", erzählte unser freundlicher Wirth weiter, „ist Catalonien, welches die Franken den Arabern abnahmen, und hierauf von Grafen regieren ließen, welche nachher den erblichen Besitz davon, und späterhin gar die Unabhängigkeit erlangten. Endlich bestieg einer dieser Grafen den Aragonischen Thron und vereinigte seine Erbgrafschaft mit dem neuerworbenen Reiche. Seit dieser Zeit blieb Catalonien beständig bei Aragonien. Barcelona ist die Hauptstadt dieser Provinz. Sie liegt am Mittel-Meere und treibt einen ausgebreiteten Handel, welchen ihr vortrefflicher Hafen begünstiget. Ohnweit Barcelona liegt der Montserrat, ein wildes Gebirge, in welchem eine Menge Einsiedler in ihren Einsiedeleien wohnen, welche, nebst einem Kloster, das Gebirge noch merkwürdiger gemacht haben." —

Der brave Alte wollte uns durchaus nicht eher von sich lassen, bis mein Andres völlig

hergestellt wäre. Glücklicher Weise währte dies nicht lange, und ich verließ meinen philosophischen Einsiedler mit eben so viel Dankbarkeit, als Bewunderung. Auf dem Wege über die Pyrenäen hatten wir bald von der Hitze, bald wieder von der Kälte zu leiden; in den Thälern mochten wir vor Hitze verschmachten, und auf den Gipfeln der Gebirge herrschte eine durchdringende Kälte. Diese ewige Abwechselung war freilich nicht angenehm: indessen wurden wir gar sehr durch die vortrefflichen Ansichten und Aussichten entschädigt, die sich uns von allen Seiten darboten. Nach vielen Anstrengungen hatten wir endlich die Pyrenäen überstiegen und sahen uns auf französischem Boden.

Meine Reise nach Paris, wohin mich Geschäfte riefen, hätte freilich durch Languedoc, über Toulouse an der Garonne, die ehemalige Residenz der ersten Westgothischen Könige, gehen sollen: allein ich zog den Weg über Bourdeaux (am Ausfluß der Garonne) vor, ob er gleich etwas um war. Die Garonne bildet hier einen Hafen, welcher von Handels-

schiffen sehr häufig besucht wird, und macht die Gegend äußerst reizend. Die Stadt gehört ohnstreitig unter die wichtigsten Handelsplätze in Frankreich: ihre Größe und Schönheit, zeugen beide von dem Wohlstande, der hier herrscht.

Nach einigen Tagen verließen wir Bourdeaux, wo wir uns den vortrefflichen Wein, der in der umliegenden Gegend wächst, recht gut hatten schmecken lassen, und begaben uns auf den Weg nach Paris. Andres begleitete mich bis nach Orleans, und ging dann auf der Loire nach seinem Wohnorte, Nantes, welcher am Ausfluß der Loire liegt, und gleichfalls wichtigen Handel treibet, ab.

Fünftes Kapitel.

Ich mache in Paris Bekanntschaft mit einem deutschen Grafen, und begleite denselben durch die Schweiz, nach Italien.

In Paris suchte ich sogleich den Bankier auf, welcher die Ausrüstung unsers Kapers besorgt hatte, und ließ mir meinen Antheil an den Prisengeldern auszahlen. Sie waren hinlänglich, daß ich mich wieder vollständig equipiren, und mich auch einige Zeit hier aufhalten konnte. Um meinen Aufenthalt in dieser berühmten Stadt gehörig zu benutzen, nahm ich Stunden im Planzeichnen, und in der Mathematik. Meine geringen Vorkenntnisse kamen mir sehr zu Statten, ich machte schnelle Fortschritte, und hatte schon die Aussicht, eine neue Anstellung zu erhalten, als ich mit einem

deutschen Grafen bekannt wurde, der von neuem die Lust zum Reisen in mir rege machte. Er wohnte in demselben Hause, worin ich ein Zimmer hatte, meine geringen musikalischen Kenntnisse (ich blies die Flöte), erwarben mir bald seine Zuneigung: da er ein Freund der Musik war, und gleichfalls dieses Instrument spielte. Wir bliesen öfters zusammen, und er gewann mich immer lieber. Endlich that er mir den Vorschlag, ihn auf seinen Reisen als Sekretär zu begleiten. Wie gern nahm ich nicht seinen Vorschlag an! denn was konnte mir erwünschter seyn, als in der Gesellschaft eines so gebildeten Mannes, der sich überdies meinen Freund nannte, die schönsten Länder Europens zu durchreisen.

Der Graf hatte außer mir noch einen Kammerdiener und zwei Bedienten in seinen Diensten; wir nahmen Extrapost, und gingen nach der Schweiz.

In Basel hielt sich der Graf einige Zeit auf; und ich konnte nach Gefallen die Stadt kennen lernen, die eine der größten, schönsten und lebhaftesten in der Schweiz ist. Ihre Lage

am dem Rhein, welcher sie in zwei Theile theilt, die durch eine schöne Brücke mit einander verbunden sind, ist sehr reizend, und der Handel daselbst sehr beträchtlich. Mit der Geschichte der Schweiz machte mich mein Graf etwas bekannt, und ihre Erzählung war mir sehr interessant.

„Die Helvetier", erzählte mir der Graf, „oder die jetzigen Schweizer, wurden ihrer ursprünglichen Freiheit durch die römischen Waffen beraubt. Nach dem Verfall des römischen Staates, und als sich Deutschland wieder zu einem Reiche vereiniget hatte, kamen sie unter die Herrschaft der Deutschen. Die Härte und Grausamkeit der östreichischen Landvögte zwang sie zur Empörung; und nach einem langwierigen Kriege, erkämpften sie sich in vielen blutigen Schlachten endlich die Freiheit wieder, und errichteten einen Freistaat, welcher aus dreizehn Kantons bestand, die, obgleich jeder seine eigne Regierungsverfassung hatte, doch zur Behauptung der Freiheit, aufs engste mit einander verbunden waren. In einigen Kan-

tons blieb die Regierung in den Händen einiger patrizischen Familien; in andern in den Händen des ganzen Volks, und noch in andern bestand eine aristokratisch-demokratische Verfassung. Auf gleiche Weise bekannten sich die Einwohner einiger Kantons zur römischen, in andern zur protestantischen Konfession, und in einigen hatten beide Sekten gleiche Rechte. Alle diese Kantons bildeten eben so viele souveraine Staaten, deren Abgeordnete sich jährlich versammelten, um Frieden, oder Bündnisse zu schließen, oder Kriege zu erklären, und überhaupt das Beste des ganzen Schweizer-Staates zu besorgen. Diese Verfassung blieb so lange, bis auch die französische Revolution diese glücklichen Thäler ergriff, Partheien in den Kantons die bisherige Verfassung selbst zerstörten, und die französischen Waffen ihre Vernichtung vollendeten. Nach mehrern stürmischen Jahren, in welchen die Schweiz alle Greuel eines Bürgerkrieges erfahren mußte, erhielt sie endlich durch die zu Paris von den Schweizer Deputirten, und unter Vermittlung des damaligen ersten Konsuls der französischen

Republik, Napoleon Bonaparte, wieder eine festere, der erstern ziemlich ähnliche, Regierungsverfassung, doch so, daß keine Unterthanen-Länder, wie ehemals, keine örtlichen und Familienvorrechte mehr Statt finden sollten. Sie verlor etwas Land an Frankreich, und der Rest wurde in neunzehn, theils demokratische, theils aristokratische Kantons abgetheilt, deren jeder für sich, alle Staatsgewalt genießt. Doch besteht noch überdies eine Bundesregierung, vor welche alle allgemeine Geschäfte gehören, die auf der sogenannten Tagsatzung verhandelt werden. Die Tagsatzung wird von 25 Deputirten der Kantone beschickt, und versammelt sich wechselsweise jährlich zu Freiburg, Bern, Basel, Solothurn, Zürich und Lucern; und der jedesmalige erste Beamte dieser sechs Kantone — die auch zwei Deputirte zur Tagsatzung schicken dürfen — wird, wenn die Versammlung in seinem Kanton geschiehet, Landamman der Schweiz, führet das Direktorium auf dieser Tagsatzung, und hat das ganze Jahr hindurch die Besorgung der

äußern und innern Verhältniſſe des ganzen Schweizer-Bundes unter ſich." —

Baſel, wo wir uns eben befanden, iſt die Hauptſtadt einer dieſer Kantons. Die Nachbarſchaft von Frankreich hat einen ſehr nachtheiligen Einfluß auf die Sitteneinfalt der hieſigen Einwohner gehabt, welche ehemals von den Reiſenden ſo ſehr erhoben wurde. Denn franzöſiſcher Luxus und franzöſiſche Moden ſind jetzt hier eben ſo herrſchend, wie in Frankreich ſelbſt.

Von Baſel gingen wir nach Bern. Dieß iſt ebenfalls eine große und ſchöne Stadt an der Aar, und war ehemals der Hauptſitz der Schweizer Regierung. Hierauf wanderten wir nach Geneve, und durchkreuzten auf dieſe Art beinahe die ganze Schweiz. Das Land iſt faſt überall voll hoher ſteiler Gebirge, deren Gipfel größtentheils mit Schnee und Eis bedeckt ſind. Die Temperatur iſt ſehr verſchieden, und man findet in einer und derſelben Gegend ſehr häufig faſt alle Jahreszeiten auf einmal. Am Fuß der Gebirge herrſcht eine brennende

Sonnenhitze; in der Mitte erquicken uns die Annehmlichkeiten des Frühlings, und auf dem Gipfel ist die Kälte so groß, daß der Schnee auf demselben niemals schmilzt. Oefters reißen sich große Schneeklumpen los, welche mit einem schrecklichen Getöse in den Abgrund stürzen, und alles, was vor ihnen liegt, mit sich fortreißen; ich sahe selbst an mehrern Orten die Verwüstung, welche diese Lavinen angerichtet hatten. Dagegen bieten sich aber auch dem Blicke des Wanderers von diesen Gebirgen überall äußerst malerische Aussichten, und die verschiedenartigsten Landschaften dar. Eine beständige Abwechselung von schönen und gräßlichen Naturgegenständen bilden die auffallendsten Kontraste. Hier liegt alles über einander her, Felsen sind auf Felsen gethürmt, schreckliche Abgründe ihnen zur Seite, und reißende Waldströme stürzen sich zwischen ihnen hindurch. Dort sieht man nur lachende Gefilde und angenehme Thäler, von murmelnden Bächen gewässert, und auf das schönste angebaut. Ueberall bemerkt man den Fleiß der Schweizer; jedes Stückchen Land, das sich

bearbeiten läßt, ist mit der größten Sorgfalt behandelt, und wo man hinsieht, ist ihre Industrie unverkennbar. Entfernt von allem Luxus, herrscht in diesen Gebirgen noch die alte Einfalt des Schweizervolkes. Herr und Knecht sitzen mit einander an einem Tische, kaum ist der erste etwas besser, als der andere gekleidet, und ein Bauer im Kittel und in einer Hütte ist öfters eine Magistratsperson. Das darf uns bei einer Nation nicht auffallen, wo das Verdienst allein zu öffentlichen Aemtern berechtiget.

Nachdem wir noch einige Zeit an den Küsten des Genfer-Sees verweilt hatten: kamen wir endlich in Genf (Geneve) selbst an. Diese Stadt, ein kleiner Freistaat, ist die schönste Stadt der Schweiz. Sie liegt an einer See, der den Namen von ihr erhielt, ist ziemlich bevölkert, und voller Industrie. Sonst kann man sie noch als den eigentlichen Sitz der Schweizer-Gelehrsamkeit ansehen, wie auch von hier die Kirchenverbesserung durch Calvin ausging. Sie wird durch die Rhone in zwei Theile getheilt, welche durch den Se-

fließt, und nachdem sie noch einen großen Theil von Frankreich durchströmt hat, sich in das Mittelländische Meer ergießt.

Von Genf setzten wir unsere Reise nach Chambery, der Hauptstadt des Herzogthums Savoyen, fort. In ihrer Nähe liegt der Mont blanc, welcher der höchste Berg in dieser Alpen-Gegend und überhaupt in Europa ist. Die Stadt zeichnet sich durch keine Merkwürdigkeiten aus, und das Land schien uns sehr traurig. Denn man siehet fast nichts, als Berge; und je weiter man nach Italien hin kömmt, desto höher werden sie, und desto enger die dazwischen liegenden Thäler. Hier trifft man auf keinen so schönen und kraftvollen Schlag Menschen, wie in der Schweiz; die meisten sind durch erschreckliche Kröpfe entstellt. Mit der größten Anstrengung können sie ihrem Gebirgslande, welches jedoch in einzelnen Thälern sehr fruchtbar ist, den nöthigen Unterhalt nicht abgewinnen. In ihrer Jugend gehen daher sehr viele nach Frankreich, wo sie als Bediente sehr geliebt werden; oder sie ziehen mit

Hecheln und Mauſefallen, oder mit Murmelthieren, deren Vaterland Savoyen iſt, in Europa herum. Gleichwohl haben ſie eine ſo groſſe Vorliebe zu ihren traurigen Bergſchluchten, wie man die ſavoyiſchen Thäler meiſt nennen kann, daß ſie, wenn ſie ſich auf ihren auswärtigen Wanderungen einige Thaler erſpart haben, immer wieder dahin zurückkehren, und ihr Leben vollends hier zubringen. —

Als wir an den berühmten Berg Cenis (Mont-Cenis) kamen: mußten wir unſern Reiſewagen ganz aus einander nehmen und ſtückweiſe auf Mauleſel laden. Unſere Leute beſtiegen Maulthiere: aber der Graf und ich, wir wurden jeder in einer Art Sänfte von Menſchen getragen. So kamen wir glücklich über dieſe ſteilen Gebirge, über deren Abgründe wir öfters zu ſchweben ſchienen *).

Nachdem wir dieſe hohen Gebirge, welche ein Theil der Alpen ſind, überſtiegen hatten:

*) Die franzöſiſche Regierung hat eine Straße über den Cenis anlegen laſſen, welche mit Wagen befahren werden kann.

befanden wir uns in Italien. Dieſes ganze Land, welches von jeher der Schauplatz äußerſt wichtiger Begebenheiten war, machte ehemals nur einen kleinen Theil des großen römiſchen Reichs aus. Jetzt beſteht Italien aus mehrern Staaten, deren Bewohner ſich ſämmtlich zur katholiſchen Religion bekennen. Die Provinz Piemont, wo wir zuerſt in die Ebenen Italiens traten, ſteht unter der Herrſchaft des Königs von Sardinien. Sie ward zwar bald hernach von den Franzoſen erobert und dem franzöſiſchen Reiche einverleibet; doch jetzt iſt ſie wieder unter die Herrſchaft ihrer alten Könige zurückgekehrt. Der größte Theil dieſer Provinz iſt ſehr fruchtbar und ſtark angebauet. Die Dörfer liegen hier ganz nahe bei einander, und die Einwohner ſind ſehr emſige Landwirthe. Der tragbare Boden belohnt aber auch ihren Fleiß hinlänglich. Der Maulbeerbaum iſt ein beſonderer Gegenſtand der piemonteſiſchen Kultur, und die hieſige Seide die beſte in Italien.

Die Schönheit der Stadt Turin überraſchte uns. Sie liegt am Po, iſt ziemlich

groß, volkreich und fast ganz regelmäßig gebaut. Die Straßen sind schnurgerade und meist sehr breit, besonders zeichnet sich an Länge und Breite diejenige aus, die nach dem königlichen Residenzschloß führet, wo die Könige von Sardinien ihren Wohnsitz haben. Die Häuser dieser Straße sind sämmtlich durch Säulengänge verschönert, unter welchen man gegen Regen und Sonne geschützt ist. Ueberdieß hat Turin große Plätze, schöne Kirchen und prächtige Palläste, unter welchen sich die königliche Residenz besonders auszeichnet.

Seit unserer Abreise aus Frankreich, hatten wir beständig bergauf, bergab steigen müssen: von Turin bis nach Venedig reisten wir dagegen in einer großen Ebene, die sehr fruchtbar und vortrefflich angebauet ist. Eine Menge Flüsse, die sämmtlich auf den Alpen entspringen, wässern sie; und außerdem sieht man fast alle Ländereien, welche ohnedies meist mit Hecken eingeschlossen sind, mit Wassergräben umgeben. Die meisten Straßen haben

Kanäle zur Seite; und die Wege sind so schön gerade, und mit Bäumen bepflanzt, daß man sie für eigends angelegte Spaziergänge halten könnte.

Ueberhaupt gleicht das ganze Land, wegen der Menge Pappeln, Rüstern, Maulbeer- und anderer Bäume, mit welchen die Ländereien größtentheils eingefaßt sind, einem großen Garten. Hieraus ließe sich schon auf die große Volksmenge in der Lombardey — (so pflegte man sonst diesen Landstrich zu nennen) — schließen, und die vielen Städte und Dörfer bestätigen die große Bevölkerung noch mehr.

Mailand ist die merkwürdigste Stadt der Lombardey, und eine der größten und schönsten Städte in Italien; reich an prächtigen Pallästen, besonders zeichnet sich die Kathedralkirche aus. Ihre Bevölkerung steigt nahe an 130,000 Menschen, und ihre vorzüglichsten Manufacturen sind Seidenmanufacturen. Sie hatte früher ein ziemliches

Gebiet und eigene Herzoge. Nach dem Tode des letzten Herzogs kam sie durch den Kaiser Karl V an Spanien. Im Rostocker Frieden 1713 wurde sie dem Hause Oesterreich zugetheilt, welches sie ruhig bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts besaß, wo sie durch die siegenden Franzosen in die Hauptstadt des Königreichs Italien umgewandelt wurde. Die neuen Siege der Alliirten über die Franzosen haben sie dem Hause Oesterreich wieder erworben. Die Stadt Mailand ist der Hauptsitz der österreichischen Regierung in Ober-Italien.

Kaum hatten wir Mailand verlassen, und das Gebiet von Venedig betreten, welches damals noch eine unabhängige Republik war: so begegnete uns ein Ereigniß, welches hier nicht mit Stillschweigen übergangen werden darf. Wir mußten einen Wald passiren; einer von unsern Leuten war etwas voraus, kam aber über Hals und Kopf wieder zurück, und rief uns zu, daß er in der Entfernung einige Schüsse und Weiberstimmen

Der Graf fürchtete, die zärtliche Beſorgniß der Dame möchte den Verwundeten mehr ſchädlich als nützlich werden: er bat ſie daher in ſeinem Wagen Platz zu nehmen, und die Sorge für ihren kranken Gemahl ihrer Kammerfrau zu überlaſſen. Der treue Bediente wurde neben ſeinem Herrn in den Wagen gebracht, worauf wir nach dem nächſten Dorfe fuhren. Wegen der Verwundeten durften wir nicht ſehr eilen; die Dame erhielt dadurch Zeit genug, uns nochmals den lebhafteſten Dank für unſere Hülfe zu ſagen, und die Neugierde des Grafen zu befriedigen, der es zu wünſchen ſchien zu wiſſen, wen er eigentlich gerettet habe. Sie erzählte uns, ihr Gemahl wäre ein Genueſiſcher Edelmann, und ginge als Geſandter ſeiner Republik nach Venedig.

In der Nähe des Waldes lag ein kleines Landgut, dahin brachten wir unſere Verwundeten. Die Bewohner deſſelben, ein Paar alte Leute, nahmen uns ſehr gaſtfrei auf, brachten den Genueſer und ſeinen Bedienten ſogleich in Betten, und thaten auch alles Mögliche

teten sich in das Dickicht. Nun banden wir vor allen Dingen die beiden Frauenzimmer los, deren Freude und Dankbarkeit sich ohne möglich beschreiben läßt. Eine derselben, welches eine Dame von hoher Herkunft zu seyn schien, stürzte sich sogleich über einen der Männer her, die neben dem Wagen lagen. Wir schlossen daraus, daß es ihr Mann seyn müsse, und wir bemühten uns nun um so mehr, ihm zu helfen. Der Kammerdiener des Grafen, ein Wundarzt, untersuchte die Wunden der Fremden, und erklärte zu unsrer großen Freude, die Wunden wären nicht tödtlich, der Verwundete sey aber durch den großen Blutverlust sehr erschöpft. Nachdem er verbunden, und mit starken Wassern angestrichen worden war, kam er auch bald wieder zu sich. Der andere gab auch noch einige Hoffnung zum Leben. „Dieser brave Mensch", sagte die Dame, „ist der einzige von unsern Leuten, der uns nicht verlassen hat; die andern flohen, so bald wir angegriffen wurden, er aber focht mit der größten Tapferkeit, bis er verwundet niedersank". —

Der

Inſtrumente, welche hier verfertiget werden, ſind hinlänglich im Auslande bekannt, und ziehen viel Geld nach Genua.

Sonſt war hier der Hauptſitz eines Freiſtaates, deſſen Gebiet ſich an der Küſte des Mittelländiſchen Meeres hinzog, und etwa 90 Quadratmeilen mit 500,000 Einwohnern begriff. Das genueſiſche Gebiet, welches ſehr gebirgig iſt, aber einen Ueberfluß an vortrefflichen Wein und Oliven hervorbringt, hatte nach und nach mehrere Herren.

Nach dem Tode Carls des Großen, welcher mit der Lombardey auch Genua eroberte, kam dieſe Stadt an die deutſchen Kaiſer, welche ſie durch Markgrafen regieren ließen. Zur Zeit der Kreuzzüge (im eilften und zwölften Jahrhundert), in welchen die Genueſer den Grund zu ihren Reichthümern legten, riſſen ſie ſich von Deutſchland los, und führten eine republikaniſche Verfaſſung bei ſich ein. Sie wurden nun bald die größte Seemacht in Italien: ihr ausgedehnter Handel erweckte aber den Neid ihrer handeltreibenden Schweſtern, der Republiken Venedig, Piſa und Siena.

Mit der ersten stritten sie 130 Jahre lang um die Herrschaft zur See. Der langwierige Krieg hatte die Republik sehr geschwächt, und innere Unruhen beschleunigten ihren Fall. Die Franzosen bemächtigten sich derselben mehrmals, konnten sie aber nie lange behaupten, endlich unterwarf sich doch Franz I dem französischen Reiche völlig. Aber der von ihm beleidigte, berühmte genuesische Seeheld, Andreas Doria, unternahm, vom Kaiser Carl V unterstützt, die Befreiung seines Vaterlandes, und brachte sie glücklich zu Stande. Er gab der wiederhergestellten Republik die aristokratische Verfassung, welche sie bis vor wenig Jahren behalten hat, wo sie unter französische Herrschaft kam." — Die Siege der Deutschen entrissen dies Land zwar den Franzosen wieder, aber seine Selbstständigkeit war verloren; es wurde als Entschädigung an Sardinien abgegeben. Die Insel Corsica im Mittelländischen Meere, nördlich über Sardinien, war ehemals auch eine Besitzung der Genueser, die sie von den Saracenen erobert hatten. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts brachen aber hier so

ernstliche Unruhen aus, die das Mutterland nicht zu dämpfen vermochte. Corsica wurde endlich an den König von Frankreich abgetreten; und nur der französischen Uebermacht gelang es, die Einwohner zur Unterwerfung zu zwingen. (Aus diesem Winkel des französischen Reichs erschien Napoleon Bonaparte, welcher zwar in Frankreich den Bürgerkrieg dämpfte, sich aber bald selbst auf den Thron schwang und als Eroberer zehn Jahre hindurch ganz Europa in blutigen Kriegen verwüstete.) Das Klima auf dieser Insel ist in manchen Gegenden sehr ungesund: der Boden ist jedoch ziemlich tragbar, aber schlecht angebaut. Oliven und Südfrüchte wachsen an den Bergen, deren Spitzen häufig mit Schnee bedeckt sind, und in den Thälern giebt es gutes Getraide!". —

Unsere Verwundeten waren indessen so weit wieder hergestellt, daß wir, ohne ihnen zu schaden, die Reise nach Venedig fortsetzen konnten. Ohnweit dieser Stadt mußten wir unsere Wagen stehen lassen, um auf Barken oder Gondeln in dieselbe einzufahren: denn sie ist mitten im Meer auf kleine Inseln erbauet,

Ihre Lage ist einzig, und sie gehört ohnstreitig zu den größten, reichsten, gewerbevollsten und volkreichsten (160,000 Einwohner) in der Welt. Sie hat ihre Entstehung einigen Bewohnern des benachbarten festen Landes zu danken, welche sich, um den Grausamkeiten der Gothen zu entgehen, die im fünften Jahrhundert Italien überschwemmten, auf die kleinen Inseln flüchteten, auf welche die Stadt gebauet ist. Ihre kleinen Hütten vergrößerten sich in der Folge zu Gebäuden, die einen festern Grund verlangten, als der Sand der Inseln zu geben vermochte: man mußte sie daher auf Pfähle bauen. Nach und nach fehlte der Raum auf den Inseln, man vergrößerte Venedig also selbst ins Meer hinein, weshalb man zu sagen pflegt, daß es ganz auf Pfählen in diesem Element aufgeführet sey. Die Stadt ist durch einen breiten Kanal in zwei Theile abgetheilt. Ueber diesen Kanal führet die berühmte Brücke Ponte Rialto, welche einen einzigen Bogen von 70 Fuß Weite hat. Außerdem durchschneiden sie eine Menge Kanäle nach allen Richtungen. Alle haben breite Kay's zur Seite, und überall

ſind Brücken über dieſelben angebracht. Das einzige Fuhrwerk in Venedig ſind kleine Fahrzeuge, die unter dem Namen Gondeln bekannt ſind. Sie haben zwei Ruder, und in der Mitte befindet ſich eine viereckige bedeckte Kajüte. Alle Gondeln ſind ſchwarz angeſtrichen und ausgeſchlagen, um den Luxus, der ſich vielleicht in prächtig gemalten und tapezierten Gondeln auszeichnen möchte, zu verhindern. Dieſelbe Gleichförmigkeit findet auch bei der Kleidung der Männer Statt. So wollten es wenigſtens die alten Geſetze der Republik, durch welche dem Luxus Einhalt gethan werden ſollte. Der St. Markus-Platz iſt der einzige Platz in Venedig, welcher erwähnt zu werden verdient. Er wird an der einen Seite von der See beſpület, die drei andern ſind von Pallaſten eingeſchloſſen, deren Anblick majeſtätiſch iſt. Die merkwürdigſten Gebäude ſind die St. Markus-Kirche, und der Pallaſt des Doge. So hieß das Oberhaupt der ehemaligen Republik, von welcher Venedig die Hauptſtadt war. Sie hatte beinahe eine ähnliche ariſtokratiſche Verfaſſung, wie Genua; war wie dieſelbe durch

Handel und Schifffahrt reich, mächtig und übermüthig geworden; und hatte deshalb mehrmals Demüthigungen von seinen mächtigen Nachbarn erfahren müssen. Strenge Neutralität bei den Fehden der benachbarten Staaten schützten sie lange vor einer gänzlichen Auflösung; bis sie endlich vor wenig Jahren von den Franzosen unter Bonaparte umgestürzt, und dem Hause Oestreich zugetheilt wurde, welches dasselbe zwar auf einige Jahre verlor, aber nach den Siegen in den Jahren 1813 und 1814 wieder erhielt.

In Venedigs alter republikanischer Verfassung spielte der Rath der Zehner eine sehr wichtige Rolle. Dieser bestand aus zehn venezianischen Nobili's, welche alle Jahre von neuem zu Mitgliedern desselben gewählt wurden. Er erkannte über alle Staatsverbrecher, und der Doge selbst war vor der unumschränkten Gewalt desselben nicht sicher. Hohe und Niedere, alle zitterten vor diesem Tribunal, besonders aber vor den drei Staats-Inquisitoren, welche aus dem Rathe der Zehner genommen wurden. Die Gewalt die

ſer Inquiſitoren war ſo groß, daß ſie ſelbſt den Dogen arretiren laſſen konnten; und wenn er von ihnen ſchuldig befunden worden wäre, auf der Stelle hinrichten laſſen durften.

Einer meiner Freunde, der ehemals auch in Venedig geweſen war, hatte ſelbſt die traurige Erfahrung von der Strenge gemacht, mit welcher man ſonſt an ſich kleine Vergehen beſtrafte. „Ich ging“, erzählte er mir, „auf dem Markus-Platze ſpazieren, und ſprach mit einem jungen Kaufmann, den ich ehemals in Berlin hatte kennen lernen. Aufgebracht über den Stolz einiger Nobili's, welche uns begegneten, ſagte er halb laut: „„es iſt doch viel beſſer der Unterthan eines Königs zu ſeyn, als in einer Republik zu leben, wo man eben ſo viel Herren hat, als es Edelleute in derſelben giebt““. Unglücklicherweiſe hatte dieſe Worte Jemand gehört; und ob ich gleich nichts darauf erwiederte, ſo wurde ich doch mit ihm in das Polizei-Gefängniß gebracht. Den andern Tag wurde mein Freund abgeholet, und ich habe ihn nie wieder geſehen. Mich ließ man allein; und ich hatte Zeit genug, das

schreckliche Schicksal zu überdenken, welches mir bevorstand. Denn es war mir bekannt, daß die hiesige Polizei in diesen abscheulichen Löchern schon manche stecken ließ, die sie nicht öffentlich hinrichten mochte; und ich fürchtete nichts geringeres, als daß auch ich hier umkommen müßte. Nur die Religion schützte mich vor Verzweiflung, hier lernte ich sie als die kräftigste Trösterin der Unglücklichen kennen, und ertrug durch sie mein Schicksal mit Geduld. Nach einigen Wochen wurde ich aus meinem Loche hervorgeholet, und in einen großen Saal geführet. Hier waren mehrere Senatoren versammelt, aus deren Munde ich mein Todes-Urtheil erwartete; ich fiel vor Schrecken in Ohnmacht. Aber wie groß war mein Erstaunen, als ich wieder zu mir selbst kam, und mich in den Armen des sächsischen Residenten und einiger anderer Freunde sahe, die mir meine Befreiung ankündigten. Die Freude würde mich getödtet haben; wenn sie mich nicht nach und nach mit meinem Glücke bekannt gemacht hätten. Sie erzählten mir hierauf, wie sie meine Befreiung bewirkt hatten.

Sobald sie nämlich erfuhren, daß mein ganzes Verbrechen darin bestand, in der Gesellschaft eines Unvorsichtigen gewesen zu seyn, und daß man von mir nicht einmal eine Antwort auf seine Aeußerung gehört hatte: verwendeten sie sich so kräftig für mich, daß es der Polizei unmöglich war, mich länger in Fesseln schmachten zu lassen, die ich ohne mein Verschulden trug". —

Ich pries die Venezianer glücklich, daß sie jetzt unter einer liberalern Regierung ständen: es konnte mir aber doch nie recht in Venedig gefallen. Denn die ganze Stadt hat auch jetzt noch ein sehr schwermüthiges Ansehen, welches sich nur zur Zeit des Karnevals verliert, wo man sich hier allen möglichen Thorheiten und Ausschweifungen überläßt.

Das Gebiet von Venedig ist äußerst fruchtbar; es hat sehr ansehnliche Maulbeerpflanzungen, und Seide ist ein Hauptartikel des hiesigen Handels. Die Einwohner behandeln den Maulbeerbaum jedoch sehr nachlässig, und beschneiden ihn nicht einmal. Am meisten hat es mich jedoch auf sie verdrossen, daß man

bei ihnen, ob sie gleich das schönste Korn bauen, so schlechtes Brod findet, und daß man bei ihnen, trotz ihrer vortrefflichen Trauben, abscheulichen Wein trinket. —

Der Graf hatte erstlich die Absicht, von Venedig gerade nach Rom zu gehen: er besann sich aber anders, und wir schlugen den Weg nach Florenz ein. Ueberall reisten wir durch schöne und fruchtbare Gegenden, und kamen in mehrere Städte, deren Beschreibung mich jedoch zu weit abführen würden. Florenz übertrifft sie alle an Schönheit, daher hieß sie aber auch von jeher in Italien die Schöne. Sie ist groß und liegt in einer schönen Ebene, die mit kleinen Hügeln umgeben ist, und der Arno fließt daran vorüber. Ihre Bevölkerung steigt an 80,000 Einwohner, und die Anzahl großer, prächtiger Gebäude ist sehr bedeutend; schade, daß sie außer einigen ansehnlichen Plätzen meist enge und krumme Straßen hat. Zu Florenz befindet sich ein unermeßlicher Schatz von Kunstwerken aller Art, die ich zu sehen nicht versäumte. —

Florenz ist die Hauptstadt des Großherzogthums Toscana, oder, Etrurien, wie dieser Landstrich in ältern Zeiten hieß. Sie war lange ein Freistaat: aber die reiche Familie der Medici erhielt bald ein so großes Ansehen, daß sie der Freiheit der Stadt gefährlich wurde. Cosmus von Medici und sein Enkel Lorenzo, erwarben sich jedoch sehr große Verdienste um Florenz. Dem ersten gaben die Bürger den Ehrennamen: Vater des Volks; und an dem zweiten fanden die Künste und Wissenschaften einen großen Beschützer. Alexander von Medici, seiner Ungriffe auf die Freiheit der Bürger wegen, aus der Stadt verjagt, fand aber durch den Einfluß seines Verwandten, des Pabstes Clemens VII bei dem Kaiser Carl V Schutz, der ihm mit bewaffneter Hand nach Florenz zurück führte, und zum ersten Herzog von Florenz erklärte. Sein Nachfolger, Cosmus I, erwarb nicht allein mit Hülfe Spaniens, den ehemaligen Freistaat Siena (— Pisa war schon längst mit Florenz vereiniget —) sondern auch vom Pabst Pius V den Titel eines Großherzogs

Nach dem Abgange des berühmten Geschlechts der Medicäer kam Toscana — wie die vereinigten etrurischen Staaten jetzt hießen — an das Haus Lothringen-Oestreich, von welchem es bis zum Jahre 1801 besessen wurde. Damals ging es durch französische Vermittelung an den Prinzen Ludwig von Parma über, der es einige Jahre mit dem Titel: König von Etrurien, beherrschte; doch stand er ganz unter der Vormundschaft Frankreichs. Sein früher Tod und andere indessen eingetretene politische Verhältnisse machten dem neuen Königreiche eben so schnell ein Ende, als es entstanden war; und verwandelten dasselbe in eine Provinz des großen französischen Reichs. Die Siege der Alliirten haben auch Toscana seine Freiheit und seinen ehemaligen Beherrscher, den Großherzog Erzherzog Ferdinand von Oestreich, wiedergegeben.

Das Land bringt Getraide, Wein, Oel und köstliche Südfrüchte in Menge hervor; auch gewinnt man hier viel Seide, und in den Bergwerken wird auf Alaun, Eisen und Silber gearbeitet. Der etrurische Marmor,

Alabaster und Porphyr ist gleichfalls hinlänglich bekannt.

Gern hätten wir die berühmte Handelsstadt Livorno noch gesehen, welche westwärts von Florenz am Mittelländischen Meere liegt, und eine Hauptniederlage für den levantischen Handel abgiebt: wir mochten uns jedoch diese Abschweifung nicht erlauben, weil wir bald nach Rom zu kommen wünschten.

Diese berühmte Stadt, die Wiege des mächtigen römischen Staates, gab mir und dem Grafen Stoff zu einer lebhaften, für mich gleich angenehmen, als lehrreichen Unterhaltung. Besonders zog mich die Geschichte dieses Weltreichs an, welche mir der Graf vom Anfang bis zu Ende mittheilte.

„Es ist Ihnen bekannt," erzählte der Graf, „daß Romulus, das Haupt einer Räuberbande, diese Stadt erbauete, und nach seinem Namen nannte. Er war der erste König des neuen Staates: doch theilte er seine Gewalt mit einem Senate, den er selbst ordnete. Diese monarchische Verfassung artete jedoch unter seinen Nachfolgern in Despotis

aus; und die Tyrannei Tarquins des Stolzen, dessen Sohn überdieß einen Angriff auf die Ehre einer edlen Römerin, der keuschen Lucretia wagte, reizte das Volk zum Aufstand, in welchem die Königswürde abgeschafft wurde. An die Stelle der monarchischen Regierungsform trat nun eine republikanische. Man theilte die Bürger in zwei Klassen, in Patricier und Plebejer, und wählte jährlich aus den ersten zwei Consuls, welche die königliche Gewalt ausübten. Unter gewissen Umständen wurde bisweilen noch eine andre obrigkeitliche Person, der Dictator, ernannt, dessen Gewalt noch größer war, als die der Consuls, aber nur ein halbes Jahr dauerte. Wenn diese Zeit vorüber war, traten die Consuls wieder in ihre Rechte ein. Die Unzufriedenheit der Plebejer nöthigte in der Folge die Patricier, ihre Zustimmung zur Errichtung der Volks-Tribunen zu geben, welche die Plebejer gegen die Eingriffe der Patricier schützen sollten. Das Ansehen und die Gewalt dieser Volks-Tribunen wurde bald sehr groß. Endlich brachten es die Plebejer

beier sogar dahin, daß einer der Konsuls jedesmal aus ihnen erwählet werden mußte; und so entstand die demokratische Verfassung, welche so lange in der Republik fortdauerte, bis Sylla, und nach ihm Cäsar und Pompejus diese demokratische Verfassung umstürzten. Cäsar wurde, nach dem Siege bei Pharsalus, sogar alleiniger Beherrscher von Rom. Zwar wurde er nach einigen Jahren im Senate ermordet: aber sein Adoptiv-Sohn, Octavius, folgte ihm unter dem Namen August; und diesem eine lange Reihe Kaiser. Die römische Monarchie war damals durch die Eroberungen der Römer nach und nach sehr weit ausgedehnt worden, und begriff nicht allein Italien und den größten Theil von Europa, sondern auch große Strecken von Asien und von Afrika. Ein Regent konnte es endlich nicht mehr allein übersehen; es herrschten daher mehrere Kaiser auf einmal über dasselbe, woher die Benennung Kaiser des Orients und des Occidents entstand. Die Kaiser des Orients nahmen ihre Residenz in Konstantinopel, einer Stadt, die von Con-

stantin dem Großen, an der Stelle des alten Byzanz auf der östlichen Spitze von Europa, an der Meerenge zwischen Europa und Asien erbauet worden war. Diese Trennung verursachte jedoch den Untergang des mächtigen Staates. Von allen Seiten drangen aus dem tiefen Norden barbarische Völker auf dem Occident ein, und entrissen ihm eine Provinz nach der andern. Nur Italien, und ein kleiner Theil von Gallien blieb den Kaisern des Occidents noch übrig: doch bald drangen die Barbaren nach Rom selbst vor, und stürzten den Thron der Cäsaren völlig um. Ostgothen, Heruler und Longobarden herrschten nun nach einander über Italien; und weder die Macht des oströmischen Kaisers Justinians, noch die Tapferkeit seines Feldherrn, des berühmten Belisars, waren im Stande sie wieder daraus zu vertreiben. Rom wurde in diesem Kampfe bald erobert, bald verlassen, und warf sich endlich den mächtigen Franken in die Arme. Ihr König, Karl der Große, zertrümmerte das Reich der Longobarden, eroberte das Exarchat (— den Theil von Ita-

lien, welchen die Oſtrömer noch inne hatten —), und wurde von den Römern zu Rom zum Kaiſer ausgerufen. Nach ihm ging dieſer Titel auf ſeine Nachfolger in Deutſchland, auf die deutſchen Könige über. Karl gab dem Pabſte ſchon einen Theil des Longobardiſchen Gebietes, und ſein Enkel, Karl der Kahle, überließ ihm die Souverainität von Rom. So entſtand die weltliche Macht der Päbſte, deren Beſitzungen unter dem Namen des Kirchenſtaates bekannt ſind, von welchem Rom die Hauptſtadt blieb. — Auch dieſer Staat ward einige Zeit von der franzöſiſchen Macht verſchlungen und der Pabſt auf ein Jahrgeld geſetzt. Die letzten glücklichen Ereigniſſe haben aber auch den Kirchenſtaat wieder hergeſtellt, und den Pabſt in ſeine Reſidenz zurückgeführt. —

Als wir in dieſer Hauptſtadt der Chriſtenheit angekommen waren: glaubte ich beinahe, daß ſie von lauter Geiſtlichen bewohnt wäre, ſo viele Menſchen begegneten uns in geiſtlicher Tracht. Nachher erfuhr ich jedoch, daß ein großer Theil der Bürgerſchaft ſich eben ſo trägt, und was mir beſonders auffiel, daß

alle Diener des Pabstes bis auf den Vorreiter und Kutscher herab, mit Mantel und Kragen gehen. Unser Aufenthalt in dieser Stadt, die zu den größten und prächtigsten von Europa gehöret, erlaubte mir, mich mit den Merkwürdigkeiten derselben hinlänglich bekannt zu machen. Ihre Anzahl ist jedoch so groß, daß ich mich hier nur auf die wichtigsten einschränken muß. Es giebt hier noch eine Menge alter Denkmähler, welche die ehemalige Herrlichkeit Roms hinlänglich beurkunden, als Bäder, Obelisken, Amphitheater, Circken, Colonnaden, Mausoleen, Triumphbogen und eine ungeheuere Anzahl schöner Statüen. Außerdem bietet Rom dem Auge des Fremden auch sehr viele Kunstschätze aus den neuern Zeiten dar. Unter den vielen prächtigen Pallästen Roms giebt es eine Menge, die blos für Fürsten, aber nicht für Privat-Personen erbauet zu seyn scheinen.

Der Pabst residirt gewöhnlich in dem Quirinalischen Pallast, oder auf Monte Cavallo. Den letzten Namen führet er um deswillen, weil den Vorplatz zwei antike Pferde

zieren, die von zwei jungen Leuten gehalten werden. Um den Hof dieses Pallastes läuft ein großer Portikus, und sein Garten ist überaus schön. Doch kaum ist dieser Pallast mit dem Vatikan, einem andern päbstlichen Pallaste zu vergleichen, in welchem man 4422 Zimmer, Säle und Gallerien und 22 Höfe mit großen Gärten zählet. Der Vatikan ist zwar kein regelmäßiges Gebäude: aber seine Größe und seine Pracht in einzelnen Parthien verkündigen die Residenz eines großen Fürsten. Hier gehen die Kardinäle gewöhnlich ins Conclave, wenn sie einen Pabst erwählen wollen. Der Pabst kömmt nicht eher hieher, als wenn er wegen großer Feierlichkeiten gern in der Nähe der St. Peterskirche seyn will: denn er hat keine so gesunde Lage, wie der Quirinal-Pallast. Die Peterskirche ist ohnstreitig der größte und schönste Christentempel, der je in der Christenheit erbauet wurde; überall, im Aeußern, wie im Innern, herrscht die größte Symmetrie und der erhabenste Styl, auch ist sie mit prächtigen Basreliefs und unzähligen Statüen ausgeschmückt. Vor dieser

Kirche ist ein sehr großer Platz, in dessen Mitte ein prächtiger Obelisk aufgerichtet ist, und um denselben läuft eine vierfache Reihe von Säulen, auf welchen eine Balustrade ruht, die mit Statüen und Trophäen ausgezieret ist. Außerdem könnte man die Laterankirche zum heiligen Johannes und sehr viel andere nennen (— denn es giebt in Rom 330 Kirchen —), welche fast alle entweder wegen ihrer Bauart, oder wegen der Gemälde und Bildsäulen, die sie enthalten, merkwürdig sind: aber es ist mir nicht möglich, alle ihre Schönheiten zu beschreiben und noch weniger, die Schätze und Reichthümer alle aufzuzählen, welche sie enthalten. —

Von meinen Reisen durch Portugal und Spanien kannte ich die furchtbare Macht und Strenge der Inquisition; und bildete mir ein, das sie in Rom nicht weniger streng seyn würde: zu meinem großen Erstaunen hörte ich aber, daß hier Fremde von allen Religionen und Sekten geduldet werden, und daß die Inquisition seit hundert Jahren nicht einen Menschen zum Tode verdammt habe. Diese

Toleranz, die ſanfte Regierung, das ſchöne Klima und die wohlfeilen Lebensmittel ziehen beſtändig eine Menge Fremde nach Rom, welche die Bevölkerung noch etwas vermehren helfen; denn ſonſt iſt die Stadt nach Verhältniß ihrer Größe nur ſchlecht bevölkert, und ein beträchtlicher Theil innerhalb den Ringmauern beſtehet nur in Ruinen, Gärten oder Weinbergen. Die Lage der Stadt iſt nicht ſo ungleich, als man gewöhnlich glaubt, da ſie auf ſieben Hügeln erbauet ſeyn ſoll; manche hohe Stellen ſind geebnet, und durch die vielen Verheerungen, denen ſie unterlag, ſind die Vertiefungen nach und nach faſt ganz ausgefüllt worden: denn an manchen ſonſt tiefen Orten iſt der Boden 25 Fuß höher, als er in alten Zeiten war.

Die Umgebungen von Rom ſind nicht weniger merkwürdig, wegen der vielen ſchönen Landhäuſer, die hier Villen heißen. Da, wo ehemals die Hütten der alten Welteroberer ſtanden, die unter ihren Siegen lange eine bewundernswürdige Einfalt behaupteten, ſtrahlet jetzt an der nehmlichen Stelle die ganze

Herrlichkeit Roms fast noch mehr, als in der Stadt selbst. Unendlich zu bedauren ist es aber, daß der sonst so fruchtbare und trefflich kultivirte Boden jetzt fast ganz unbearbeitet liegt. Die Landwirthschaft ist im Kirchenstaate ganz vernachlässiget, ob sie gleich von der natürlichen Güte des Bodens und von der vortrefflichen Lage des ganzen Gebietes sehr begünstiget wird. Denn es liegt zwischen zwei Meeren (zwischen dem Tyrrhenischen und Adriatischen Meere), und wird von vielen Flüssen durchströmt, auf welchen der Absatz der gewonnenen Naturprodukte äußerst leicht befördert werden könnte. Der Landmann wurde aber bisher durch die Naturalabgaben, welche er entrichten mußte, muthlos gemacht; und trieb daher sein Geschäft, da es ihn so wenig belohnte, nur mit Widerwillen. Möchte doch die Regierung ihr Augenmerk mehr auf den Ackerbau richten; bald genug würde die Menge der Bettler verschwinden, die man überall siehet, und überhaupt ein größerer Wohlstand bemerkbar werden.

Nachdem wir uns hinlänglich in Rom umgesehen hatten: setzten wir unsere Reise nach

dem Königreiche Neapel fort. Dies begreift ohnstreitig den schönsten Theil von Italien. Es hat gesunde Luft, ein herrliches Klima und einen sehr fruchtbaren Boden. Unser Weg führte uns zunächst nach der Hauptstadt des Landes, nach Neapel selbst. Je näher wir dieser Stadt kamen, je mehr fanden wir das Land angebauet. Weite Saatfelder, Weinberge, Oliven- und Maulbeerplantagen wechselten stets mit einander ab. Der Graf und ich erstaunten nicht wenig über diese Fruchtbarkeit. „Ja," sagte der Graf, „jetzt wundere ich mich nicht mehr, daß dieses Land so häufig der Zankapfel der Völker war, und seine Herrscher so häufig wechselte: denn es ist zu schön". Ich hatte nicht die geringste Kenntniß von der neapolitanischen Geschichte; und bat den Grafen, mir doch eine Uebersicht davon zu geben. Er war sogleich dazu bereit, und erzählte mir folgendes: „Neapel stand anfangs unter der Herrschaft der Römer; nach dem Untergang der römischen Monarchie kam es in die Gewalt der Araber oder Sarazenen. Im zwölften Jahrhundert eroberten es die

Normänner; es wurde nun dem päbstlichen Stuhle lehnspflichtig, und anfangs von Grafen und Herzogen regieret, deren Nachfolger endlich den königlichen Titel annahmen. Hierauf gehorchte dieses Reich bald den Deutschen, bald den Franzosen, und endlich den Aragoniern. Die Franzosen eroberten es zweimal, mußten es aber schnell wieder verlassen. Zum drittenmal nahmen sie es mit den Aragoniern gemeinschaftlich; doch der argliſtige König Ferdinand der Katholische von Aragonien, brachte sie um ihren Antheil; und Neapel blieb nun über 200 Jahre in der Gewalt der Aragonier, oder Spanier. Dann kam es wieder unter die Herrschaft des Hauses Oestreich, welches dasselbe nach wenig Jahren an einen spanischen Prinzen abtreten mußte". — Seit dieser Periode regierte ein Zweig der Neuspanischen Königsfamilie über Neapel, bis es von den Franzosen erobert, und in eine Republik (die Parthenopische) verwandelt wurde. Die königliche Familie bemächtigte sich zwar der Regierung von neuem, aber nur auf kurze Zeit. Napoleon Bonaparte ließ es abermals

erobern, vertrieb den bisherigen König, und setzte seinen Bruder Joseph und nach ihm seinen Schwager Joachim Murat auf den Thron von Neapel. Ein östreichisches Heer trieb ihn aber im Jahre 1815 aus dem Reiche, und der Bourbon Ferdinand IV ist auf den Thron zurückgekehrt. —

Die Stadt Neapel ist wegen ihrer Größe, Schönheit, Bevölkerung und wegen ihres Verkehrs eine der ersten in Europa. Ihre Volksmenge steigt über 400,000 Einwohner, unter welchen ehemals wenigstens 40,000 Lazaronis, die ohne Obdach in der weiten Stadt herumlagen, meist von Bettelei lebten, und sich durch Charakter und Lebensart besonders auszeichneten. Unter den Manufakturen stehen die in Seide oben an. Neapel ist reich an prächtigen Kirchen, wie an öffentlichen und Privat-Gebäuden. Vor allen zeichnet sich jedoch der königliche Pallast aus. Die Stadt hat sehr gesunde Luft und eine unvergleichliche Lage an einer Anhöhe, von welcher man den Meerbusen von Neapel, den sie umschließt, ganz übersehen kann. — In der Nähe von

Neapel ist der Vesuv, ein feuerspeiender Berg, welcher durch seine Auswürfe die Bewohner der benachbarten Gegend öfters zittern macht, ihnen aber auch ein sehr prächtiges Schauspiel giebt. Die ausgeströmte und erkaltete Lava wird so fest, daß sie in vielen Neapolitanischen Städten zum Pflaster dient. —

Der Graf hatte die Absicht, das Königreich Neapel zu durchreisen, und dann nach Sicilien überzusetzen: doch eine besondere Begebenheit bewog ihn, seinen Entschluß zu ändern. Er war bei Hofe eingeführet worden. Hier spielte er mit einem vornehmen Neapolitaner, der sich, wie es ihm schien, allerlei Kniffe im Spiel erlaubte; endlich ertappte ihn der Graf auf der That, und wurde darüber so laut, daß die Sache vor dem König kam, und der Betrüger sich mit Schimpf und Schande vom Hofe entfernen mußte. Unsere Wohnung war so nahe bei dem königlichen Pallaste, daß der Graf selten an den Hof fuhr. Auch diesen Abend ging er daher zu Fuße nach Hause, und nur ein einziger Bedienter trug die Fackel. Auf einmal wurde er von vier vermummten

Männern angegriffen. Es gelang ihm, sich mit dem Rücken an eine Mauer zu lehnen, und nun vertheidigte er sich auf das tapferste; auch sein Bedienter schlug so wüthend mit der Faust um sich, daß sich ihm keiner zu nähern wagte. Zufällig kam ich eben von einem Freunde zurück; ich hörte Rufen und Degen klirren, und lief aus Neugierde nach der Gegend hin, wo der Lärm herkam. Den Grafen in dieser Gefahr sehen, und auf die Banditen mit gezogenem Degen einstürzen, war bei mir eins. Die Schurken glaubten sich nun überrannt, und riffen aus, und wir ließen sie laufen.

Ohne Zweifel hatte der Neapolitaner die Mörder gedungen; unsere Freunde bestärkten uns in dieser Vermuthung, und fügten noch hinzu (woher sie es wußten, kann ich nicht sagen); es hätten sich mehrere gegen das Leben des Grafen verschworen; er müßte sehr auf seiner Hut seyn, denn alle seine Schritte würden bewacht, und es würde ihm schwer werden, einem abermaligen Angriff eben so glücklich zu entgehen, als dem ersten. Unter

diesen Umständen schien es das Beste, Neapel sobald als möglich zu verlassen. Zufällig hörten wir, daß eben ein französisches Schiff auf der Rhede liege, welches mit erstem günstigen Winde nach Marseille unter Segel gehen würde: sogleich beschlossen wir, uns auf demselben wieder nach Frankreich einzuschiffen. Ich zog hierauf Matrosenkleidung an, und miethete im Hafen ein Boot, welches mich mit meinen Begleitern nach dem Schiffe bringen sollte. Unsere Leute verkleideten sich gleichfalls als Matrosen, und brachten unsere Sachen in das Boot, endlich kam auch der Graf in demselben Anzuge mit der Pfeife im Munde und stieg in das Boot.

Wir kamen bald bei dem französischen Schiffe an, und meine erste Sorge war, mit dem Kapitain wegen der Ueberfahrt zu accordiren: aber wie groß war mein Erstaunen, als ich in diesem Seemann den zweiten Kapitain von dem Kaper erkannte, auf welchem ich gedient hatte. Auch er erkannte mich sogleich, und umarmte mich herzlich. Hierauf empfing er auch den Grafen mit der größten

Aufrichtigkeit. Das Boot fuhr nun wieder zurück; der Kapitain ließ das Frühstück bringen, und dabei fanden wir uns von neuem, daß wir so glücklich gewesen waren, einander wieder zu finden. Jeder erzählte, wie es ihm indessen gegangen war. Der Kapitain kehrte, als er aus der englischen Gefangenschaft befreit wurde, in seine Vaterstadt, nach Marseille zurück, und wurde Kapitain auf einem Kauffahrer, und jetzt war er zum zweitenmale auf dem Wege nach der Levante. Ein Sturm hatte die ganze Flotte zerstreut, welche durch eine französische Fregatte bedeckt gewesen war; und er war an die Küste von Neapel geworfen worden, wo er nur auf günstigen Wind wartete, um seine Reise nach Smirna *) fortsetzen zu können.

Wie groß war nicht unser Erstaunen: als wir hörten, daß wir uns auf einem Schiffe befänden, welches, statt uns nach Frankreich zu bringen, nach einer ganz entgegengesetzten

*) Dieß ist eine Stadt in der Asiatischen Türkei, und der Mittelpunkt des Handels zwischen Europa und Asien.

Gegend ſeegelte! „O wie hat man uns hinters gangen!“ rief der Graf, „wir wiſſen nicht anders, als daß das Schiff, welches hier auf der Rhede liegt, nach Marſeille ſeegelt.“ — „Man hat Sie nicht hintergangen:“ verſetzte der Kapitain, „denn geſtern war wirklich ein franzöſiſches Schiff hier, welches nach Marſeille ging; aber es hat heute Morgen bei Anbruch des Tages, einige Stunden vorher, ehe Sie hieher kamen, die Anker gelichtet.“ — „Was iſt nun zu thun?“ ſagte der Graf, und ging einige Zeit mit verſchränkten Armen auf und ab. „Wie iſt es,“ frug er hierauf den Kapitain, „kann man wohl in Smirna ein Fahrzeug nach Conſtantinopel finden?“ — „O das hat keinen Zweifel,“ verſetzte der Kapitain. „Nun, wenn das iſt:“ ſagte der Graf, „ſo will ich mich nicht weiter ärgern, daß wir uns geirrt haben, ich gehe dann durch die Türkei nach Deutſchland zurück; und dann,“ indem er ſich an mich wendete, „freue ich mich ſogar, daß ſich die Gelegenheit für mich findet, einen Theil der Türkei zu ſehen. Aber,“ fuhr er fort, „wenn ich auch gar nichts Merkwürdiges

dort

dort sehen, oder hören sollte: so wollte ich doch lieber diesen großen Umweg nach meinem Vaterlande nehmen, als nur eine Stunde länger in Neapel verweilen". —

Der Wind schien günstig, und wir lichteten die Anker: aber statt durch die Meerenge zwischen Neapel und Sicilien zu fahren, ließ unser Kapitain südwestwärts steuern, um die westliche Spitze dieser Insel zu umfahren. Nach zwei Tagen sahen wir sie schon: als wir aber an der Nord-Küste hin seegelten; sprang der Wind auf einmal um, und wir mußten hier Anker werfen. Es lagen auf dem Ankerplatze mehrere Fahrzeuge, welche auf Sicilien Korn geladen hatten. Die große Ausfuhr von Getraide brachte die Unterredung auf die außerordentliche Fruchtbarkeit dieser Insel überhaupt, die vor Zeiten die Kornkammer von Rom genannt wurde. „Ja," sagte unser Steuerman, welcher auf Sicilien gewesen war, „das ist in der That ein vortreffliches Land. Es bringt eine Menge Produkte in Ueberfluß und von vorzüglicher Güte hervor. Getraide, Wein, edle Früchte und vor allen Oliven und Seide.

Es hat eine reine und gesunde Luft, kurz, es ist eine unvergleichliche Insel, der nichts fehlt; denn man findet hier auch Gold und Silber, Agat und Jaspisstein."

Der Graf theilte mir hierauf die Hauptzüge der Geschichte Siciliens mit, welches beinahe dieselben Veränderungen erfahren hatte, wie das benachbarte Neapel. Sie war in den frühesten Zeiten eine Beute der Karthager geworden, die sie, nach dem ersten punischen Kriege, welcher über dieselbe zwischen ihnen und den Römern entstand, ihren Gegnern überlassen mußten. Nach Roms Fall kam sie unter die Herrschaft der Saracenen; diese verloren sie wieder an die Normänner, von welchen sie, nebst Neapel, an die deutschen Könige aus dem schwäbischen Hause kam. Als aber der letzte Sprosse dieses Hauses, Conradin von Schwaben, durch den Herzog Carl von Anjou besiegt, und auf Antrieb des Pabstes enthauptet worden war: fiel Sicilien in die Gewalt der Franzosen. Doch nicht lange blieben sie im Besitz desselben: denn die Eingebornen, von den Franzosen aufs äußerste

gedrückt und gemißhandelt, vereinigten sich, ihre Peiniger zu ermorden. Als am Osterfeste (1282) zum erstenmal zur Vesper geläutet wurde: fielen sie über die Franzosen her, und brachten sie sämmtlich um, und diese Metzelei heißt noch jetzt in der Geschichte die sicilische Vesper. Hierauf warfen sie sich den Aragoniern in die Arme, welche nach einiger Zeit auch Neapel eroberten, und mit der später entstandenen spanischen Monarchie vereinigten. In dem vorigen Jahrhundert bekam Sicilien mit Neapel wieder besondere Könige, und blieb bis vor wenig Jahren mit demselben vereiniget, wo der jetzige König Ferdinand IV, den Thron von Neapel auf einige Zeit verlassen mußte, bis er ihn im vorigen Jahre wieder erlangte." —

Jetzt bekamen wir wieder günstigen, aber schwachen Wind; wir lichteten zwar die Anker, mußten aber nur laviren, und legten den Tag keine große Strecke zurück. Am Abend stieg ich auf das Verdeck, um frische Luft zu schöpfen, und um mich von der Hitze des Tages zu erholen. Von hier aus sahe ich in weiter

Entfernung, über Sicilien hin einen großen Rauch, wie von einer Feuersbrunst, aufsteigen. Ich frug den Steuermann, was er das zu meine? — Dieser belehrte mich, daß es der Aetna, einer der höchsten Berge der Insel, wäre, welcher von Zeit zu Zeit Feuer und Asche auswürfe, wodurch mehrmals drei Meilen im Umkreise viele Dörfer und Städte verwüstet worden wären. Dabei sagte er mir auch, daß Palermo an der Nordküste, und Messina an der Meerenge von Neapel, die wichtigsten Städte der Insel wären; die erste sey die königliche Residenzstadt, und die andere habe einen vortrefflichen Hafen, der sehr viel von fremden Schiffern besucht werde. Vor zwanzig Jahren wäre Messina aber beinahe durch ein Erdbeben ganz umgestürzt worden. —

Sechstes Kapitel.

Fortsetzung dieser Reise durch Griechenland nach Constantinopel, und von hier durch Ungarn, nach Oestreich.

Der Wind hob sich, und pfeilschnell flog unser Schiff durch die Wellen. Bald verloren wir die Küsten von Sicilen aus dem Gesichte. Nur von weitem sahen wir die Felsen-Insel Malta, wo einst die berühmten Maltheser- oder Johanniter-Ritter herrschten, die mit den Türken und den afrikanischen Raubstaaten, einen ewigen Krieg führten, und wo trotz des Felsengrundes sehr viele Baumwolle und die treflichsten Pommeranzen gebauet werden. Malta war jetzt schon in den Händen der Engländer; das französische Schiff konnte nicht schnell genug daran vorüber eilen. Nach vier

Tagen sahen wir schon die westliche Spitze der Insel Candia. Diese Insel hieß sonst Kreta, und kam von den Oströmischen Kaisern an die Venezianer, von diesen aber, nach einem langen und blutigen Kriege, an die Pforte. Mein Kapitain hatte auf der vorigen Reise hier angelegt, kannte das Land, und konnte daher so ziemlich meine Neugierde befriedigen.

„Die Insel Candia", sagte er, „ist von einer Menge kleiner Flüsse und Bäche bewässert, welche ihre Fruchtbarkeit unendlich vermehren. Man bauet hier Getraide in Ueberfluß, Reis, Oliven und auch Zuckerrohr; sie hat ein sehr gesundes Klima, und man hat mich versichert, daß es keine schädlichen oder giftigen Thiere hier gebe. Demohngeachtet ist die Insel lange nicht so bevölkert, wie sie es seyn könnte, und man zählt nicht mehr als drei Städte auf derselben." —

„So war es vor Alters nicht;" fiel der Graf ein, „sonst hatte diese Insel mehrere sehr blühende Reiche, und wenn man den Geschichtschreibern glauben darf, wenigstens hun-

dert Städte; aber das ist das eigene der türkischen Regierung, daß sich unter ihr alles verschlechtert." —

Diese Bemerkung leitete unsere Unterhaltung auf die Staatsverfassung des türkischen Reichs, wie auf die Entstehung desselben. Der Graf erzählte uns, daß die Türken, wie man allgemein glaube, ein hunnischer Völkerstamm wären, welche sich gegen das vierte Jahrhundert in der heutigen kleinen Tartarei niedergelassen hätten. „Von hier aus", fuhr er fort, „verbreiteten sie sich in Asien, unter dem Namen Turkomanen, immer weiter aus, bekannten sich zur Religion Mahomets, und vermehrten die Zahl ihrer neuen Glaubensgenossen täglich. Osman, einer ihrer berühmtesten Anführer, stiftete das Osmanische Reich, welches noch jetzt von seinen Nachkommen regiert wird. Seine schnellen Eroberungen reizten seine Nachfolger, das Reich gleichfalls zu vergrößern. Um die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts eroberte einer derselben, Mahomet II, Constantinopel, und machte dem oströmischen Reiche ein Ende. Seit diesem berühmten Eroberer, besom

ders aber seit dem fast noch größern Soly-
mann II, welcher sogar bis nach Deutschland
vordrang und Wien belagerte, hat sich der
osmanische Staat mehr durch günstige Um-
stände in seiner Größe erhalten, als durch
seine Regierung, welche öfters im Innern des-
selben noch mehr Schaden that, als seine Waf-
fen in Feindesland verwüsten konnten. Sie
ist ganz despotisch; und man kennt hier kein
anderes Gesetz, als den Willen oder die Laune
des Beherrschers. Dieser heißt Großherr
oder Sultan, und wird gewöhnlich mit
Ew. Hoheit angeredet. So oft einer der-
selben den Thron besteigt: so gehet, abscheu-
lich genug, seine erste Sorge dahin, seine Brü-
der und nächsten Verwandten einzukerkern oder
gar hinrichten zu lassen. Ohne diese Maaß-
regel glaubt sich keiner auf dem Throne sicher."

„Die Gewalt der Baschа's (Statthal-
ter) in ihren Statthalterschaften", fuhr der
Kapitain fort, „ist nicht weniger despotisch,
als die ihres Herrn. Sie müssen ihre Stellen
meist kaufen, und behalten sie nur so lange,
als sie an den Großvezier, ja an den Groß-

herrn selbst, beständig reiche Geschenke machen; deshalb erlauben sie sich die schrecklichsten Erpressungen, gegen welche die Unterthanen niemals bei den Ministern des Großherrn Schutz finden. Die Bascha's sind jedoch in beständiger Gefahr, ihre Stellen, ihr Vermögen, oder gar die Köpfe zu verlieren: wenn sie nur das geringste in ihrem Amte versehen, oder sonst das Unglück haben, dem Hofe zu mißfallen. Die Einziehung des Vermögens ist in der Türkei, wo der Großherr sich für den alleinigen Besitzer aller Güter seiner Unterthanen ansiehet, gar nicht selten; und es trifft sehr häufig, daß die Söhne eines Bascha's deshalb gemeine Soldaten werden, oder ein Handwerk lernen müssen." — „Demnach", fiel der Graf ein, „kann niemand in dem Osmannischen Reich ganz ruhig und sicher leben; das Volk wird von den raubgierigen Baschen geplündert; diese zittern vor dem Großherrn; und Seine Hoheit selbst hängt immer von den Janitscharen ab, denn die türkische Geschichte erzählt eine Menge Staats- und Thron-Veränderungen, welche allein durch diese zügellose

Miliz, die sich zu allen berechtigt hält, verlassen worden sind.“

Wir sahen jetzt die Küsten von Morea; ihr Anblick gab unserm Gespräche eine andere Wendung. Diese Halbinsel, die vor Zeiten Peloponnes hieß, machte einst einen Theil der römischen Monarchie aus, kam hierauf einige Zeit an die Republik Venedig, die sie endlich den Türken überlassen mußte. Es that dem Grafen und mir sehr leid, daß wir nicht ausstiegen, und das in der griechischen Geschichte so berühmte Land nicht näher betrachten konnten. In diesem Augenblick hatten wir einen großen Schrecken, der sich aber in der Folge in Freude verwandelte. Wir fuhren eben um das Vorgebirge von Morea: als wir von der andern Seite desselben ein Fahrzeug mit vollen Segeln auf uns zukommen sahen. Anfangs hielten wir es für ein Raubschiff, und suchten ihm zu entfliehen: doch bald sahen wir, daß es ein Handelsschiff war, und ließen es näher heran kommen. Das Schiff war von Morea, und ging gerade nach Constantinopel. Der Graf entschloß sich sogleich

mit demſelben zu gehen. Der Schiffsherr nahm uns gerne auf, wir waren über das Paſſagiergeld bald einig, und nun empfahlen wir uns dem Kapitain des franzöſiſchen Schiffs. Zu unſerer großen Freude befand ſich auf dem griechiſchen Schiffe ein Franzos — der einzige Menſch, mit welchem wir uns unterhalten konnten, da wir die Sprache des Schiffsvolkes und der übrigen Paſſagiere nicht verſtanden. Er hatte ſich einige Zeit in Geſchäften auf Morea aufgehalten, war faſt ganz Griechenland durchreiſt, und kannte auch viele andere türkiſche Provinzen, ſo daß uns ſeine Unterhaltung äußerſt lehrreich war, und wir auf der Ueberfahrt nach Conſtantinopel durchaus nichts von Langeweile ſpürten, die nur zu oft die Paſſagiere auf Seereiſen zu plagen pflegt. Die Hauptzüge aus ſeiner Erzählung theile ich hier mit.

„Morea iſt ein ſehr fruchtbares Land: aber das ehemals ſo berühmte Sparta oder Lacedämon, die Hauptzierde des Peloponnes, iſt nicht mehr. Kaum daß man noch einige Trümmer davon ſiehet. Aber in

den Gebirgen, die im Innern der Insel sich erheben, leben noch die Nachkommen der alten Spartaner; die Mainotten. Tapferkeit und Freiheitsliebe sind ihnen, wie ihren Vorältern eigen, und bis jetzt noch haben sie ihre Unabhängigkeit gegen die Türken zu behaupten gewußt. Korinth an der Landenge, welche Morea mit Griechenland verbindet, ist jetzt nur noch ein Dorf, und dies ist das Schicksal der meisten griechischen Städte, welche in der Geschichte einen Namen haben. Kaum daß man noch einige Haufen Trümmer von einigen findet, von den meisten ist keine Spur mehr zu sehen. Athen heißt jetzt Setines; aber in Vergleich gegen seine ehemalige Größe ist es nur ein armseliger Ort.

Das feste Land, oder das eigentliche Griechenland, ist zwar noch eben so fruchtbar, wie sonst: aber es ist lange nicht mehr so stark bevölkert. Wenn auch Griechenland, Macedonien, Epirus die alten Namen behalten haben: so sind doch die gegenwärtigen Bewohner dieser Länder im geringsten nicht mit den alten Einwohnern derselben zu vergleichen. Sobald

Griechenland unter die Herrſchaft der Römer kam, verloren ſie ihren Patriotismus; und unter den Türken ſind ſie zu Schwächlingen worden. Die Türken haben ihnen freie Religionsübung gelaſſen — es iſt bekannt," ſetzte der Erzähler hinzu, „daß ſie zwar Chriſten ſind, aber in manchen Lehrſätzen und Gebräuchen von der katholiſchen Kirche abweichen. Das ſonderbarſte iſt, daß ſich die Türken vorbehalten haben, die höchſten geiſtlichen Würden ſelbſt zu vergeben, oder vielmehr zu verkaufen. Die Prälaten werden gewöhnlich aus den Mönchen, oder Calogern genommen. Dieſe Caloger leben, wie die katholiſchen Mönche, nach einer gewiſſen Regel unter einem Superior (Vorſteher), nur mit dem Unterſchiede, daß ſie Handarbeit verrichten, wie die erſten Einſiedler. Haben ſie das Gelübde der Keuſchheit einmal als Mönche abgelegt, ſo beobachten ſie es auch, wenn ſie Biſchöfe werden; aber die Papa's, oder Weltprieſter ſind verheirathet, oder dürfen es ſeyn. Dieſe letzten haben kein anderes Einkommen, als die Geſchenke, welche ihnen für Amtsverrichtungen gemacht werden;

sie sind daher auch meist so arm, daß sie sich durch Handarbeit ernähren müssen. Freilich übersteigt auch ihre Unwissenheit alle Vorstellung: denn in Vergleich mit den Mönchen der römischen Kirche sind die meisten gewiß noch viel unwissender, als die Unwissendsten unter diesen". —

Während dieser und ähnlichen andern Erzählungen waren wir im Archipel, oder im Aegäischen Meere der Alten angekommen, und wurden durch den Anblick so vieler Inseln, die um und neben uns lagen, ganz entzückt. Die meisten zeigten eine außerordentliche Fruchtbarkeit des Bodens: denn allenthalben sahen wir reiche Getraidefelder, schöne Weingärten, große Maulbeerplantagen in der malerischsten Abwechselung. Nicht weniger schön war die Aussicht, welche wir genossen: als wir durch die Dardanellen in die Meerenge hineinsegelten, welche Europa von Asien trennt, und das Mittelmeer mit dem schwarzen Meere verbindet. Aber welch Erstaunen mich ergriff, als ich Constantinopel in der Ferne sahe, wage ich nicht zu beschreiben.

Dieß unermeßlich große Stadt hat eine ganz eigene Lage; sie ist auf einer Erdzunge erbauet, und wird auf zwei Seiten von dem Meere bespület. Ihre Gestalt ist die eines Amphitheaters, und die Menge Palläste und Moscheen mit ihren Kuppeln und Minarets (Thürmen), machen beim ersten Anblick einen großen Effekt. Durch die Gärten des Serails, welche an der äußersten Spitze der Erdzunge liegen, wird die Aussicht noch verschönert. Schade daß die Stadt im Innern nicht dem prächtigen Aeußern entspricht; ihre Straßen sind eng, schmutzig und schlecht gepflastert, und die Bürgerhäuser sind beinahe ohne Ausnahme von Holz erbauet, weshalb häufig so große Feuersbrünste hier entstehen. Das Serail, oder der Pallast des Großherrn, erregte von weitem durch Größe und Umfang meine Bewunderung: je näher ich aber kam, je mehr wurde ich gewahr, daß er aus mehrern großen Gebäuden besteht, die unordentlich an einander gereihet sind. Voran steht ein großes Gebäude, von dessen Thor der Hof zu Constantinopel die Pforte, oder die ottomas

nische Pforte genannt wird. In das Serail zu gehen ist Niemand erlaubt; am allerwenigsten aber in den Theil, wo der Harem des Großherrn ist, oder wo seine Weiber wohnen: allein man hat mich versichert, daß das Serail sehr prächtig erbauet sey, und große Reichthümer enthalte. Es giebt auch viele schöne öffentliche Gebäude in Constantinopel. Die Moscheen sind fast unzählbar, aber die vorzüglichste ist die Sophienmoschee. Dann verdienen die Caravanserien, oder Hane (eine Art Gasthöfe), wie auch die öffentlichen Bäder, Springbrunnen, Wasserleitungen, und dergl. die Aufmerksamkeit des Reisenden: vorzüglich merkwürdig aber ist der Basar, ein bedeckter Marktplatz, den man zu jeder Zeit mit einer Menge Menschen angefüllt findet, und wo immer die kostbarsten Bijouterien, die schönsten seidnen Stoffe, und viele andere Waaren zur Schau und zum Verkauf ausgestellt sind. — Constantinopel hat jetzt ohngefähr 500,000 Einwohner, viele Seiden- und Baumwollen-Manufakturen. Besonders berühmt ist der hiesige Chagrin, welcher nirgends so gut, wie hier gemacht

gemacht, und überall ausgeführet wird. Der Handel ist überhaupt nicht unbeträchtlich, und der hiesige Hafen einer der schönsten in der Welt.

Constantinopel liegt in einer Gegend, wo die Natur ihre Geschenke in Ueberfluß ausspendete, daher mußte sie auch beständig die Hauptstadt eines großen Reichs seyn.

Constantin der Große erbaute sie, nannte sie nach seinem Namen, und machte sie zu seiner Residenz. Nach der Zertheilung der großen römischen Monarchie blieb sie noch immer die Hauptstadt des oströmischen Reichs; und als dieses in die Hände der Türken fiel, wurde sie wieder die Hauptstadt des eben so großen osmanischen Reichs.

Das Gebiet der Pforte erstreckt sich nicht allein über die schönsten Theile Europens, in Asien ist es noch viel weiter ausgedehnt: man theilt das osmanische Reich daher in die europäische und in die asiatische Türkei, und man könnte hinzusetzen, in die afrikanische Türkei, denn es erstreckt sich auch über beträchtliche Striche dieses Erdtheils. Es läßt sich

vermuthen, daß in einem so weitläuftigen Reiche die Einwohner nicht wohl von einerlei Stamme seyn können. In der Türkei wohnen die verschiedenartigsten Menschen, die Türken selbst aber überall unter ihnen. Eben so trifft man hier Leute von allen Religionen und Sekten. —

Auf unserer Reise nach Ungarn hatte ich schon Gelegenheit, diese Verschiedenheit kennen zu lernen. Einige Völker sind der Herrschaft der Türken unmittelbar unterworfen, und werden durch Bascha's regieret; andere, als die Bewohner der Moldau und Wallachei, haben ihre eignen Fürsten, welche aber Vasallen der Pforte sind, und einen Tribut an dieselbe erlegen müssen.

Unser Weg nach Belgrad führte uns zwar nicht durch diese Länder: aber ich lernte sie etwas durch einen jungen Pohlen kennen, welcher einige Stationen hinter Constantinopel zu uns kam. Wir hatten uns eben unter dem Schatten einiger Bäume an eine Quelle gelagert, um etwas kalte Speisen, die man in einem Lande, wo die Wirthshäuser so selten

ſind, immer bei ſich führen muß, im Freien zu genießen: als ein Fremder auf uns zukam, deſſen Geſicht mehr verſprach, als ſeine Kleider vermuthen ließen. Wir erkannten uns gegenſeitig bald als Franken*); der Fremde erkundigte ſich bei uns nach dem Wege nach Conſtantinopel, der Graf wies ihn zu recht, und ladete ihn noch überdieß zu unſerm einfachen Mittagsmahl ein. Er gab ſich uns nun als einen polniſchen Edelmann zu erkennen, der in einer wichtigen Angelegenheit von Conſtantinopel nach Warſchau gereiſt war, und jetzt nach Conſtantinopel zurückkehrte. Bis nach Bender, einer kleinen türkiſchen Stadt, die durch den Aufenthalt des Königs von Schweden, Carls XII, erſt einigen Namen erhielt, war er glücklich gekommen: als er aber von hier aus ſeine Reiſe weiter fortſetzte, hatte ihn ein Haufe Tartarn überfallen und ausgeplündert. „Die europäiſchen Tartarn", ſagte er, „ſind eben ſo räuberiſch, wie ihre Brüder in Aſien. Ob ſie gleich ſehr fruchtbare Gegenden bewohnen:

*) So werden in der Türkei alle Europäer genannt, die außer dem türkiſchen Gebiete wohnen.

so beschäftigen sie sich doch nur wenig mit dem Ackerbau, und leben meist von der Viehzucht und vom Raube. Ihre gewöhnlichsten Lebensmittel sind Pferdefleisch und Stutenmilch.“ Während der Mahlzeit erkundigten wir uns bei ihm nach den Bewohnern der Wallachei und Moldau. Die Wallachen hielt er für Nachkommen der alten römischen Kolonisten. Sie bekennen sich, wie ihre Nachbarn in der Moldau, zur griechischen Kirche. Beide Völker bewohnen ein treffliches Land, welches sie jedoch nur wenig bearbeiten. Jedes derselben hat einen Fürsten oder Hospodar, welcher der Pforte tributbar ist. —

Auf dem Wege bis Belgrad begegnete uns weiter nichts Merkwürdiges: sehr oft mußten wir aber über Nacht auf dem Felde zubringen, weil wir selten ein ordentliches Nachtquartier fanden; auch waren wir genöthiget, von Constantinopel aus, unsere Reise zu Pferde fortzusetzen, indem in der Türkei das Reisen in Wagen etwas ganz Ungewöhnliches ist, und man daher auch nicht leicht ein Fuhrwerk findet.

Belgrad ist eine ziemlich große und leb-hafte Stadt. Sie ist nach alter Art mit einer doppelten Mauer und vielen Thürmen befestigt. In den Kriegen zwischen den Oestreichern und Türken wurde sie oft erobert: die letzten be-sitzen sie jetzt und halten sie für eine wichtige Vormauer ihres Reichs.

Von Belgrad traten wir sogleich in das Königreich Ungarn. Mein Graf war mehr-mals in Ungarn gewesen, und kannte die Ge-schichte dieses an Deutschland grenzenden, und gewissermaßen mit Deutschland verbundenen Reiches ziemlich genau: es war ihm daher leicht, meinen Wunsch zu befriedigen, und mir einen Abriß der Geschichte Ungarns zu geben.

„Ungarn", sagte er, „hieß zu der Zeit, als es die Römer eroberten, Pannonien. Gegen das fünfte Jahrhundert überschwemm-ten dasselbe die Hunnen, ein Volk, welches bis dahin in der Gegend des schwarzen Mee-res gewohnt hatte. Diese wurden in der Folge von den Ungarn, einem scythischen Volke, wel-

ches in der Tartarei seinen Sitz gehabt hatte, vertrieben. Die Ungarn behaupteten sich in ihren Eroberungen, und schmolzen nach und nach mit den Urbewohnern in ein Volk zusammen. Erst im zwölften Jahrhundert nahmen sie die christliche Religion an. Sie wählten sich von jeher ihre Könige; und als Ungarn an das Haus Oestreich kam, war es noch ein Wahlreich. In der Folge gelang es jedoch den östreichischen Regenten die Krone erblich bei ihrer Familie zu machen, und seit der Königin Maria Theresia, der ersten Dame, welche auf den ungarischen Thron erhoben wurde, ist sie sogar in der weiblichen Linie erblich geworden. Mit dem Wahlrechte gaben die Ungarn aber ihre übrigen Vorrechte und Privilegien im geringsten nicht auf, und sie behaupten unter andern noch jetzt das Recht, sich selbst zu besteuern. Ihre Reichstage, auf welchen die Kirchel, der Adel und die Abgeordneten der freien Städte und Gespannschaften, über die Angelegenheiten des Staates rathschlagen, sind keine bloßen Formalitäten, sondern bestimmen öfters den Willen des Kö-

nigs. So ernstlich sie aber auch über ihre Gerechtsame halten: so zeigten sie doch von jeher viel Anhänglichkeit und Treue gegen ihre Regenten, die ihre Achtung verdienten. Sie sind ein tapferes und kriegerisches Volk, und gaben besonders ihrer Königin Maria Theresia, deren Namen sie noch jetzt mit Ehrfurcht nennen, den stärksten Beweis ihrer Liebe und ihres Muths. Geängstiget von allen Seiten durch mächtige Feinde, die ihr das väterliche Erbe zu entreißen suchten, und ohne andere Unterstützung, als die ihrer Unterthanen, warf sie sich in die Arme der edlen Ungarn, und rief sie auf dem Reichstage zu Presburg um ihre Hülfe an. Schnell zogen die anwesenden Magnaten ihre Säbel, und riefen einmüthig: Wir wollen für unsere Königin, Maria Theresia, sterben! — —

Auf dem Wege von Belgrad nach Ofen hatte ich Gelegenheit genug, Ungarn als ein sehr reiches und fruchtbares Land kennen zu lernen. Es bringt so viel Getraide und andere Lebensmittel hervor, daß gewiß dreimal mehr Menschen davon leben könnten, als es gegenwär-

tig hat. Der Ungarische Wein gehört zu dem besten in der Welt, und wer kennt nicht den Tokaier? Wildpret ist in solcher Menge vorhanden, daß es Jedermann tödten darf; die Fischereien in den Flüssen sind so ansehnlich, daß man die Fische den Schweinen vorwirft; und Rinder, Schafe und Schweine werden jährlich eine große Anzahl nach Deutschland ausgeführet. Auch das Mineralreich giebt eine reiche Ausbeute. Salzgruben, warme und Mineralquellen, Bergwerke, vorzüglich Goldbergwerke, aus dessen Golde man die Chremnitzer Dukaten schlägt, sind ein großer Schatz für das Land. —

Es begegnete uns ein Korps Soldaten, dieses leitete unsere Unterhaltung auf das Ungarische Militair. Die Reiter heißen hier Husaren, und die Fußvölker nennt der Ungar Heiduken oder Tolpatschen. Unsere deutschen Husaren, und die Heiduken, welche man hie und da an den Höfen unserer Fürsten siehet, sind eine Nachahmung derselben. Ihre Tracht ist die Nationalkleidung der ganzen ungarischen Nation. — Wir erfuhren, daß

dieſe Truppen nach Hermannſtadt marſchirten, und ich frug den Grafen, ob er dieſe Stadt kenne? „Ich habe ſie zwar nicht ſelbſt geſehen:“ antwortete der Graf, „doch weiß ich, daß es die ziemlich große und wohlgebaute Hauptſtadt von dem Großfürſtenthum Siebenbürgen iſt, welches ehemals ſeine eignen Fürſten hatte, aber vor etwas mehr als hundert Jahren mit dem Königreich Ungarn vereiniget wurde. Es hat jedoch noch ſeine eigenen Landſtände und Landtage. Die Einwohner theilen ſich in drei Hauptnationen, Ungarn, Szeckler und Sachſen; und die privilegierten Religionen ſind die katholiſche, die beiden proteſtantiſchen, und die ſocinianiſche. Das Land liegt ſehr hoch, und iſt ringsum von hohen Gebirgen eingeſchloſſen, hie und da mit großen Waldungen bedeckt, in manchen Gegenden aber auch ſehr fruchtbar an Getraide, Wein, Honig, animaliſchen Produkten und Mineralien. Dagegen ſind die Manufakturen ſehr unbedeutend, und der Handel wird blos mit den angeführten Produkten getrieben.“ —

Jetzt näherten wir uns der Stadt Ofen, der alten Hauptstadt und Residenz der Könige von Ungarn. Sie liegt an dem westlichen Ufer der Donau, über welche eine Schiffbrücke, zwei tausend Fuß lang, nach dem gegen überliegenden Pesth führet. Ofen ist groß und wohlgebaut, und liegt fast ganz in Weingärten, deren Trauben einen ganz vortrefflichen Wein geben. Sonst war Ofen eine starke Festung, und konnte in den Kriegen zwischen den Ungarn und Türken öfters erst nach langwierigen Belagerungen genommen werden.

Pesth an der Ostseite der Donau ist jetzt größer, besser gebaut, und überhaupt wichtiger als Ofen, indem es der Sitz der höchsten Reichsgerichte, und der einzigen Universität für Ungarn ist. Ohnweit Pesth liegt das berühmte Feld Rakosch, auf welchem die alten Ungarn ihre Könige im Freien wählten, und ihre Reichsversammlungen hielten. —

Der Graf eilte, nach Wien zu kommen; und mir war es daher nicht vergönnt, mich in diesen beiden merkwürdigen Städten, wie in der prächtigen Gegend, so genau umzuse-

hen, als ich wünschte. Wir reisten schon nach einigen Tagen wieder ab; und ein Unfall, den wir unter Weges mit unserm Wagen hatten, verschaffte uns eine sehr interessante Bekanntschaft. Während unsere Leute den Wagen so gut als möglich wieder herzustellen suchten: entschloß sich der Graf, mit mir nach der nächsten Station, die nicht mehr weit entfernt seyn sollte, vorauszugehen. Wir kamen an einen Ort, wo die Straße in mehrere Seitenwege ausging, und wußten nicht, welchen Weg wir gehen sollten. Leider schlugen wir einen falschen ein, und verirrten uns. Die Nacht kam uns über den Hals, und vermehrte unsere Verwirrung: doch sahen wir in der Entfernung ein Licht, und gingen darauf zu. Der Schein des Lichtes führte uns zu einer elenden Hütte, die mehr der Höhle eines wilden Thieres, als einer menschlichen Wohnung ähnlich sahe. Hier trafen wir eine junge Frau in Thränen. Zwei Kinder neben ihr verlangten mit kreischender Stimme etwas zu essen, und sie hatte nichts für sie. Der Anblick machte uns anfangs ganz stumm; der Graf griff hier-

auf in die Tasche, und gab der Frau etwas Münze. Damit war ihr jedoch jetzt nicht geholfen, sie brauchte Lebensmittel, aber die hatten wir selbst nicht. Da wir nicht helfen konnten, wollten wir diesen Aufenthalt des Jammers wieder verlassen: als ein hübscher Mann, voll Verzweiflung in die Hütte stürzte. Wir standen hinter der Thür, als er sie öffnete, und er wurde uns daher nicht sogleich gewahr. Er nahm eine Pistole von der Wand und wollte wieder zur Thür hinaus. Seine Frau trat ihm aber in den Weg und sagte: „Ach lieber Mann! was willst du thun? Soll Dich die Verzweiflung zum Selbstmörder machen? Zeigt das wahren Muth, wenn man das Elend nicht ertragen mag? Traue der Vorsehung. Ihre Hülfe ist uns am nächsten, wenn wir es am wenigsten vermuthen. Der Herr da", sie wies auf den Grafen, „ist der Engel, den sie uns zu unserer Rettung zuschickt. Da, nimm das Geld, laufe in den nächsten Ort, und hole nur etwas zu essen."

Jetzt kam der Mann wieder zu sich, er fiel vor dem Grafen nieder, konnte aber kein

Wort vorbringen. Ströme von Thränen flossen über seine Wangen; und er würde noch viel länger in diesem Zustande geblieben seyn, wenn ihn nicht das Geschrei der Kinder, die Bitten seiner Frau, und das Zureden des Grafen bewogen hätten, nach Lebensmitteln zu gehn. Er kam bald zurück, und theilte aus, was er eingekauft hatte. Mit dem Hunger flohe auch der Unmuth, der dieser Familie ganz fremd schien, und alles wurde ruhig.

„Es ist nicht mehr als billig," sagte der Fremde nun zum Grafen, „daß Sie nun auch die Personen näher kennen lernen, denen Sie das Leben gerettet haben. Sie sehen in mir einen östreichischen Officier, der seinem Vaterlande mit möglichster Treue gedient hat. Meine Frau ist die einzige unschuldige Ursache unsers Unglücks. Einer meiner Vorgesetzten beleidigte ihre Ehre: ich forderte ihn heraus, und er war so niederträchtig, es anzuzeigen. Nun wurde ich kassirt; und wollte ich noch größern Unannehmlichkeiten entgehen, so mußte ich mich in dieser Hütte verbergen. Meine Frau hatte so viel Muth, mich hieher zu be-

gleiten, und bei mir auszuhalten. Ein ehemaliger Freund versprach mir seine Unterstützung: aber er verließ mich, und nun kam ich in den verzweiflungsvollen Zustand, aus welchem Sie mich gerissen haben." — „Erlauben Sie," antwortete der Graf, „daß ich die Stelle Ihres Freundes einnehmen darf. Ich verhehle Ihnen zwar nicht, daß ich es selbst für unmöglich halte, Sie wieder in Ihren vorigen Posten zu bringen: aber es wird sich wohl eine Gelegenheit für Sie in einem auswärtigen Staate finden, ich werde mir alle mögliche Mühe geben. Ich bin der Graf von M., vergessen Sie nicht mich in Wien zu besuchen: bis dahin aber seyn Sie so gütig, die Kleinigkeit anzunehmen, welche Ihnen ein Reisender, dessen Börse erschöpft ist, anbieten kann. —"

Als der Tag anbrechen wollte: äußerten wir unsere Besorgniß, wie wir den Weg wieder finden würden, auf welchem wir uns verirrt hatten. Montkel so hieß der Officier, erbot sich uns nach der Poststation zu begleiten, wo wir unsere Leute zu finden hofften.

Sie waren wegen uns in großen Sorgen gewesen, der Wagen war indessen wieder ausgebessert, und wir eilten nun um so schneller weiter.

Hart an der deutschen Grenze betraten wir noch die gegenwärtige Hauptstadt von Ungarn, Preßburg. Dieß ist eine ziemlich große und schöngebaute Stadt an der Donau mit 32,000 Einwohnern. Hier werden jetzt die Reichstage gehalten. —

Wir hatten kaum die ungarische Grenze überschritten: als wir uns auch schon in Wien befanden, wo der Graf sich bald wieder in dem Zirkel seiner Freunde und Bekannten sahe. —

Siebentes Kapitel.

Bemerkungen über Wien und über Prag. Rückreise von Wien nach Frankfurt. Ich werde russischer Officier.

Wien, die gewöhnliche Residenz des Kaisers von Oestreich, liegt in einer sehr angenehmen Gegend. Diese berühmte Stadt ist an sich weder groß noch schön, aber ihre Vorstädte sind sehr weitläuftig und stark bevölkert. Zwischen der Stadt und den Vorstädten befindet sich rings um die Stadt ein 5—600 Fuß breiter Platz, wo nicht gebauet werden darf, und wo man trefliche Alleen angelegt hat. Die Häuser in der Stadt sind meist von einer ungeheuren Höhe; denn man hat in der Luft den Raum gesucht, den man auf der Erde nicht finden konnte: in den Vorstädten stehen

aber

aber auch nicht wenig schöne und große Palläste. Das kaiserliche Residenzschloß, die kaiserliche Burg genannt, nimmt sich von außen nicht sonderlich aus; und entspricht der Größe seines Bewohners nicht: ob es gleich von einem großen Umfang ist, und eine Menge Kostbarkeiten enthält. In der Nähe von Wien besitzt der Kaiser aber mehrere schöne Lustschlösser, z. B. Schönbrunn, Laxemburg u. and., wo sich die kaiserliche Familie meist den Sommer über aufhält. Ueberhaupt herrscht aber an dem östreichischen Hofe keine so große Pracht, wie an manchen andern; und die gewöhnliche Hoftracht war noch damals, als ich in Wien war, für beide Geschlechter schwarz.

Wien treibt einen sehr starken Handel auf der Donau nach der Türkei und nach andern Ländern. Deshalb sieht man auch hier fast immer Leute von allen Nationen Europa's, Ungarn, Italiäner, Franzosen, Spanier, Schweizer, Griechen, Türken u. and. Eine Menge Fabriken, die sehr viele Fabrikanten beschäftigen, machen die Stadt ungemein lebhaft; und

ihre Bevölkerung steigt beinahe an 300,000 Einwohner. Die Zahl dieser Einwohner wird vorzüglich auch durch die vielen Fürsten, Grafen und Barone vermehret, welche mit ihren Familien und mit ihrer öfters sehr zahlreichen Dienerschaft aus allen Theilen der Monarchie, aus Ungarn, Böhmen, Mähren, Gallizien u. a. w. hieher kommen, und entweder für immer ihren Wohnsitz hier aufschlagen, oder sich doch eine Zeit lang hier aufhalten. Daher findet man nicht leicht in einer andern Stadt — selbst Paris und London nicht ausgenommen — so viel reiche Equipagen und überhaupt so viel Pracht und Aufwand, als in Wien. —

Kaum waren wir einige Tage in Wien: als auch Montkel, in Bauerkleidung, mit seiner Frau und mit seinen Kindern ankam. Der Graf wies ihm ein Zimmer in seinem Hause an, empfahl ihm aber ein strenges Incognito. Ich besuchte ihn öfters, und wir wurden bald sehr vertraut. Sein Umgang war mir sehr nützlich und lehrreich; unter andern erhielt ich von ihm eine genaue Darstellung

der Geschichte der östreichischen Monarchie, wovon ich hier nur die Hauptzüge mittheile.

Der tapfre Rudolph von Habsburg ist der Stammvater der östreichischen Regenten. Er selbst — seinem Gebiet nach — nur ein unbedeutender Graf in einem Winkel der Schweiz, benutzte die Würde eines deutschen Königs zur Vergrößerung seines Hauses; er brachte, außer andern Besitzungen, das Herzogthum Oestreich an seine Familie. Seine Nachkommen erwarben zwar die Grafschaft Tyrol und Vorderöstreich: keiner war aber so glücklich, als der Kaiser Maximilian I. Durch seine Vermählung mit der Erbtochter Carls des Kühnen brachte er die ganze Burgundische Erbschaft (die sämmtlichen Niederlande, die Grafschaft, vormals das Herzogthum Burgund) an sein Haus. Sein Sohn Philipp gewann durch die Vermählung mit Johanne von Castilien gar die spanische Monarchie. Carl V, der älteste von Philipps Söhnen, blieb Herr von Spanien und den Niederlanden: aber seinem Bruder Ferdinand trat

er die östreichischen Erbländer in Deutschland ab. Von nun an trennte sich das östreichische Haus in die spanische — und in die deutsche Linie. Ferdinand verheirathete sich mit der ungarischen Prinzessin Maria; ihr Bruder, der König Ludwig von Ungarn und Böhmen, blieb in der unglücklichen Schlacht bei Mohatz gegen die Türken; und die Ungarn wählten nun Mariens Gemahl, den Erzherzog Ferdinand von Oestreich, zu ihrem Könige. Hierdurch wurde Ungarn, Böhmen, Schlesien, Mähren und Siebenbürgen mit Oestreich vereiniget, und die große östreichische Monarchie gebildet, welche sich unter mancherlei Stürmen und glücklichen Ereignissen bis auf unsere Zeit erhalten hat, und auch jetzt noch einen der ansehnlichsten Plätze in der europäischen Staatenreihe behauptet. Die Nachfolger Ferdinands I bis auf den jetzigen Kaiser von Oestreich, Franz I, trugen die deutsche Kaiserkrone; die Französische Uebermacht in Deutschland bewog den letzten, endlich den leeren Titel eines deutschen Kaisers aufzugeben. — Die sämmtlichen östreichischen Staa-

ten betragen jetzt wieder über 11000 Quadrat meilen mit 25,000,000 Einwohnern.

Unser Freund Montkel blieb nicht lange in Wien. Der Graf war bald so glücklich gewesen, durch den russischen Minister für denselben eine Stelle in Rußland zu erhalten, die weit vortheilhafter war, als die, welche er in Oestreich verlassen mußte. Montkel wußte nicht, wie er dem Grafen seine Dankbarkeit für seine Verwendung lebhaft genug bezeugen sollte; und seine Frau war nicht weniger von der Güte des guten Grafen gerühret. Ich freute mich zwar innig über das Glück unsers Freundes, aber sein Abschied ging mir sehr nahe. Wir versprachen, einander oft zu schreiben; und ihr werdet sehen, daß Montkel Wort hielt, und nicht, wie so viele andere, der geschloßnen Freundschaft so bald wieder vergaß, als er das Weichbild von Wien verlassen hatte. —

Bald nach Montkels Abgang nach Rußland verheirathete sich der Graf mit einem deutschen Fräulein, und führte seine junge Gemahlin auf einige Zeit auf seine Güter in Böhmen. Ich leistete Gesellschaft, und hatte

dadurch Gelegenheit auch diese Provinz der östreichischen Monarchie kennen zu lernen.

Prag ist die Hauptstadt von Böhmen. Sie liegt an der Moldau, durch welche sie in zwei Theile getheilt wird, und ist groß und schön. Die Zahl der hiesigen Einwohner beträgt gegen 80,000. Man theilt die Stadt gewöhnlich in drei Theile oder Seiten. Die Neustadt ist besonders merkwürdig; denn sie hat breite und gerade Straßen mit den schönsten Gebäuden, die sämmtlich in einem modernen Styl erbauet sind. Auch ist hier der große Platz, auf welchem das prächtige Rathhaus stehet. Sonst verdienten auch das große und prächtige Residenzschloß, der Hradschin, wie auch manche Kirchen und andere Paläste, bemerkt zu werden. —

Da wir Böhmen nach mehrern Richtungen durchreisten: so hatte ich Gelegenheit manche Bemerkungen über dieses Land zu machen. Merkwürdig ist es, daß das ganze Königreich Böhmen rund um mit Gebirgen eingeschlossen ist, auf welchen mehrere Flüsse entspringen, welche es wässern. Dahin gehört vorzüglich

die Elbe, welche aus Böhmen in das Königreich Sachsen tritt, und die Moldau, die sich hier noch mit der Elbe vereiniget. Das Land schien mir ziemlich fruchtbar. Getraide wird in Ueberfluß gebauet; der böhmische Hopfen ist weit und breit berühmt; auch giebt es hie und da Weinbau, die Trauben werden aber selten ganz reif. Die Viehzucht bringt Böhmen einen großen Gewinn, vorzüglich werden die böhmischen Schweine sehr gesucht; und Wildpret giebt es hier in Menge. Sonst ist Böhmen auch sehr reich an Mineralien. Man findet hier Edelsteine, Silber und Zinn. Besonders merkwürdig sind aber die heißen und mineralischen Quellen, welche es hat, und von welchen Carlsbad, Töplitz und Eger die berühmtesten sind. Unter den böhmischen Fabrikwaaren ist das Glas am bekanntesten: doch sind auch sehr viel Leinewand- und Leinenband-Manufakturen hier, wodurch sehr viel Geld ins Land gezogen wird. —

Der Graf wurde auf seinen Gütern überall wie ein Vater von seiner Familie aufgenommen. Er nahm diese Huldigungen mit Wohl-

gefallen an, und erwiederte sie mit seiner natürlichen Guthmüthigkeit. Wohlthätig von Natur, machte er die Unglücklichen besonders zum Gegenstande seiner Freigebigkeit; zeigte sich aber auch gegen alle übrigen sehr human; und bewies durch alle seine Handlungen, wie ein Herr groß werden könne, ohne eben große Besitzungen zu haben.

Während ich mit dem Grafen seine Güter bereiste: beschäftigte ich mich besonders mit der Zeichnung einer topographischen Charte von Böhmen. Diese Arbeit strengte mich aber so sehr an, daß ich krank wurde. In meiner Krankheit hatte ich noch mehr Gelegenheit, mich von dem Wohlwollen des Grafen zu überzeugen. Er besuchte mich öfters, und sorgte mit der größten Aufmerksamkeit, daß es mir an nichts fehlte. Ihm allein habe ich es zu danken, daß ich nicht von einem unerfahrnen Arzte hingeopfert wurde, welcher mir häufige Aderlässe verordnete. Er widersprach den Verordnungen dieses Aeskulaps, und ließ einen andern rufen, welcher mich auf eine gerade entgegengesetzte Art behandelte. Endlich wurde ich wieder hergestellt: allein,

durch die vielen Aderlässe, die der erste Arzt verordnet hatte, ganz erschöpft, gelangte ich nur langsam zu meinen verlornen Kräften.

Ein junges Fräulein, die Gesellschafterin der Gräfin, hatte während meiner Krankheit sehr lebhaften Antheil an mir genommen. Ihre Theilnahme erregte meine innigste Dankbarkeit, bald ging aber diese in eine zärtliche Empfindung über. Noch niemals hatte ich einige Neigung für ein Frauenzimmer gehabt: jetzt wurde meine bisherige Kälte gegen das andere Geschlecht um so mehr bestraft.

In meinem ganzen Wesen ging eine merkliche Veränderung vor. Der Graf bemerkte es, und frug mich um die Ursache davon. Ich entdeckte ihm ganz frei meine Neigung. Er billigte meine Wahl vollkommen, und versicherte, daß er unsere Verbindung sehr gern sehen, auch bei dem Fräulein selbst für mich werben würde. „Aber", sagte er, „das Fräulein ist nicht Herr ihrer Hand: sondern sie hängt noch von ihrem Vater ab, der in Wien lebt, und mit welchem Sie daher die Sache vollends abmachen müssen, wenn wir nach dieser Stadt

zurückkommen." — Die Gräfin schien unsere Verbindung gleichfalls gern zu sehen: denn sie liebte das Fräulein, welches mit ihr erzogen worden war, und hatte mir auch schon manche Beweise ihres Wohlwollens gegeben. Doch ein Zufall, den ich eben erzählen will, erwarb mir ihre Gunst vorzüglich.

Die Gräfin liebte die Jagd, und wohnte einer wilden Schweinsjagd bei: ich zog mich aber davon zurück, weil ich in Abwesenheit des Grafen und der Gräfin das Fräulein, welches dieses Vergnügen nicht liebte, ungestörter sprechen zu können hoffte. Nach Tische ging das Fräulein auf ihr Zimmer, und ich nahm das Gewehr unter den Arm, und schlenderte gleichfalls auf die Jagd. Unvermerkt war ich bis an das eine Ende des Waldes gekommen; hier lehnte ich mein Gewehr an einen Baum, zog ein Buch aus der Tasche, und setzte mich unter eine dicht belaubte Eiche. Nach einer Viertelstunde hörte ich den Ton eines Jagdhorns, und aus dem Bellen der Hunde erkannte ich, daß das wilde Schwein in der Nähe war. Sogleich lud ich mehrere

Kugeln in mein Gewehr, und ging in den dichten Wald hinein. Indem fiel mir ein ungeheures Schwein in die Augen, welches von den Hunden gestellt wurde. Eine Anzahl Jäger und die Gräfin kamen eben herbei, und stiegen von den Pferden, um das große Thier desto gewisser zu schießen. Es erhielt eine Menge Schüsse: sie gingen jedoch nicht ein, und das Thier wurde davon nur noch wüthender. Auf einmal stürzte es sich auf die Jäger, verwundete ein Paar davon, und machte die übrigen so bestürzt, daß sie nur auf ihre Rettung dachten. Bis jetzt war ich nur noch bisher Zuschauer gewesen: aber auf das Geschrei der Gräfin, die ich gleichfalls in Gefahr glaubte, eilte ich zu Hülfe. Ich sahe sie von allen ihren Begleitern verlassen, und in Gefahr, von dem Schweine erreicht zu werden. Der Unwille über die Feigheit dieser Menschen verdoppelte meinen Muth, ich drückte das Gewehr auf das Ungeheuer ab; und sogleich ließ es von der Gräfin ab, und ging auf mich los. Glücklicher Weise hatte ich einen Dolch, eine Art Bajonet, bei mir, diesen befestigte ich an

dem Gewehr und erwartete nun das Schwein stehenden Fußes. Zwar gelang es mir, dem Schweine den Dolch in das Herz zu stoßen: aber indem es gegen mich anrennte, warf es mich zu Boden; und ich würde wahrscheinlich noch von ihm zerrissen worden seyn, wenn nicht in demselben Augenblick ein Jagdhund herangekommen wäre, und das Schwein bei den Ohren gefaßt hätte. Dadurch gewann ich Zeit, mich aufzuraffen und mein Gewehr wieder zu ergreifen. Ich schoß noch einmal, und das Thier stürzte endlich zusammen. Wie groß war nicht meine Freude: als ich nun im Stande war, der Gräfin ihren Feind zu Füßen zu legen, und wie viel Lob ärntete ich nicht von dem Grafen, der mir die Rettung seiner Gemahlin verdankte! —

Bis jetzt war alles nach meinen Wünschen gegangen, in Wien hoffte ich das Ziel derselben zu erreichen. Sobald wir in dieser Kaiserstadt angekommen waren: ließ die Gräfin den Vater meiner Geliebten zu sich bitten, und machte ihn selbst mit meiner Neigung zu seiner Tochter bekannt. Er war zwar von sehr

ältem Adel: sahe aber mehr einem Bauer ähnlich, und gab der Gräfin ziemlich unhöflich zur Antwort „Er würde nie zugeben, daß seine Tochter unter ihrem Stande heirathete". Ich wurde vor Aerger bald blaß, bald roth, als mir die Gräfin die Antwort des Alten mittheilte; und entschloß mich sogleich ein Land zu verlassen, wo man so knechtisch an den Vorurtheilen des Standes hing. Der Graf that alles, mich zurück zu halten: es war mir aber nicht möglich, zu bleiben; und mit vieler Mühe erlangte ich endlich von ihm die Erlaubniß zur Abreise. Zwar wußte ich anfangs nicht, wo ich mich hinwenden, und welches Geschäft ich ergreifen wollte: allein ein Brief, den ich eben von Monkel bekam, brachte mich auf den Gedanken, zu ihm nach Rußland zu gehen, und gleichfalls dort eine Anstellung zu suchen. Meine mathematischen Kenntnisse schienen mir hinreichend, die Stelle eines Ingenieurs versehen zu können; ich bat den Grafen, auch mich dem russischen Gesandten zu empfehlen, wie er Monkel empfohlen hatte; und er versprach mir recht

gern, sich für mich zu verwenden. Nach einigen Tagen wurde ich schon zu dem russischen Minister gerufen; er besprach sich weitläuftig mit mir über mein Gesuch; schien mit mir wie mit einigen mathematischen Arbeiten, die ich ihm zur Beurkundung meiner Kenntniß vorgelegt hatte, zufrieden; und engagirte mich auf der Stelle als Ingenieur mit einem beträchtlichen Gehalte. Nun hielt mich nichts mehr in Wien; und ich rüstete mich so eilig, als möglich, zur Abreise in meine neue Station. Vorher wollte ich aber meinen Vater gern noch einmal sehen; der Minister erlaubte mir noch diesen Aufenthalt in Deutschland; und der Graf unterstützte mich, seiner Gewohnheit nach, auf das freigebigste zu dieser Reise.

Da der ganze Süden meines Vaterlandes mir noch unbekannt war: so nahm ich mir vor, diese Reise zugleich zur Kenntniß desselben zu benutzen. Mit der ordinären Post fuhr ich von Wien nach München. Diese Stadt liegt ganz vortreflich in einer weiten Ebene an der Iser, und ist ziemlich groß und schön gebauet. Sie hat meist breite und gerade

Straßen. Das königliche Schloß ist ein groſ
ſes und prächtiges Gebäude mit vielen Koſt
barkeiten und mit vortreflichen Gärten; auch
das Zeughaus, das Rathhaus, und meh
rere Hospitäler zogen meine Aufmerksamkeit auf
ſich. München hat ohngefähr 40.000 Einwohn
ner, und Manufakturen von Hauteliſſe-Tape
ten, Seidenband, Kattun u. dergl.

Das Königreich Baiern, wovon Mün
chen die Hauptstadt ist, hat meist einen sehr
fruchtbaren Boden. Dieſer war aber bis auf
die gegenwärtige Regierung sehr vernachläßiget;
jetzt wird er fleißiger bearbeitet. Getraidebau,
Gartenbau und Viehzucht heben ſich daher täg
lich. Die letztere ist besonders auf den Tyro
roler-Alpen sehr bedeutend. Auch erzeugt das
Land viele Mineralien, vorzüglich Salz; und
an Waldungen hat es einen Ueberfluß. In
mehrern Bairiſchen Städten giebt es ſchöne
Manufakturen und Fabriken. Die Regenten
dieſes Landes hießen anfangs Herzöge, dann
wurden ſie Churfürſten des deutſchen Reiches,
und vor wenig Jahren hat der jetzige Beherr-

scher, derselben die königliche Würde erlangt, und regiert seine Staaten ganz unumschränkt.

Als die vorzüglichsten bairischen Städte wurden mir Regensburg, Bamberg, Nürnberg und Augsburg genannt. Regensburg an der Donau, war vor diesem eine freie Reichsstadt; und deshalb besonders merkwürdig, weil hier der beständige deutsche Reichstag seinen Sitz hatte.

Bamberg an der Rednitz, war ehemals die Hauptstadt eines ansehnlichen Bisthums, und die Residenz eines Bischofs; wurde aber vor wenig Jahren zu Baiern geschlagen. Es ist eine große wohlgebaute Stadt; und das flache Land ist durch den starken Obstbau, welcher hier getrieben wird, wie durch seinen Handel mit jungen Obstbäumen, im Auslande sehr berühmt.

Nürnberg an der Pegnitz, ist eine sehr große Stadt; aber lange nicht genug bevölkert. Sie soll gegen 3000 Häuser, aber kaum 30,000 Einwohner haben. Vor mehrern hundert Jahren war sie der Mittelpunkt des deutschen Handels mit Italien, und ungemein reich. Als

aber

aber der Handel einen andern Weg nahm: sank sie nach und nach von ihrer Größe herunter. Indessen herrscht noch immer hier viel Betriebsamkeit, und eine Menge Fabriken stehen noch ziemlich im Flor. Fast überall kennt man die Nürnberger Puppen und Spielwaaren, die hiesigen mathematischen Instrumente und andere Metallarbeiten; auch giebt es hier noch immer berühmte Kupferstecher, und die nun weit über hundert Jahre bestehende Homannische Landchartenfabrik liefert noch jetzt recht brauchbare Landcharten. Nürnberg war noch vor wenig Jahren eine deutsche Reichsstadt, und hatte, wie alle Reichsstädte, eine republikanische Verfassung; auch genoß sie den Vorzug, daß in ihr mehrere Reichskleinodien, die zur Krönung der deutschen Könige gebraucht wurden, verwahrt waren. Seit ohngefähr zehn Jahren ist sie unter bairische Herrschaft gekommen.

Augsburg hatte ich bald selbst zu sehen Gelegenheit. Da ich nach dem Königreich Würtemberg wollte: so konnte ich meinen Weg sehr leicht über diese berühmte Stadt nehmen. Die

öffentliche Post brachte mich in ein Paar Tagen von München dahin. Noch immer sind die Spuren des ehemaligen Reichthums dieser Stadt, die vor mehrern Jahrhunderten der Hauptsitz deutscher Kunstfertigkeiten und des deutschen Handels nach Venedig und nach der Levante war, nicht völlig verwischt. Man muß sich gleich beim ersten Anblick derselben, bei den breiten Straßen, bei den großen und in erhabenem Styl erbauten Pallästen, und bei den, zum Theil verfallenen Verzierungen der öffentlichen Plätze, der Springbrunnen u. dergl., den ehemaligen Wohlstand dieser alten deutschen Reichsstadt ins Gedächtniß rufen. Jetzt ist sie freilich lange nicht mehr das, was sie sonst war, als die berühmten Handelshäuser Fugger, Welser u. andere allein im Stande waren, den deutschen Kaisern das Geld zu ihren Kriegen vorzuschießen: doch ist sie noch immer wegen ihrer Gewerbsamkeit und wegen ihres Handels in ganz Europa berühmt. Besonders sind die Augsburger Arbeiten in Gold und Silber überall geschätzt, und die hiesigen mechanischen Instrumente, Uhren und

dergl., auch Landcharten und Kupferstiche, sind nicht weniger bekannt. Noch immer hat Augsburg unter den deutschen Städten den meisten Verkehr mit Italien und mit der Schweiz. Es hat jetzt ohngefähr 30,000 Einwohner, könnte seinem Umfange nach aber viel mehrere fassen, und ist auch zur Zeit seiner blühenden Periode von wohl noch einmal so viel und drüber bewohnt gewesen.

Der Reichthum der Augsburger hatte ehemals die Künste bald über die Alpen aus Italien herüber gerufen, und Malerei und Baukunst hatten hier vorzügliche Unterstützung gefunden. Die prächtigen Paläste in Augsburg sind ein Beweis davon. Vor allen zeichnet sich aber das Rathhaus aus; es ist ohne Streit das schönste in Deutschland. Der Haupteingang in dasselbe ist von rothem polirtem Marmor. Der große Saal im zweiten Stockwerk ist mit vielen Säulen von eben diesem Marmor ausgezieret. Der dritte und oberste Saal wird der goldne Saal genannt. Er hat 52 Fenster, und ist mit mehrern schönen Gemälden ausgezieret; der Fußboden ist hier, wie in den beiden un-

tern Sälen, mit weißem, rothem und grauem Marmor belegt. — Ein ausgezeichneter Beweis des Wohlthätigkeitssinnes der alten Augsburger findet sich in der sogenannten Fuggerei, einer Straße in einer Vorstadt, die von einem aus der Familie Fugger (welche von Maximilian I, der ihres Geldes immer bedurfte, in den Reichsgrafenstand erhoben wurde) erbauet, und so reichlich dotiret ward, daß sie von den Interessen des Kapitals immer in Bau und Besserung gehalten werden kann. Die kleinen Häuser dieser Straße sind für arme Fabrikanten bestimmt, welche in denselben gegen einen ganz unbedeutenden Miethzins mit ihren Familien wohnen können. —

Ich verließ diese berühmte Stadt mit sehr traurigen Empfindungen. Sie hatte mich zu lebhaft an den immerwährenden Wechsel aller Dinge und daran erinnert, daß man nie auf die Dauer seines Glücks mit völliger Gewißheit bauen dürfe, weil leicht ein ganz unerwarteter Umstand, den größten Wohlstand sinken machen könne. Denn wer ahnete wohl in den funfzehnten Jahrhundert zu Augsburg

wie nachtheilig es für den Handel seiner Vaterstadt werden könne, daß Bartholomäus Diaz den Weg um das Vorgebirge der guten Hoffnung, nach Indien entdeckte? Gleichwohl war diese Entdeckung hauptsächlich daran Schuld, daß Augsburg den Handel mit indischen Produkten verlor, durch den es allein so reich geworden war.

Unter diesen und ähnlichen Betrachtungen kam ich zu Ulm an. Dieß ist die erste bedeutende Würtembergische Stadt von dieser Seite. Auch hier fand ich noch manche Reste des Wohlstandes der deutschen Städte im Mittelalter: aber hier war der Verfall der Gewerbsamkeit noch viel sichtbarer. Ulm hat jetzt nicht viel über 12,000 Einwohner, in ihren weitläuftigen Mauern sieht es daher sehr öde aus. Als ich hier war: galt sie noch für eine deutsche Reichsstadt, und hatte ein ziemliches Gebiet. Die Veränderungen in Deutschland haben auch sie erst dem Bairischen, und nachher dem Würtembergischen Scepter unterworfen. Sie liegt an der Donau, die hier schiffbar zu werden anfängt.

Mein Weg führte mich über einen Ast des im westlichen Deutschlande so berühmten Schwarzwaldes, über die sogenannte schwäbische oder rauhe Alp. Obgleich der Boden hier nicht fruchtbar war: so herrschte doch überall in diesem waldigen und gebirgigen Lande sehr viel Industrie. Das wohlfeile Holz gab das Material zu mancherlei Waaren her, die hier verfertiget wurden: meine besondere Aufmerksamkeit aber erregte die Menge hölzerner Wanduhren, mit welchen die fleißigen Schwaben nicht nur Deutschland, sondern auch die angrenzenden Länder durchziehen, und überall viele derselben verkaufen. Als ich von der hohen Alp herabstieg: betrat ich ein sehr fruchtbares und fleißig kultivirtes Land. Die Saaten wuchsen überall üppig, die Viehzucht war sehr ansehnlich, und die Ufer des Neckars, welcher sich durch das Land hinschlängelt, boten dem Auge schön bepflanzte Rebhügel dar. Kein deutsches Land ist so gut bevölkert als das Königreich Würtemberg, indem über 4000 Seelen auf einer Quadratmeile leben. Ehedem hießen seine Beherrscher Herzoge,

der jetzige nahm den kurfürstlichen Titel an; und als sein Gebiet durch die letzten Veränderungen in Deutschland sehr erweitert worden war, wurde er zugleich mit dem Kurfürsten von Baiern zur Königswürde erhoben.

Seine gewöhnliche Residenz ist Stuttgart, in einem mit Weinbergen umgebenen Thale, ohngefähr eine Stunde vom Neckar, mit etwa 23,000 Einwohnern. Der Pallast des Königs ist sehenswerth; auch ist die Stadt nicht arm an schönen Gebäuden. — Während meiner kurzen Anwesenheit in Stuttgart unterrichtete ich mich doch hinlänglich von dem vortrefflichen Zustande der Wissenschaften in Würtemberg, und von den schönen Anstalten, die hier zur Bildung junger Gelehrten schon seit langen Jahren bestanden. Alle Güter der nach der Reformation im Würtembergischen aufgehobenen Klöster waren in einen Fond vereiniget; und aus diesem wurden nicht allein die gelehrten Anstalten unterhalten, sondern auch das Talent und der Fleiß der Studirenden reichlich unterstützt. Seit Einführung der Königswürde ist doch dieser Fond mit der Staatskasse verei-

ger; und der König selbst hat nun die Besoldung der Lehrer, wie die Unterstützung der Studirenden übernommen. —

Da ich jetzt in der Nähe des Großherzogthums Baden war, dessen Fürst wegen seiner weisen Gesetze längst der Nestor unter den deutschen Fürsten genannt wurde: so war ich begierig, die Wirkungen dieser Gesetze in der Nähe zu sehen. Ich ging daher von Stuttgart nach Carlsruhe, der Hauptstadt von Baden. Die Einwohner dieses Landes, deren ohngefähr auf 300 Quadratmeile eine Million leben, erschienen mir durchaus als biedere, fleißige und arbeitsame Leute, die ihren Fürsten bis zur Anbetung lieben. Das Land, welches sich von der Schweiz bis nach Mannheim herab, beständig an dem Rhein hinzieht, bringt vieles Getraide, Flachs und köstlichen Wein hervor. Die Viehzucht ist besonders in dem gebirgigen Theile, nach dem Schwarzwald hin, sehr einträglich; und der genannte Schwarzwald liefert Holz in Menge, welches den Rhein hinab bis nach Holland

Flößen gebracht wird. Auch wird viel Eisen auf demselben gewonnen.

Ehe ich nach Carlsruhe kam, mußte ich durch einen Theil des Hartwaldes, in welchem Carlsruhe liegt. Auf einmal befand ich mich in einer Allee, von welcher ich gerade durch eine Straße der Stadt bis nach dem etwas erhaben liegenden Schlosse des Großherzogs sehen konnte. Als ich näher herbei kam: bemerkte ich dem, daß diese Stadt äußerst regelmäßig um das Schloß herum, in Gestalt eines ausgespannten Fächers gebauet ist. Alle Straßen fangen von dem Schlosse an, und laufen in gerader oder etwas schiefer Richtung von demselben aus, und verlieren sich, jede in eine besondere Allee, im Hartwalde. Der biedre Großherzog lebt hier in der That, wie ein Vater unter seinen Kindern. Die Zahl der Einwohner von Carlsruhe beträgt ohngefähr 9000; es blühen hier einige Seiden- und Wollen-Manufakturen, auch hat die Stadt eine berühmte Steinschleiferei. Obgleich der damalige Großherzog ein großer Freund der Wissenschaften war: so besaß doch das Markgraf-

thum Baden, wie es sonst hieß, keine der gelehrten Anstalten, die man Universität nennt. Erst nachdem das Gebiet derselben durch die letzten Veränderungen in Deutschland mit ansehnlichen Städten der ehemaligen östreichischen Besitzungen in Schwaben, und mit einem Theil der Pfalz vergrößert worden ist, hat es deren zwei bekommen; in der ehemaligen östreichischen Stadt Freiburg eine katholische, und in der ehemaligen pfälzischen Stadt Heidelberg, am Neckar, eine protestantische Universität.

Heidelberg besuchte ich selbst. Der Großherzog hatte viel gethan, die vorher ziemlich gesunkene Universität wieder empor zu bringen; und sie gehört jetzt unstreitig zu den vorzüglichsten gelehrten Anstalten in Deutschland. Keine Gegend Deutschlands gewährt aber auch den Musen einen so freundlichen Aufenthalt, als das schöne, mit den fruchtbarsten Rebhügeln umgebene Neckarthal. Nur einige Meilen von Heidelberg, am Einfluß des Neckars in den Rhein, liegt die ehemalige, ganz regelmäßig erbaute Hauptstadt der Pfalz,

Mannheim. Ihre Schönheit, wie ihre vortreffliche Lage, war mir von mehrern Bekannten ſo ſehr gerühmt worden, daß ich mit einigen luſtigen Studenten eine Spazierfahrt dahin machte. Ich war nicht getäuſcht worden. Mannheim iſt nicht allein viel gröſſer, als Heidelberg, denn es zählt gegen 20,000 Einwohner; ſondern auch viel geſchmackvoller erbauet. Die ehemälige kurfürſtliche Reſidenz iſt ein ſchönes Gebäude: aber alle Merkwürdigkeiten, womit ſie ſonſt ausgeſtattet war, ſehr reiche Gemälde und Kupferſtich-Sammlungen, mancherlei andere wichtige Kunſtwerke, Naturalien und Schätze, ſo wie auch das ehemals berühmte Theater, hatten die ſonſt ſo glückliche Stadt verlaſſen; und waren, nachdem ſie aufgehört hatte, pfälziſch zu ſeyn, nach andern Gegenden gewandert. Die Lebhaftigkeit der Stadt ſoll dadurch gar ſehr verloren haben, wie man ſich das leicht ſelbſt denken kann. —

Von Heidelberg fuhr ich auf der ſogenannten Bergſtraße, einer mit ſchönen fruchtbaren Obſtbäumen beſetzten Chauſſee, nach Darmſtadt. Dieſe Stadt, welche ohngefähr 12,000

Einwohner hat, die Wollen- und Leinwand-Manufakturen treiben, ist die Hauptstadt des Großherzogthums Hessen. Hier sahe ich das durch einen der Vorfahren des Großherzogs, der ein großer Freund des Militairs und taktischer Uebungen war, erbauete schöne Exercierhaus, in welchem 15/00 Mann Infanterie, alle mögliche Evolutionen und Schwenkungen im Trocknen zu machen, im Stande sind. — Ehedem hieß der Besitzer dieses Gebiets, welches aber nach den letzten politischen Veränderungen in Deutschland beträchtlich vermehrt, und zum Großherzogthum erhoben wurde, Landgraf von Hessen-Darmstadt. Das ganze Land besteht aus drei Theilen, die durch die dazwischen liegenden Länder anderer Fürsten von einander getrennt sind. Die Güte und Fruchtbarkeit des Bodens ist daher eben so verschieden, wie das Klima. Im nördlichen Theile — dem alten Herzogthum Westphalen — ist es gebirgig und nicht sehr ergiebig, doch hat dieser Theil ziemliche Eisenbergwerke und Waldungen. Der mittlere Theil hat etwas bessern, aber noch immer sehr ver-

gigen und ſchweren Boden, wo der Getraidebau nur mit großer Mühe getrieben werden kann. Im ſüdlichen Theile hingegen, der zwiſchen dem Mayn und dem Neckar an dem Rhein hin gelegen iſt, hat es einen ſehr fruchtbaren Grund und ein ſehr glückliches Klima. Getraide, Wein, Tabak, Färberröthe, Rübſaamen werden in Menge und in vorzüglicher Güte hier gewonnen; auch iſt die Viehzucht beſonders ſehr beträchtlich. Alle Beſitzungen des jetzigen Großherzogs von Heſſen, haben einen Flächenraum von ohngefähr 200 Quadratmeilen, die etwa von 500,000 Menſchen bewohnt werden.

Sobald ich in Darmſtadt angekommen war, hatte ich auch beinahe ſchon meine Geburtsſtadt erreicht; und je näher ich derſelben kam, deſto mehr vergrößerte ſich mein Verlangen, meine geliebten Eltern wieder zu ſehen. Schon von Stuttgart aus hatte ich ihnen meine baldige Ankunft gemeldet. Dadurch war aber die Ueberraſchung nicht vermindert: denn ich erſchien noch früher, als ſie mich erwartet hatten. Lange hielt mich mein Vater in den Armen,

ohne seine Freude durch Worte ausdrücken zu können; und meine Mutter hing an meinem Halse, und weinte Thränen der Freude. Jetzt vergaßen sie auf einmal alle den Verdruß und den Kummer, den ich ihnen verursachte, als ich die Kaufmannschaft verließ, Soldat wurde, und mich in der Welt herumtrieb. Ich habe ihnen in diesem Stande keine Schande gemacht; ich hatte so manche Gefahr glücklich überstanden, und befand mich jetzt gesund in ihren Armen. Daher hielten sie mich auch nicht ab, abermals einen militairischen Posten, und zwar in so weiter Entfernung anzutreten. Sie bauten auf mein Glück und auf die Güte der Vorsehung; und begleitet von ihren Segnungen verließ ich sie nach einigen Tagen wieder, um mich nach dem Orte meiner Bestimmung zu verfügen.

Achtes Kapitel.

Ich trete die Reise nach Rußland an. Bemerkungen über die Königreiche Sachsen und Preußen.

Da mir mein Freund, der Graf, einige Aufträge nach Würzburg an den Oberhofmarschall des Großherzogs, einen gebornen Oestreicher, welcher mit seinem Herrn, dem Erzherzog Ferdinand von Oestreich, als ihm das Großherzogthum Würzburg zugetheilet wurde, hieher kam, gegeben hatte: so mußte ich meinen Weg dahin nehmen. Dieß war mir nicht unangenehm: da ich dadurch den ganzen fruchtbaren Mayn-Grund von Frankfurt bis nach Würzburg herauf kennen lernen konnte. Ich miethete mir einen Platz auf einem Retourschiffe, und fuhr mit demselben an Aschaf-

fenburg, einer hübschen bairischen Stadt mit einem schönen Schlosse am Mayn, vorbei, nach dem schönen Würzburg, an dessen Schloßberge die köstlichsten deutschen Weine, der Leisten-Wein und der Stein-Wein, wachsen. Alle übrige Würzburger Weine sind von vieler Güte, aber diese übertreffen die übrigen doch bei weitem. — Das damalige Großherzogthum Würzburg ist jetzt wieder eine bairische Provinz geworden, nachdem der Großherzog sein altes Land, Toscana, wieder erhalten hat. —

In Würzburg machte ich die angenehme Bekanntschaft eines angesehenen Weinhändlers, welcher eben im Begriff war, eine Geschäftsreise nach Berlin zu machen. Da auch ich diesen Weg mußte: so konnte mir nichts erwünschter kommen, als der Vorschlag, in seiner Gesellschaft zu reisen. Wir nahmen Post und fuhren ab. Unser Weg führte uns durch den großen Thüringer Wald, über welchen der hohe Inselsberg sein Haupt hoch empor hebt, durch die Länder der Herzoge von Sachsen Meiningen, Gotha und Weimar, in das Königreich Sachsen nach Leipzig.

Es

Es war hier eben Messe und ein solches Gewühl von Menschen aus allen Völkerschaften, daß man sich das Gewimmel nicht bunt genug denken kann. Russen und Türken, Polen und Griechen, Serwier und Juden, alle in ihren Nationaltrachten drängen und treiben sich unter einander herum; und welche Schätze des Fleißes, der Industrie und des Genie's sieht man nicht überall aufgehäuft! — Leipzig ist ohnstreitig jetzt die wichtigste Handelsstadt in Deutschland, der Platz wo die Waaren des südlichen und westlichen Europa nach dem nördlichen und östlichen umgesetzt werden. Merkwürdig ist auch noch der hiesige Büchermarkt: weil er einzig in seiner Art ist, und weil es in andern Ländern nicht gefunden wird, daß die Buchhändler gleich andern Kaufleuten mit ihren Büchern die Messe beziehen. — Die hiesige Universität ist eine der berühmtesten in Deutschland, und alle Künste werden in der größten Vollkommenheit geübt. Der Manufakturen und Fabriken in Seide und Wolle, Silber und Goldspitzen, Papiertapeten, Wachsbleichen u. and., giebt es hier mehrere. Im Ganzen

herrscht ein großer Wohlstand in Leipzig, und seine 30,000 Einwohner nähren sich sehr gut.

Mein Begleiter hatte hier und in der umliegenden Gegend so viele Geschäfte, daß er sich länger in Leipzig aufhalten mußte, als ich zur Befriedigung meiner Neugierde brauchte: und die Nachricht von einem Lustlager, in welches der König von Sachsen seine ganze Armee ohnweit Dresden zusammengezogen habe, bewog mich in Gesellschaft mehrerer Fremden nach dem Lager zu reisen, und den Uebungen der sächsischen Krieger mit beizuwohnen. Ich selbst hoffte, für meine Wissenschaft bei dieser Gelegenheit noch manches von den berühmten sächsischen Genie-Officiers zu profitiren.

Auf dieser Reise kam ich auch über Meissen, wo das berühmte, ja vielleicht das beste Porcellan in der Welt gemacht wird. Wir waren nicht weit über diese Stadt hinaus, als wir in der Entfernung das Lager bemerkten. Es lag uns etwas seitwärts; und wir hielten daher für besser, jetzt gerade nach Dresden zu gehen, uns den Rest des Tages von unserer Reise etwas zu erholen, und lie-

her von Dresden aus den folgenden Tag das Lager zu beſuchen, zumal da wir ſchon in Meiſſen gehört hatten, daß an demſelben ein Hauptmanövre gemacht werden würde. O wie ſchön iſt nicht Dresden, welche vortrefliche Lage hat es nicht! Von der Elbe durchfloſſen, über welche die berühmte 552 Schritt lange Brücke gebauet iſt, liegt die Stadt in einem reizenden Thale, welches in einer ziemlichen Entfernung erſt von ſanften Gebirgen, die meiſt mit Reben bepflanzt ſind, begrenzt wird. Viele ſeiner (2400) Häuſer ſind groſſe Palläſte, die meiſten Straßen ſind breit und gerade. Unter allen Gebäuden zeichnet ſich jedoch das königliche Schloß aus; in demſelben befindet ſich das ſogenannte grüne Gewölbe mit unermeßlichen Koſtbarkeiten. Dann ſind mehrere Kirchen, die Kreuz- und Frauenkirche, wie auch die katholiſche Kirche, ſehenswerth. Bekannt und auswärts gerühmt iſt die hieſige Bildergallerie, wie das Muſeum, welche ich während meines Aufenthals gleichfalls zu bewundern Gelegenheit fand. Obgleich hier nicht ſo viel Handel und Gewerbe getrieben

wird, wie in Leipzig: so sind doch mehrere Fabriken im Gange, und der Hof beschäftiget eine große Anzahl der hiesigen (36000) Einwohner. —

Am andern Morgen nach unserer Ankunft in Dresden gingen wir in das Lager. Die Armee war noch nicht ausgerückt, und Soldaten und Officiere lagen in ihren Zelten, und zechten und jubelten, wie es von meist jungen rüstigen Männern fast nicht anders zu erwarten ist. Aber kaum hatte uns ein Marketender auch etwas erquickt, als ein Kanonenschuß das Signal zum Ausrücken gab. Jetzt hätte man das Leben im Lager sehen sollen, wie alles an seinen Platz eilte, wie überall die Trommeln wirbelten, die Trompeten schmetterten, die Pferde wieherten, die Adjutanten auf und nieder jagten, und die Stimmen der Bataillons-Kommandanten zwischen dem Getöse einzeln hindurch schallten. Ein zweiter Kanonenschuß: und die Armee rückte mit der schönsten kriegerischen Musik aus dem Lager. Eben sahe man auch den König auf der Straße von Pillnitz — seinem Sommeraufenthalt — begleitet von

einer zahlreichen Suite Generale und Adjutanten, herkommen. Das Manöver nahm sogleich seinen Anfang, und ich konnte nicht genug die Schönheit der Truppen, ihre vortreffliche Haltung, und die Präcision bewundern, womit sie alle Evolutionen und taktische Uebungen ausführten. Doch interessirte mich ein Scheibenschießen, welches die Artillerie den Tag hernach mit Kanonen hielt, beinahe noch mehr. Als russischer Officier wurde mir von dem Militair alle mögliche Achtung erzeigt, und Gelegenheit gegeben, zu sehen was ich wünschte. —

Nun hatte ich meinen Zweck erreicht; ich verließ Dresden, und ging nach Wittenberg, einer zwar alten und unansehnlichen Stadt, die aber in der protestantischen Welt dadurch berühmt ist, daß hier der Professor D. Luther zuerst gegen den Unfug sprach und schrieb *), welchen die päbstlichen Ablaßprediger in Deutschland trieben, wodurch in der Folge die sogenannte Reformation bewirkt wurde, und die

*) Im J. 1517. Der Ablaßprediger, gegen welchen Luthern zunächst schrieb, hieß Tetzel.

Sekte der Protestanten in der christlichen Kirche entstand. Noch blühete hier die Universität, auf welcher Luther einer der ersten Professoren war. —

Die Neugierde trieb mich in einen akademischen Hörsaal; der glückliche Zufall wollte, daß ich gerade in einen kam, wo über sächsische Geschichte gelesen wurde. Da der Lehrer eben den Anfang der Vorlesungen machte: so gab er seinen Zuhörern eine allgemeine Uebersicht der Geschichte. „Unser Land", sagte er, „war stets ein Theil des deutschen Reichs, und seine Beherrscher gehörten zu den Fürsten, welchen das Wahlrecht der deutschen Könige zustand, und welche daher Kurfürsten genannt wurden. Es waren unter ihnen viele, die sich durch Weisheit und Tapferkeit auszeichneten, und sich sowohl um ihr Kurfürstenthum, wie um ganz Deutschland sehr verdient machten. Ohne die großen Fürsten Friedrich den Weisen, Johann den Beständigen, Johann Friedrich den Großmüthigen, und ohne den großen Moritz, wäre schwerlich die Kirchenverbesserung zu Stande

gekommen; und Deutſchland wäre ſchwerlich der Gefahr entgangen, durch Carl V eine ſpaniſche Provinz zu werden. Einige ihrer Nachfolger, Auguſt II (der Starke) und Auguſt III, wurden zugleich auf den polniſchen Thron erhoben: doch war der Glanz der Krone ihren Unterthanen mehr verderblich als nützlich. Unſer jetziger Herr, Friedrich Auguſt, richtete ſeine väterliche Sorgfalt allein auf ſeine ererbten Staaten, deren Wohlſtand er daher auch täglich wachſen ſahe. — Leider waren ihm aber die neueſten politiſchen Verhältniſſe nicht günſtig; ſeine auch äußerliche Anhänglichkeit an Frankreich wurde ihm von deſſen ſiegenden Feinden ſehr übel gedeutet, und ein Ausſpruch der verſammelten Fürſten zu Wien, entriß ihm zwei Fünftheile ſeiner alten Beſitzungen, um ſie dem Könige von Preuſſen zuzutheilen. Es befinden ſich die Sächſiſchen Landſtriche darunter; aber auch die Stadt Wittenberg ſelbſt, wo die neue preuſſiſche Regierung die alte Univerſität aufgehoben hat.

Das Königreich Sachſen gehört unſtreitig zu den kultivirteſten Ländern in Europa. Es hat

ein sehr gutes Klima, einen meist fruchtbaren Boden, und sehr fleißige und geschickte Einwohner, die auch den weniger ergiebigen Landereien ihre Geschenke abzugewinnen verstehen. Getraide wird in Ueberfluß gebauet, auch in manchen Gegenden Wein, und fast überall viel Obst. Die sächsischen Schäfereien kommen den spanischen sehr nahe, und der Bergbau bringt allein jährlich 60,000 Mark Silber, anderer Metalle und Mineralien nicht zu gedenken. Die Manufakturen in Wolle, Seide, Leinen liefern ausgesuchte Waaren, und die Blechfabriken im Erzgebirge sind im besten Flor. Das ganze Königreich wird nach den gemachten Abrechnungen noch von 1,500000 Menschen bewohnt.

Von dem Jahre 1807 bis zum Jahre 1813 war auch das Herzogthum Warschau der Regierung des Königs von Sachsen anvertrauet. Dieß war ein Theil von dem Königreich Pohlen, welches vor mehrern Jahren*) nach langen innern Unruhen von den russischen, östreichischen und preußischen Monarchen zerstückelt, und ihren Staaten einverleibt wurde. Das Gebiet

*) 1772 und 1793.

von Warſchau kam damals an Preußen und Oeſtreich, von welchen es aber durch die Friedensſchlüſſe zu Tilſit (1807), und zu Wien (1809) wieder abgetreten werden mußte. Es wurde nun durch Napoleon ein beſonderer Staat, und bekam den König von Sachſen zum Herzog. Napoleons Unglück in Rußland (1812) zerſtörte auch dieſe ſeine Schöpfung wieder. Nach einem Beſchluſſe des Congreſſes zu Wien, ging ein Theil mit Poſen an Preußen zurück, das übrige wurde unter dem Titel: Königreich Pohlen, eine ruſſiſche Provinz. Sein meiſt flacher Boden iſt ungemein fruchtbar an Getraide, Taback, Hopfen, Flachs und Holz. Die Viehzucht iſt ſehr erheblich, und die Bienenzucht ſtark. In den großen Wäldern findet man noch viele wilde Thiere, beſonders Bären.

Warſchau iſt die Hauptſtadt des neuen Königreichs, der Sitz der Regierung, und der Verſammlungsort des Reichstages. Es war auch die Reſidenz der ehemaligen Könige von Pohlen. Seine Lage an der Weichſel macht

es zum Handel sehr geschickt; auch ist es nicht ganz ohne Fabriken. Die Zahl der hiesigen Einwohner beträgt etwa 65,000. Jenseits der Weichsel liegt die grosse Vorstadt Praga. Die Stadt Cracau an der südlichen Grenze, und gleichfalls an der Weichsel, die alte Hauptstadt des ehemaligen polnischen Reichs, der Krönungsort und Begräbnißplatz der Könige, ist mit einem kleinen Gebiete zu einer freyen Stadt unter östreichischem und russischem Schutz erklärt worden. — Ohnweit dieser Stadt ist das merkwürdigste Salzbergwerk in Europa, bei Wilicza. —

Als ich in meinen Gasthof zurückkam: war mein Würzburger Freund, den ich in Leipzig verlassen hatte, gleichfalls angekommen. Wir beschlossen nun, unsere Reise bis Berlin ferner in Gesellschaft fortzusetzen, vorher aber von hier aus das nicht weit entfernte Dessau, nebst dem prächtigen Garten des Herzogs von Anhalt-Dessau zu Wörlitz zu besuchen, der für den schönsten dieser Anlagen in Deutschland gilt. Unsere Erwartung ward übertrof-

sen. Ueberhaupt gleicht das ganze Dessauische Gebiet einem einzigen großen englischen Garten, so schön ist es besonders mit Obstbäumen angepflanzt.

Allein als wir in die Mark Brandenburg eintraten: schien die Natur dagegen öde und todt, ob man gleich den Fleiß und die schaffende Hand der Einwohner nicht verkennen konnte. So weit wir das Land übersehen konnten, fanden wir es meist eben, sumpfig und voller Waldungen, den Boden aber durchaus sandig und dem Anschein nach wenig tragbar. Einer der alten deutschen Kaiser pflegte es daher auch nur seine Sandbüchse zu nennen. Demohngeachtet ist es sehr volkreich: denn die Regenten haben die Manufakturen jederzeit sehr begünstigt, und durch ihre Toleranz gegen alle christliche Sekten für dieselben aus allen Gegenden Europa's Arbeiter gewonnen. Nächst Sachsen hat wohl Brandenburg in Deutschland die meisten Fabriken. Noch vor kurzem waren die Brandenburgischen Regenten Kurfürsten des deutschen Reichs; aber auch zugleich Könige von dem im Osten angrenzenden

Preußen. Ihre Residenz war in den neuern Zeiten beständig Potzdam an der Hafel, mit etwa 27,000 Einwohner. Unser Weg führte uns auch dahin. Die ganze Stadt ist meist prächtig und geschmackvoll erbauet; das neue königliche Schloß, Sanssouci, der Marmor-Pallast, alle Gebäude, welchen der von den Preußen und Brandenburgern noch jetzt angebetete und von ganz Deutschland geachtete Friedrich II, der Große, angelegt und meist auch bewohnt hat. Schon dies gab diesen Pallästen in meinen Augen eine große Wichtigkeit, wenn sie auch nicht mit so viel Geschmack und Pracht aufgeführet waren.

Von Potzdam ist es noch vier Meilen bis Berlin, die wir wegen des guten Weges kaum in so viel Stunden zurücklegten.

Berlin ist eine der größten Städte in Europa, und die zweite in Deutschland; will man sie umgehen, so hat man über vier Stunden dazu nöthig. Die Zahl ihrer Häuser steigt über 7000 und die ihrer Einwohner über 150,000. Außer dem königlichen Schlosse, dem Opernhause, dem Zeughause will ich kein anderes

Gebäude erwähnen, so viel es außerdem auch Palläste hier giebt. Die Straßen sind größtentheils gerade, ziemlich breit und meist auf beiden Seiten mit Bäumen bepflanzt. Auch fehlt es nicht an schönen Plätzen: am meisten hat mich jedoch der Wilhelmsplatz interessirt, wo der große Friedrich seinen berühmtesten Waffengefährten ein Denkmahl gestiftet, und ihre Bildsäulen aufgestellt hat. Wir vergaßen auch nicht den Thiergarten zu besuchen, wo wir jeden Augenblick unsere Unterhaltung fanden, wie wir sie wünschten.

Berlin ist die Hauptstadt von Brandenburg und von den sämmtlichen preußischen Staaten, der Sitz der Regierung und öfters die Residenz des Königs. Seine beträchtlichen Manufakturen in Seide u. s. w., das vortreffliche Porcellan; seine Gelehrten- und Künstler-Anstalten, hatten wir meist selbst kennen zu lernen Gelegenheit. —

In Berlin verließ mich mein Weinhändler; er nahm seinen Weg durch das Herzogthum Mecklenburg nach Wismar, an der Ostsee, aus dessen Hafen der Mecklenburgische Ver-

und ich mußte froh seyn, daß ich einen Rheder aus Danzig fand, der mich mit nehmen wollte. Seine Ladung war erst nach ein Paar Tagen gemacht, bis dahin konnte ich mich in der Stadt umsehen, und von allen nach Gefallen unterrichten.

Stettin, die Hauptstadt des ehemaligen Herzogthums Pommern, welches jetzt größtentheils unter preußischer Herrschaft steht, liegt am Ausfluß der Oder in die Ostsee, und ist von beträchtlicher Größe. Man zählt 22,000 Einwohner. Durch ihre Lage sowohl, als durch die Kunst ist sie sehr fest. Ihr Handel, ihre Manufakturen, ihr Schiffbau, ihre Ankerfabrik sind sämmtlich sehr merkwürdig. —

Mein Danziger Rheder brachte mich bei gutem Winde in wenig Tagen nach Weichselmünde, einer Hafen-Festung der Stadt Danzig, die etwas mehr südwärts liegt. In Danzig selbst hielt ich mich mehrere Tage auf, und fand die Lage dieser großen Stadt zum Handel sehr günstig. Sie gehörte ehemals zur deutschen Hanse, und ist jetzt preußisch. — Ihre Handelsge-

gen

genstände sind meist polnische Produkte, die sie auf der Weichsel erhält, Getraide, Oel, Hanf, Flachs, Leder u. dergl. Sie ist sehr fest, und hat vor kurzem eine lange Belagerung ausgehalten.

Von hier ging ich mit der Post nach Königsberg ab. Ein junger Studierender aus Königsberg, den ich auf dem Postwagen traf, unterhielt mich sehr gut, und machte mich unter andern mit den Schicksalen seines Vaterlandes etwas bekannt. „Preußen“, so erzählte er, „war ehemals von einer wilden Nation bewohnt, die von den Scythen abstammte. In der Folge wurde das Land von dem deutschen Orden *) erobert, und durch ihn das Christenthum hier eingeführt.

Einer der Großmeister, der Markgraf Albrecht von Brandenburg, verwandelte das Großmeisterthum im Jahr 1525 in ein weltliches erbliches Herzogthum; und wurde das

*) Ein geistlicher Ritterorden, wie der der Johanniter zu Malta. Weil er in Deutschland gestiftet wurde: so hieß er der deutsche Orden, oder auch der Orden der Jungfrau Mariä, und die Ritter Marianer.

Neuntes Kapitel.

Ankunft in Rußland, und Beschreibung der europäischen Provinzen dieses weitläuftigen Reichs.

Wir waren kaum in der Mitte des Novembers, als ich von hier nach Riga abreiste, und doch konnte ich meine Reise in einem Schlitten machen. Es ist unglaublich, mit welcher Schnelligkeit ich in diesem leichten Fahrzeug über die beschneite Erde weggleitete: denn schon nach acht Tagen hatte ich das mehr als hundert Meilen von Königsberg entfernte Riga erreicht.

Als ich hier ankam, wurde ich von den Zollbedienten fast bis aufs Hemde nach fremden Waaren durchsucht. Ein Kästchen mit einem Teleskop, mit einer Sekunden-Uhr und mit andern mathematischen und astronomischen

Instrumenten nahmen sie gerade weg, weil sie die Anlage für Pretiosen hielten. Meine Vorstellungen waren vergebens: denn sie verstanden mich nicht, oder wollten mich nicht verstehen, als ich ihnen sagte, daß ich Ingenieur-Officier im Dienste ihres Monarchen wäre, und daß alle die Sachen, die ich nach ihrer Meinung einschwärzen wolle, nur Instrumente wären, die ich zu meinem Dienste brauchte. Endlich riß mir die Geduld, ich zog den Degen und wollte die Kerls durchfuchteln. Das lief aber schlecht ab: denn ich wurde arretirt, und in ein Kriminalgefängniß gebracht. Ich verlangte den Gouverneur zu sprechen, man hörte nicht auf meine Bitten, und schloß mich noch enger ein. Jetzt hatte ich Zeit genug, meine Uebereilung zu bereuen, und über mein künftiges Schicksal nachzudenken. Ich fürchtete nichts weniger, als nach Sibirien verwiesen zu werden, wo so viel andere Verbannte, die eben nicht mehr verschuldet hatten, als ich, zwischen Schnee- und Eisbergen ein höchst beklagenswerthes Leben führen müssen. Schon war ich einen ganzen Monat im Gefängniß,

und meine Lage wurde immer traurriger: als auf einmal die Thür aufging, ein Unbekannter hereinstürzte, und mir um den Hals fiel. Es war mein Freund Mentkel, den ich in der russischen Uniform anfangs nicht erkannt hatte. Ich hatte ihn an der türkischen Grenze geglaubt, denn von daher hatte er mir vor kurzem erst geschrieben; und jetzt hielt ich ihn in meinen Armen. Freude und Ueberraschung waren beide gleich groß. Er erzählte mir, daß er in Dienstgeschäften nach Petersburg geschickt worden sey, und hier zufällig von meinen Abentheuern mit den Zollbedienten gehört habe; anfangs wäre ich ihm nicht eingefallen, doch da er sich erinnert habe, daß ich um diese Zeit in Rußland hätte eintreffen wollen, so wäre er unruhig geworden, und habe gegen den Polizei-Minister den Gedanken geäußert, daß ich vielleicht der Officier seyn könne, der den Streit mit den Zollbedienten gehabt habe. Der Sekretair des Ministers habe ihm die weggenommenen Papiere des gefangenen Officiers vorlegen müssen, die er freilich für die Meinigen erkannt habe. —

„Sogleich“, fuhr er fort, „beschloß ich, Sie zu retten. Daß war ganz klar, daß Sie nicht hatten deklariren wollen: denn das Kästchen, welches hier verständigere Menschen, als die einfältigen Zollbedienten waren, untersuchten, entschied ganz zu Ihrem Vortheile; aber man rechnete es Ihnen zu einem großen Verbrechen, daß Sie den Degen gezogen hatten. Ich vertheidigte Sie, so gut ich konnte. Die Freundschaft machte mich beredt; und ich war so glücklich, Ihre Unschuld erkannt zu sehen, und überdieß noch die Erlaubniß zu erhalten, Ihnen Ihre Befreiung selbst ankündigen zu dürfen.“ —

Ich dankte Monckel tausendmal für seine Freundschaft; und folgte ihm nach seinem Wirthshause, wohin auch alle meine Effekten gebracht worden, die mir am Zoll weggenommen worden waren. Hierauf kleidete ich mich an, und ging mit meinem Freunde zum Gouverneur, wo wir zu Mittag essen sollten.

Nach Tische wurde die Unterhaltung ziemlich lebhaft: allein ich verstand die russische Sprache noch nicht, und Monckel mußte mir

daher zum Dolmetscher dienen. Unter andern kam die Rede auch auf den berühmten Czaar Peter den Großen, welcher Rußland aus seiner ehemaligen Barbarei erst hervorgezogen und kultiviret hat. Einzelne Worte, die ich verstand, reizten meine Neugierde so sehr, die Geschichte dieses großen Mannes kennen zu lernen, daß ich gleich nach unserm Weggang von dem Gouverneur in meinen Freund drang, mich damit bekannt zu machen.

„Vor Peter den Großen", erzählte er mir nun, „war Rußland, oder Moskau, dem übrigen Europa beinahe ganz unbekannt. Die alten Bewohner desselben, mit welchen sich später Hunnen, Sarmaten, Tartaren und andere Völker vermischten, lebten in einem völlig rohen Zustande, selbst ohne eine ordentliche Regierungsverfassung. In der Folge bekamen sie jedoch Fürsten; und durch eine Prinzessin wurde gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts die griechisch-christliche Religion bei ihnen eingeführet. Als die Tartaren hierauf unter Genziskan Europa überschwemmten, so zwangen sie auch die Russen; allein sie wa-

sen das Tartarische Joch bald wieder ab. Dagegen wurde Rußland nun eine lange Reihe von Jahren ein Schauplatz der blutigsten und schaudervollsten Bürgerkriege. Endlich bestieg Michael Romanow den erschütterten Thron, und befestigte ihn mit kraftvoller Hand. Er war der Großvater Peters des Großen, und der Stammvater der jetzt regierenden Familie. Als Peter zur Regierung kam: faßte er den großen Gedanken, die Nation ganz umzuschaffen, Künste und Wissenschaften in Rußland einzuführen, seine Truppen nach europäischer Art zu exerziren, und eine Seemacht zu gründen. Von allen diesen Dingen wußten die Russen damals wenig oder gar nichts. Peter selbst war eben so unwissend wie sie; und er mußte erst sich selbst unterrichten, ehe er sie wieder belehren konnte. Unter einem fremden Namen ging er daher mit einer Gesandschaft, die er an Ludwig XIV von Frankreich schickte, nach dem westlichen Europa; arbeitete als Schiffszimmermann zu Sardam, in Holland, unter dem Namen Meister Peter; und lebte und kleidete sich wie ein gemeiner

Handwerksmann. Seine Handwerksgenossen zeigten ihm alle Handgriffe beim Schiffbau, die er mit dem mündlichen Unterrichte verband, und dadurch bald zu einer viel bessern Kenntniß des Schiffbaues gelangte, als man vor ihm in Rußland gehabt hatte.

Ueberdieß verschaffte er sich auf seinen Reisen und im Umgange mit Menschen aus allen Ständen eine Uebersicht von einer Menge Künste und Gewerbe, die ihm zur Ausführung seiner Absichten sehr nützlich war. Sobald er nach Rußland zurück kam: legte er Stückgießereien, Pulvermühlen, Papiermühlen, Buchdruckereien und allerlei Fabriken und Manufakturen in seinem weitläuftigen Reiche an. Er schloß mit mehrern Völkern Handelsverträge, machte viele andere nützliche Einrichtungen, und in wenig Jahren hatte er eine mehr als hunderttausend Mann starke gut montirte und exerzirte Armee nebst einer Marine von vielen Kriegsschiffen, und über zweihundert Galeeren. Er selbst diente in seiner Armee ganz von unten auf, und avancirte durch alle militairische Grade nach und nach bis zum General. Seine Trup-

pen wurden zwar von König Carl XII von Schweden mehrmals geschlagen; doch er verlor dadurch den Muth nicht, vielmehr glaubte er, daß diese Niederlagen sie endlich siegen lehren würden. „Mein Bruder Carl", pflegte er zu sagen, „lehrt uns durch seine Siege, wie wir ihn endlich selbst besiegen müssen"; Und wirklich schlug er hernach die Schweden in mehrern Gefechten, und besonders in der merkwürdigen Schlacht bei P u l t a w a. Peter war aber nicht allein ein großer Held, er wurde auch der Gesetzgeber seines Volks. Er gab ihm ein Gesetzbuch, und gab den Civil- und Kriminalgerichten eine bessere Einrichtung. Dadurch verdiente er allerdings den Beinamen der Große, der gewiß viel ehrenvoller war, als der Kaisertitel, den ihm seine Unterthanen beilegten, und welchen seine Nachfolger noch führen." —

Unter dieser Erzählung waren wir auf dem Wall gekommen, von welchem wir Riga ganz übersehen konnten. Die Stadt ist groß, wohlgebaut und durch eine Citadelle ziemlich fest. Ihre Lage an der Mündung der D ü n a und an das Ufer

see macht sie zum Handel sehr geschickt, den sie auch mit Liefländischen, Kurländischen und andern russischen Produkten sehr weit treibt. Riga gehörte in ältern Zeiten zu Polen, von welchen es die Schweden abrissen, die es endlich nach der Schlacht bei Pultawa (1709) an Rußland überlassen mußten. —

Der nehmliche Wagen, in welchem Montkel angekommen war, brachte uns nach Petersburg. Unterwegens erkundigte ich mich bei meinem Freunde nach den russischen Provinzen, wo er seit unserer Trennung gelebt hatte. Nach seiner Ankunft in Rußland hielt er sich nur kurze Zeit in Petersburg auf, und ging bald zu seinem Regimente nach Kiow. Diese Stadt liegt am Dnieper, in der Ukraine, welche ohnstreitig eine der fruchtbarsten russischen Provinzen ist. Die Viehzucht ist hier äußerst beträchtlich, und die Ochsen aus der Ukraine sind auch im Auslande berühmt. Das Land wird aber von Menschen bewohnt, die ehemals fast allein vom Rauben lebten, und auch jetzt nur mit Mühe zur Arbeit gewöhnt werden können, von den sogenannten Kosa-

Don, einem Tartarischen Völkerstamme. Sie sind jetzt der russischen Herrschaft unterworfen, und thun in den russischen Armeen, als leichte Truppen sehr gute Dienste. Sie sind die vortrefflichsten Reiter von der Welt, und mit Pistolen, Säbel und einer langen Pike bewaffnet; mit welcher sie ihren Gegner aus dem Sattel zu werfen, oder zu durchbohren suchen. Ihre flüchtigen und gewandten Pferde machen sie zu sehr gefürchteten Truppen. Im Fliehen sind sie fast noch gefährlicher, als beim Angriffe: weil sie eben so schnell wieder umkehren, und die in Unordnung nachsetzenden Feinde desto gewisser überwältigen.

Nicht lange hernach, als Montkel in Kiow angekommen war, beunruhigte ein Haufen muhrischer Tartarn die Ukraine, raubte, plünderte, senkte und brannte, und war kühn genug, sich ohnweit Pultawa zu zeigen. Der Befehlshaber in Kiow schickte meinen Freund mit einigen Truppen gegen diese Räuber; und dieser benahm sich mit so viel Klugheit, daß die Tartarn in kurzem wieder zur Unterwerfung gezwungen wurden. Der glückliche Aus-

ganz seines Unternehmens verschaffte ihm den Grad eines Oberstlieutenants, und als solcher kam er mit einem Theil des Regiments nach Woronäsch in Garnison. Diese ist eine ziemlich volkreiche und gewerbsame Stadt am Don, und in einer warmen fruchtbaren Gegend. Aber auch hier blieb er nicht lange; es brach ein Krieg mit den Türken aus, und sein Regiment mußte nach Jekaterina (Kasse) zur Verstärkung der Garnison marschiren. Diese Stadt liegt auf der Halb-Insel Krimm oder in Tauricn, wie sie jetzt heißt, und hat einen sehr guten Hafen und beträchtlichen Handel auf dem schwarzen Meere. Zu Zeiten der Kreuzzüge hatten sie die Genueser erobert, und einen großen Handelsplatz aus ihr gemacht. —

Von hier aus wurde Montfel von seinem General in Militair-Angelegenheiten nach Petersburg geschickt, wo er von meiner Gesellschaft Nachricht erhielt, und zu mir Gelegenheit hatte. —

Unterdessen waren wir in St. Petersburg angekommen. Die Schönheit dieser Stadt überraschte mich, so sehr sie mir auch gerühmt

wurden war. An ihrer Stelle standen vor etwas mehr als hundert Jahren nur einige armselige Fischerhütten; Peter der Große baute diese Stadt hieher, nannte sie nach seinem Namen, und machte sie zur Hauptstadt seines weitläuftigen Reichs. Jetzt hat sie schon über 7000 meist von Marksteinen aufgeführte Häuser, und gegen 200000 Einwohner. Sie ist an beiden Ufern der Newa, und auf mehrern Inseln in derselben erbauet, und hat lauter schnurgrade, breite Straßen, die öfters von Kanälen durchschnitten sind. Die Newa, eigentlich ein Abfluß aus dem südlich von Petersburg liegenden Ladoga-See, ergießt sich hier in einen Busen des Baltischen Meeres, welcher der Finnische Meerbusen genannt wird. Diese Lage trägt zu dem großen Wachsthume der Stadt sehr bei, obgleich der Handel meist in den Händen von Ausländern ist. Die Hauptgegenstände des hiesigen Handels sind Getraide, Schiffbauholz, Eisen, Theer, Flachs, Hanf, Leder, Talg, Pelzwerk und andere russische Produkte; dagegen werden aber Kolonialwaaren und viel Kunsterzeugnisse eingeführt.

Auf einer Insel der Newa liegt die Festung. Die Stadt selbst ist ganz offen, und hat weder Thore noch Mauern; indessen ist sie durch die Moräste, welche sie umgeben, hinlänglich gedeckt, und von der Seeseite wird sie durch die feste Stadt Kronstadt und durch die Festung Kronschlot hinlänglich beschützt. Die Kay's der Inseln, worauf das Admiralitäts-Gebäude und die Hauptkirche liegen, sind eine besondere Zierde der Stadt. Auf der Admiralitäts-Insel stehen die schönsten Gebäude und auch die beiden kaiserlichen Pallästen der Sommer- und Winter-Pallast. Jener ist ein Meisterstück der Baukunst. Auch gehört der neue Marmorpallast zu den prächtigsten Gebäuden von St. Petersburg. In dem ganzen Gebäude findet sich nicht ein Stückchen Holz; die ganze Bekleidung ist von Marmor; Fußboden, Fensterrahmen, Bänke und Thüren aber sind von gegossenem Messing; das Dach ist von Kupfer, und statt der Balken und Bretter hat man Eisen gebraucht. Merkwürdig ist auch die Bildsäule Peters des Großen, welche zum Fußgestelle einen großen Felsstücken

pen

den hat, der mit unsäglicher Mühe, und mit unbeschreiblichen Kosten zu diesem Zwecke weit her gebracht worden ist. Mit einem Worte, Petersburg gehet keiner der ältesten Städte aus dem Wege, und es fehlt ihr nichts, daß man sie nicht zu den ersten Städten in Europa zählen sollte. —

Montkel und seine liebenswürdige Gattin drangen so lange in mich, bis ich versprach, bei ihnen zu wohnen. Er stellte mich dem Kriegsminister vor, und verschaffte mir mehrere interessante Bekanntschaften, daß ich trotz der strengen Kälte einen Winter doch sehr angenehm hier verlebte.

Der Winter ist freilich in Rußland außerordentlich kalt; die Erde ist beständig mit Schnee bedeckt, und das Meer, Seen und Flüsse sind fest zugefroren. Dies hindert aber den Verkehr im geringsten nicht, denn man reist nun in Schlitten, und in diesen sanften und flüchtigen Fahrzeugen schlüpft man über tausend Hindernisse weg, die einen in einer andern Jahreszeit den Weg erschweren würden. Die Tage sind überdies im Winter hier sehr

kurz, man sieht die Sonne kaum ein paar Stunden am Horizont, und in den noch mehr nördlichen Provinzen läßt sie sich kaum blicken. Auf diese traurige Jahreszeit folgt sogleich ein sehr heißer Sommer; die Sonne bleibt dann 18 bis 20 Stunden am Horizont, und im tiefsten Norden geht sie fast gar nicht unter. Die Erde eilt daher ihre Früchte zur Reife zu bringen, und in weniger als zwei Monaten säet und erndtet man auch.

Rußland bringt, wenn man den Wein und einige Südfrüchte ausnimmt, alle Lebensbedürfnisse hervor. Ein Theil des Landes hat vortreflichen Getraidebau; dort gedeihet vorzüglich die Viehzucht; hier giebt die Fischerei oder die Jagd ihre Produkte; da bringt das Land Holz in Ueberfluß; der Bergbau liefert gute Ausbeute; und das schönste Pelzwerk kommt gerade aus den rauhesten und unkultivirtesten Landstrichen. Rußland, dessen Flächenraum 377,000 Quadratmeilen beträgt, ist nur sehr schwach bevölkert: denn die Bevölkerung steigt in der ganzen Monarchie nicht viel über vierzig Millionen. Eigentlich kennt man hier nur

zwei Stände, Adel und Leibeigene. Der Adel ist fast sämmtlich in Diensten des Staates; sein Rang hängt blos von dem militärischen Grade ab, den er bekleidet; und der gemeinste Edelmann hat, wenn er älterer Offizier ist, den Vortritt vor dem Prinzen, der noch nicht so lange in Diensten ist.

Sonst waren die russischen Edelleute Herren über das Leben und über den Tod ihrer Leibeignen; jetzt dürfen sie dieselben nur noch mit der Knute bestrafen, oder ihnen den Bart abscheeren lassen, welches für einen großen Schimpf gehalten wird. Aber neben dem Kopfgelde, welches ihnen die Leibeigenen erlegen müssen, können sie von ihnen noch Frohndienste verlangen, von ihren Söhnen und Töchtern so viel zu ihren Diensten nehmen, als sie nöthig haben: aber sonst dürfen sie es nicht wagen, ihnen weiter etwas zu entziehen; denn in diesem Falle würde der Bauer nicht umsonst klagen. Viele dieser Leibeignen halten sich in Städten auf, und treiben allerlei Gewerbe; sie arbeiten als Handwerker, oder warten Fremden auf, doch dies alles mit Be-

willigung ihrer Herren, und nach einem besondern Vertrag mit denselben. Demohngeachtet bleiben sie aber noch immer von dem Gute, zu welchen sie sonst gehörten, abhängig; und wenn das Gut verkauft wird, so kommen sie mit demselben zugleich in die Hände des Käufers. Daher schreibt sich in Rußland die Gewohnheit, die Stärke der Güter nach der Anzahl Bauern zu schätzen, welche davon abhängig sind.

Der Winter war noch nicht vorüber: als Montkel wieder zu seinem Regimente mußte. Gern wäre ich auch in seiner Nähe angestellt gewesen: man hatte mir aber einen ganz andern Wirkungskreis angewiesen; ich sollte die Küsten des weißen Meeres aufnehmen, und erhielt daher Befehl, mich nach Archangel zu begeben. Ich machte die Reise im Schlitten; ganz in Pelzwerk eingewickelt legte ich mich der Länge nach in den Schlitten, und empfand nicht das Geringste von der Kälte. Aber die Langeweile mag ich Niemand beschreiben, die mich auf dieser, über hundert Meilen weiten Reise peinigte, wo ich keinen an

dern Gegenstand zu sehen bekam, als Schnee und Eis. Es ging über Seen und Flüsse weg, ich wußte es nicht; die einzelnen Dörfer erkannte man nur durch den Rauch, welcher von ihnen aufstieg; und auf diese Art wurde ich auch die Stadt Archangel zuerst gewahr.

Diese am weißen Meer gelegene Stadt ist der nördlichste Hafen vom europäischen Rußland, der aber sieben Monate jährlich eingefroren ist. Die Engländer entdeckten den Hafen um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts; und den Namen Archangel erhielt er von einer nahe dabei liegenden Kirche, die dem Erzengel (Archangelus) Michael gewidmet war. Der Handel der neuen Stadt wurde bald sehr beträchtlich, vorzüglich in Pelzwerk und andern sibirischen Produkten: aber seit der Erbauung von St. Petersburg hat er gar sehr gelitten. Die ganze Stadt hat hölzerne Häuser, große Paläste und andere Merkwürdigkeiten finden sich hier nicht; aber es herrscht ein sehr freundschaftlicher und geselliger Ton daselbst. Auch ich machte bald manche angenehme Bekanntschaft, und knüpfte unter

andern mit ein Paar Offizieren von der Garnison, mit einem Franzosen und einem Deutschen, eine innige Freundschaft an.

Der Franzos wünschte, mich auf meiner Geschäftsreise zu begleiten; er sprach die russische Sprache sehr fertig, und konnte mir daher sehr nützlich werden. Der Gouverneur erlaubte es daher sehr gern, und gab uns eine Barke mit der nöthigen Mannschaft. Da das Eis aufgegangen und die Schiffahrt wieder frei war, so konnte ich auch meine Geschäfte sogleich anfangen. Wir fuhren um alle Vorgebirge des weißen Meeres herum, wo ich überall die geographische Länge und Breite suchte, und manche wichtige nautische Entdeckung machte. So kamen wir auch an die Küsten von Lappland. Ich hatte schon mancherlei von den Lappländern gehört, welches mich begierig machte, dieses merkwürdige Volk, seine Sitten und Gebräuche persönlich näher kennen zu lernen. Lappland ist theils den Schweden, theils den Dänen, theils den Russen unterworfen: die Lappländer kehren sich aber an diese politische Eintheilung nicht; sie ziehen

aus einer Gegend in die andere, wie es ihnen gefällt, und wissen öfters selbst nicht, unter wessen Herrschaft sie eben stehen. Sie ziehen als Nomaden bald an den Ufern der Flüsse und Seen herum, und treiben Fischerei; bald wohnen sie in Wäldern und Gebirgen, und gehen auf die Jagd. Aus diesem Grunde würden die Regierungen auch gar keine Abgaben von ihnen beziehen können: wenn sie nicht ihre Pelzwaaren und Fische, gegen Messer, Tabak, Branntwein und andere Bedürfnisse auf gewissen Märkten absetzen wollten. Ihr Hauptmarkt ist die schwedische Stadt Tornea, am bothnischen Meerbusen. Nach dieser kleinen Stadt, die aus nicht viel mehr, als hundert hölzernen Häusern bestehet, kommen die Lappländer im Winter von allen Seiten, und führen ihre Waaren auf Schlitten herbei.

Das sind die Menschen, die ich besuchen wollte, aber im eigentlichen Verstande erst suchen mußte. Neuville, so hieß der mich begleitende Franzose, und ich, wir fuhren daher in einem kleinen Kahne auf einem lappländis

schen Flusse stromaufwärts; und am zweiten Tage bemerkten wir an dem Ufer schon einige Lappländische Hütten. Vier Stangen, welche in die Erde gesteckt und in den Spitzen zusammen gebunden waren, machten das ganze Zimmerwerk dieser pyramidenförmigen Gebäude aus. Wände und Decke bestanden aus Fellen, welche auf Bretern ruhten; und das Ganze war mit Baumzweigen, Baumrinde und Rasen belegt. Wir gingen in eine dieser Hütten hinein, fanden aber Niemand. In der Mitte derselben brannte gleichwohl ein großes Feuer, und der Rauch, dem man nur im Dache ein kleines Loch gelassen hatte, zog in der ganzen Hütte umher. Es war mir unbegreiflich, wie die Lappländer in diesen elenden Wohnungen dem Winter trotzen können, der doch bei ihnen äußerst streng ist: und doch haben sie in dieser Jahreszeit auch keine andern; denn ihre nomadische Lebensart hindert sie, festere und wärmere Gebäude aufzuführen. Verlassen sie ihre Wohnsitze: so nehmen sie nur die Häute und Felle von den Hütten; denn Holz finden sie überall, um sich wieder andere zu bauen.

In einer andern Hütte fanden wir einige Lappländer mit Weibern und Kindern. Wir schienen ihnen nicht aufzufallen: desto mehr wurde ich durch ihre Kleinheit und Häßlichkeit überrascht. Die erwachsenen Männer sind kaum vier Fuß hoch; sie haben große Köpfe, platte Gesichter, stumpfe Nasen, tiefliegende Augen, schwarze Haare, eine verbrannte Haut, kleine Arme, dünne Schenkel und kleine Füße. Weiber und Männer kleiden sich fast ganz überein, in dicke wollene Zeuge, statt dessen sie im Winter dichte Pelze tragen. Die Willigkeit, mit welcher sie uns aufnahmen, gab uns einen Beweis von ihrer Gastfreundschaft. Ihre Gerichte waren zwar nicht nach unserm Geschmacke: aber wir beschenkten sie gleichwohl dafür mit Tabak und Branntwein, worüber sie eine große Freude zu haben schienen.

Der größte Reichthum der Lappländer sind ihre Rennthierheerden. Das Rennthier ist besonders in den nördlichen Erdstrichen einheimisch. Es ist eine Art Hirsch, und so wohl Männchen, als Weibchen haben große Geweihe, nur mit dem Unterschiede, daß das

Geweihe des Weibchens nicht so viele Enden oder Zacken hat. Das Fell der Rennthiere ist sehr dick und dicht behaaret. Die Nahrung derselben sind Blätter und Moos; und man braucht weder für diese, noch für einen Stall zu sorgen. Es mag so kalt seyn, als es will: so befindet sich das Rennthier in freier Luft am allerbesten; und wenn auch der Schnee noch so hoch liegt, so weiß es doch seine Nahrung unter demselben hervorzuholen. Es verlangt wenig Sorgfalt, und ist doch sehr nützlich. Man spannt es vor Schlitten, und fährt mit demselben so schnell, daß man leicht acht bis zehn Meilen täglich zurück legen kann; es trägt Lasten, giebt Milch, Käse und ein sehr schmackhaftes Fleisch. Aus seinem Fell machen sich die Lappländer Kleider, aus den Sehnen Zwirn, und aus den Knochen Löffel oder anderes Hausgeräthe.

Wir trafen auf unserer Streiferei noch mehrere Lappländische Dörfer, aber wir fanden keinen Unterschied. Die Menschen waren eben nicht größer oder schöner, und ihre Lebensart war ganz so, wie sie beschrieben worden ist.

Auch das schwedische Lappland ist in keiner Hinsicht von dem russischen verschieden, Klima und Boden ist dort, wie hier. Ganz Lappland ist voller Berge, Felsen, Waldungen, Seen und Flüsse; und die vielen Wiesen ausgenommen, ist das Land ganz unfruchtbar. Indessen ersetzt der Ueberfluß an Wildpret und Fischen, was der Boden versagt; und Jagd und Fischerei liefern die Produkte, durch deren Absatz sich die Lappländer manche andere Bedürfnisse verschaffen. —

Schon war der Winter wieder nahe, den wir doch nicht gern in Lappland verleben mochten: wir kehrten daher zu unserm Kahne zurück, den wir an einem Wasserfall, über welchen wir nicht schiffen konnten, zurückgelassen hatten. Auf dem Wege dahin begegnete uns ein schwedischer Geistlicher aus dieser Gegend; er lud uns zu sich ein, und wir fanden seine Wohnung zwar etwas besser, als die der Eingebornen, aber die Art, wie er leben mußte, war nicht weniger bedauernswürdig. Auf meine Frage, wie es um das Christenthum bei den

Lappländern stehe, antwortete er mir; da man sich bemühet habe, das Heidenthum ihnen auszurotten, sie wären auch meist getau worden, aber darum jetzt nicht weniger Heid wie vorher, und voll abgeschmackten Aberglau bens. Bei schweren Krankheiten fragten sie Zauberer um Rath; und bei einigen Lappländischen Stämmen werde eine große schwarze Katze als Wahrsager verehret, die sie jederzeit zu Rathe zögen, wenn sie wissen wollten ob die Jagd oder Fischerei gut seyn würden, ob es gut sey, ihre Wohnsitze zu verlassen u. dergl. Außerdem erzählte uns unser Wirth noch manches von den Lappländischen Zauberern, welches ich gar nicht nach erzählen mag, wie nämlich die Lappländer von ihnen glaubten, daß sie die Schiffe im Lauf aufhalten, den Schiffern den günstigen Wind verkaufen könnten und anderes ähnliches albernes Zeug mehr. Angenehmer waren uns die Nachrichten, die er uns über das hiesige Klima und über andere natürliche Merkwürdigkeiten gab. Es ist hier im Winter nicht allein erschrecklich kalt: sondern auch drei Monate lang in einem weg

Nacht; doch ist diese lange Nacht nicht so dunkel, als man sie sich in andern Ländern wohl vorstellen mag, denn die Nordscheine, die hier sehr häufig sind, und das helle Licht des Mondes ersetzen den Sonnenschein so weit, daß es helle genug ist, um ohne Gefahr zu reisen oder Geschäfte zu besorgen. Frühling und Herbst finden hier gar nicht statt: denn auf die strengste Winterkälte tritt auf einmal die größte Sommerhitze ein, die Sonne gehet in drei Monaten gar nicht unter, und dies verursacht in dieser Zeit eine unerträgliche Hitze. Ungeheure Schwärme Fliegen, die als dicke schwarze Wolken am Horizont herum ziehen, und die Erde ganz verdunkeln, quälen Menschen und Thiere aufs schrecklichste: denn nach ihren Stichen dringt jedesmal das Blut in großen Tropfen hervor, und Rauch ist das einzige Mittel, sich ihrer zu erwehren. Auch wir hatten auf unserer Reise durch Lappland viel von diesem Ungeziefer leiden müssen: doch schützten wir uns gegen dasselbe so ziemlich durch kleine Netze, welche wir an unsere Hüte befestigten, und über das Gesicht herzogen. —

eine wilde Sibirische Völkerschaft, gewes
welche sich nur in der bessern Jahreszeit da
aufhalten. Ihre Wohnsitze sind nur durch ei
Meerenge von einigen Meilen von Nowe
Semlia getrennt; und vermuthlich komm
sie nur dorthin, um auf die Bärenjagd un
auf den Seehundsfang zu gehen, welches auch
zu Hause ihre vorzüglichsten Beschäftigunge
sind.

Nur einige Wochen blieb ich no
Archangel, und ordnete meine astronomi
Beobachtungen; dann ging ich wieder nach
Petersburg. Mein Freund Monkel war unter
dessen Oberst geworden, und von dem Kaiser
mit einem Landgute beschenkt worden, auf
welchem er jetzt mit seiner Familie wohnte. Es
hatte mich gefreuet, ihn wieder zu sehen: da
ich mich aber in meiner Hoffnung getäuscht
sahe, so wurde mir der Aufenthalt in Peters
burg selbst unangenehm. Ich erndtete zwar
für meine Arbeiten manches Lob: doch wurde
ich nicht so dafür belohnt, wie ich geglaubt
hatte. Das machte mich noch verdrüßlicher;
und ich bereute es schon herzlich, in russische
Dienste

Dienste getreten zu seyn, als ich zum Minister gerufen wurde.

Der Minister überhäufte mich mit Schmeicheleien, und kündigte mir eine höhere Beförderung und einen bessern Gehalt an: zugleich machte er mir aber auch bekannt, daß den Kaiser mich nach Kamschatka schicken wolle, um gleichfalls die Länge und die Breite einiger bis jetzt unbekannten Punkte auf dieser Halb-Insel zu bestimmen. Ich hatte zwar keine große Lust zu der weiten Reise: allein da ich den Monarchen durch eine abschlägliche Antwort zu beleidigen fürchtete, und für diese Arbeit große Versprechungen erhielt; so entschloß ich mich doch dazu.

Nachdem ich die gehörigen Instruktionen erhalten hatte: machte ich Anstalt zur Reise, die mich durch viele öde Gegenden führte, und auf welcher ich daher mit mancherlei Dingen versehen seyn mußte, die man in einem kultivirten und bevölkerten Lande nicht braucht. Ich kaufte mir ein Zelt, ein Feldbette, allerlei eisernes Kochgeschirr, welches man in einander setzen konnte, ein Beil und allerlei anderes Geräthe. Alle diese Sachen ließen sich so zusammenpacken, daß ich sie sehr bequem auf meinen Wagen oder gar aufs Pferd nehmen konnte. Hierauf sahe ich mich nach einem Bedienten

am, und war so glücklich, einen guten und be ständigen Menschen zu finden. Er war ein g borner Siberier, der mir zugleich als Do metscher dienen konnte, und welcher mir a meiner langen und gefahrvollen Reise viel Be weise seiner Treue und seines Muthes gab.

Von Petersburg bis Moskau fuhr ich in einem kleinen vierrädrigen russischen Fuhrwerk, welches hier Kibitka heißt. Der Weg war meist mit Baumwurzeln, Aesten und allerlei Holzwerk belegt, und ich wurde dadurch in mei nem Wagen unbarmherzig zusammen gestoßen. Man findet hier keine Wirthshäuser, wie in dem westlichen Europa; ich mußte stets vor einer Bauernhütte anhalten, mein Feldbette aufschla gen, und den Bedienten kochen lassen, was ich an Lebensmitteln, womit ich mich immer hin länglich versahe, bei mir hatte.

Schon von weitem machte Moskau, die alte Hauptstadt von Rußland, mit der Menge ihrer Glockenthürme und vergoldeten Kuppeln einen tiefen Eindruck auf mich. Diese große Stadt liegt auf einer Anhöhe, und hat über 400,000 Einwohner. Ihr Umfang beträgt ohn gefähr drei Meilen. Sie bestehet aus vier Thei len, von welchen drei, einer in den andern ein geschlossen und mit Mauern umgeben sind. Der innerste Theil ist der alte Pallast der Czaare,

der sogenannte Kremb, welcher so groß ist, daß er allein eine Stadt vorstellen könnte. Der Pallast ist im gothischen Styl gebauet, und hier steht auch der Thurm, auf welchem die Glocke hängt, welche für die größte in der Welt gehalten wird. Die Straßen in Moskau sind schmuzig, enge und krumm, und die meisten Häuser von Holz gebauet: doch findet man auch, besonders in den Vorstädten, manche schöne Gebäude, und viele prachtvoll gebaute Kirchen. Moskau beherrscht eine weite und schöne Ebene, auf welcher kleine Gehölze, Klöster und Landhäuser auf das angenehmste abwechseln; und das Land bringt hier das schönste Obst, vortreffliches Gemüße und Getraide in Ueberfluß hervor.

In Moskau nahm ich ein anderes Fuhrwerk, und setzte meine Reise weiter fort. Nach einer Tagereise trieb mich ein schreckliches Ungewitter in ein Kloster, wo ich mit den Meinigen eine sehr freundschaftliche Aufnahme fand. Es giebt in Rußland eine ungeheure Menge Klöster, die aber für das Land nicht ohne bedeutenden Nutzen sind. Peter der Große reformirte sie, und machte den Mönchen zur Pflicht, Handarbeit zu treiben, das Land zu bauen, Arme zu unterstützen, die invaliden Soldaten, welche er in die Klöster vertheilte, zu pflegen, und Wai-

sen zu erziehen. Sie folgen fast sämmtlich der Regel des heiligen Basilius, und führen ein sehr strenges Leben.

Von hier kam ich, ohne ein anderes Abentheuer, in Nisninowogorod, am Zusammenfluß der Wolga und Okka, glücklich an. Dieser Ort hat lauter hölzerne Häuser, aber eine massive Kirche mit fünf grünen Kuppeln, die einen prächtigen Anblick gewähren. Die Gegend umher ist sehr fruchtbar, und daher sind alle Lebensmittel hier spottwohlfeil.

Hier schiffte ich mich auf der Wolga ein. Dieser große Fluß entspringt mitten in Rußland, und ergießt sich in das kaspische Meer. Er ist selbst für die größten Schiffe tief genug, und befördert den Handel zwischen Rußland und Persien. Alle Jahre im Frühjahr, wenn das Schneewasser kömmt, tritt er aus seinem Bette, und läßt auf den umliegenden Feldern einen Schlamm zurück, der sie sehr fruchtbar macht. Nach einer kurzen Fahrt trat ich zu Kasan, der ersten asiatischen Stadt, ans Land. — —

Eduard Farber's

Reisen

nach

allen Theilen der Erde.

Ein

Lesebuch

für die Jugend beiderlei Geschlechts, zur Beförderung ihrer Kenntnisse in Geschichte, Geographie und Naturgeschichte.

Herausgegeben

von

J. H. E. Göring,

Pfarrer zu Brüheim bei Gotha.

Drei Theile.

Neue wohlfeilere Ausgabe.

Zweiter Theil.

Gotha,

bei Justus Perthes. 1821.

Tetschner Bibliothek

Inhalt.

Zehntes Kapitel. Reise durch Sibirien bis nach Kamtschatka. Beschreibung dieses Landstrichs und Schilderung seiner Bewohner. Seite 3

Eilftes Kapitel. Flucht von Ochotzk. Reise an der Ost-Küste Asiens bis Canton in China. 32

Zwölftes Kapitel. Fortsetzung der Reise über die Inseln des Ostindischen Oceans. Ankunft auf der Küste Koromandel. . . 72

Dreizehntes Kapitel. Ankunft zu Pondichery. Beschreibung des gegenwärtigen Zustandes der Halb-Insel diesseits des Ganges. Abreise von Pondichery und Ankunft auf der Küste Malabar. 118

Vierzehntes Kapitel. Verrätherei des Holländischen Steuermanns. Die wüste Insel. Ankunft in Goa und Surate. . Seite 140

Funfzehntes Kapitel. Abreise von Surate nach dem Persischen Meerbusen. Schilderung des Zustandes von Persien, und von der Asiatischen Türkei. Abfahrt nach dem Arabischen Meerbusen. 181

Asien.

Zehntes Kapitel.

Reise durch Sibirien bis nach Kamtschatka. Beschreibung dieses Landstrichs und Schilderung seiner Bewohner.

Kasan ist eine der vorzüglichsten Städte der russischen Tartarey, welche vor mehrern Jahrhunderten einen Theil des großen Reichs des berühmten Gangis-Chan und Tamarlan ausmachte. Als dieser mächtige Staat zerfiel, wurde Kasan die Hauptstadt eines besondern Königreichs, bis auch dieses in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts von den Russen erobert wurde. Kasan ist eine große und sehr bedeutende Stadt; man findet noch hie und da Reste seiner ehemaligen Wichtigkeit; indessen sind die Häuser doch sämmtlich von Holz aufgeführet, und nur die Festung, worin die Russen immer eine starke Besatzung halten,

ist von Bruch- und Backsteinen erbauet. Die Einwohner sind theils Russen, theils Tartarn, welche sich meist vom Handel nähren, der durch die Lage der Stadt sehr begünstigt wird. Es giebt hier beträchtliche Tuch- und Lederfabriken; das Kasanische Leder ist von vorzüglicher Güte. Das platte Land bringt alle Arten von Getraide, Reiß und Zugemüße in Menge hervor. Auf den Inseln in der Wolga wächst vortrefflicher Spargel, und die Melonen erlangen hier die Größe von Kürbissen. Schaf- und Rindvieh und Geflügel aller Art stehen in einem sehr mäßigen Preise, und Wildpret giebt es in den ungeheuern Wäldern, womit das Land bedeckt ist, in Ueberfluß.

Es wohnen in dieser Gegend mehrere Tartaren-Horden, deren jede ihren besondern Namen hat. Manche dieser Horden sind noch dem Götzendienste, die mehresten aber dem Islam ergeben. Die letzten sind weniger wild und roh als jene, weshalb man auch lieber mit ihnen handelt. Ihre Kleidung ist der russischen Nationaltracht ähnlich, und in ihren Dörfern und Häusern herrscht eine große Rein-

lichkeit. Ich besuchte selbst einige dieser Tartaren-Dörfer, und ein Offizier von der Garnison in Kasan, der früher in Astrachan gestanden hatte, begleitete mich auf meinen Wanderungen. Er wußte mich sehr gut zu unterhalten, und theilte mir manche Nachrichten über die Stadt Astrachan mit, welche südwärts von Kasan, an dem Ausfluß der Wolga in das kaspische Meer, liegt. Von ihm hörte ich, daß Astrachan, welches ehemals die Hauptstadt eines besondern Königreichs war, seit 1554, wo es die Russen eroberten, der Hauptort eines großen Distrikts der russischen Tartarey wäre. Sie liegt unter einem vortrefflichen Himmelsstrich, auf einer Insel der Wolga, ist gut befestiget, und wird durch eine zahlreiche russische Garnison vertheidigt; sonst ist sie schlecht gebauet, ihre Häuser sind meist von Holz, und ihre Straßen sehr enge. Aber sie treibt einen sehr wichtigen Handel; man sieht hier Kaufleute aus allen Theilen Asiens, Türken, Armenier, Perser, Indianer, Tartaren u. s. w., und hört mehr als 30 verschiedene Sprachen oder Dialekte sprechen. Alle Le-

bensmittel, besonders aber Fische, sind hier in Menge zu haben. Getraide wächst wegen der Dürre und Trockenheit des Bodens nicht viel, aber dagegen baut man hier vortreffliches Obst, Aepfel, Birnen, Kirschen, Abrikosen und besonders eine Art Wassermelonen, von außerordentlicher Güte. Auch geben die hiesigen Trauben einen sehr guten Wein, der sich aber leider nicht gut verfahren läßt. Ohngefähr eine Stunde unter Astrachan, an dem Strande, gewinnt man eine Menge Küchensalz, und die Russen treiben einen sehr starken Handel damit. Ein anderer Handelsartikel sind auch die Astrachanischen Lämmerfelle. Um sie recht schön zu erhalten, ist man so grausam, den Schafen den Bauch aufzuschneiden, und die Lämmer noch vor der Geburt herauszunehmen.

In der Gegend von Astrachan leben, wie um Kasan, mehrere Horden Tartaren, welche der Russischen Herrschaft mehr oder weniger unterworfen sind. Ein großer Theil sind noch Nomaden, und leben von der Viehzucht oder vom Raube; die wenigsten bauen das Land,

und versehen Astrachan mit Lebensmitteln. Keiner dieser Tartaren darf über Nacht in Astrachan bleiben, sie wohnen sämmtlich an den Thoren der Vorstädte in kleinen Hütten, die sie jedoch nur im Winter besuchen, denn im Sommer liegen sie unter freiem Himmel. Als eine Merkwürdigkeit ihres Putzes erwähne ich nur, daß die Tartarischen Weiber einen Ring von Metall in der Nase tragen, und je edler das Metall, woraus er verfertiget ist, je vornehmer die Frau, welche ihn trägt. —

In Kasan kaufte ich mir ein Paar Pferde, und miethete einen Wegweiser zu einer Reise durch Sibirien. Ob ich mich gleich ziemlich bewaffnet hatte: so war mir doch vor den herumstreifenden Tartaren bange, welche die Reisenden so häufig überfallen und ausplündern; zumal da unserer so wenige waren. Doch hatte ich weiter keinen Unfall, ein Abentheuer abgerechnet, welches mehr lächerlich, als gefährlich war. Eines Abends hatten wir uns unter dick belaubten Bäumen gelagert und meine Leute brannten Feuer an, das Abendessen zu bereiten. Das Feuer ergriff einige

dürre Aeste und endlich auch den Schaft eines sehr großen Baumes. Wir ließen den Baum brennen und gingen etwas seitwärts; auf einmal hörten wir in dem brennenden Baume ein schreckliches Geheul, wovon sich niemand die Ursache erklären konnte. Mein Wegweiser behauptete, es müßte hier ein Geist wohnen, welcher von den Tartarn der umliegenden Gegend angebetet werde; mein Bedienter machte sich ähnliche lächerliche Vorstellungen. Endlich wurden wir einen ungeheuern großen Bär in den Wipfel des Baumes gewahr, und nun wußten wir auf einmal, woher das Geheul kam. Der Bär hatte wahrscheinlich auf dem Baume Honig gewittert, denn hier ist fast jeder hohle Baum ein Bienenstock, und war hinauf geklettert. Als ihn die Flamme bald erreichte, ward er wüthend, und fing schrecklich an zu heulen, weil er an dem brennenden Schafte nicht wieder herunter kommen konnte. Wir warfen nun noch mehr Holz ins Feuer, und seine Angst stieg immer höher. Er wußte sich nicht mehr zu retten, kletterte in die äußerste Spitze des Baums, und setzte sich auf einen

Aſt, von welchem der Wind die Flamme abtrieb. Dieß gab uns ein ſehr luſtiges Schauſpiel; der Bär konnte ſich nur mit Mühe auf dem ſchwankenden Aſte feſt halten, und machte die lächerlichſten Poſituren. Endlich brach die Nacht herein, und es ſchien mir Zeit der Komödie ein Ende zu machen. Ich nahm mein Gewehr zur Hand, und auf den zweiten Schuß fiel er mit einem erſchrecklichen Pump todt zur Erde.

Dieß war das einzige Abentheuer, welches mir auf der Reiſe nach Tobolsk, der Hauptſtadt von Sibirien, begegnete. Sibiriens ungeheuere Wälder ſind mit allerhand wilden Thieren angefüllt. Bären, Wölfe, Luchſe u. ſ. w., finden ſich in denſelben haufenweiſe. Am gefährlichſten iſt die Hyäne; Hirſche, Elendthiere und auch das flüchtige Rennthier werden häufig ihre Beute. Dagegen enthalten dieſe Wälder aber auch viele Thiere, welche den Reichthum des Landes ausmachen, da ſie das ſchönſte Pelzwerk liefern; nämlich mehrere Arten Füchſe, Zobel und Hermeline. Haſen und Hermeline haben

hier das Besondere, daß ihre Haare, welche im Sommer grau sind, im Winter weiß werden. Ihre Felle werden dann um so mehr gesucht.

Sibirien, welches den Russen zum Verbannungsort für Verbrecher dient, schien mir bei weitem nicht so schrecklich, als ich mir dasselbe vorgestellt hatte. Der Boden ist hie und da recht fruchtbar, und bringt die nothwendigsten Lebensbedürfnisse in Menge hervor. Das Land wird durch viele fischreiche Ströme gewässert, und nirgends findet man so schöne Wälder und eine so vortreffliche Wildbahn, als hier. Die Russen eroberten Sibirien zu Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts, und haben sich seit dieser Zeit viele Mühe gegeben, dasselbe zu bevölkern. Damals zählte man kaum zwei Städte in diesem weitläuftigen Lande; jetzt giebt es deren über sechzig, und mehr als 3000 Flecken, Dörfer und Weiler.

Tobolsk liegt am Zusammenfluß der Irtisk und des Tobol. Von dem letzten Flusse hat es den Namen. Es ist die Hauptstadt des weitläuftigen Landes, ziemlich groß und befestiget. Tobolsk wird in die obere und untere

Stadt eingetheilt. In der obern liegt die Festung, welche ganz von Bruchsteinen aufgeführet ist, der Pallast des Gouverneurs, der Justizhof, die Kathedralkirche und der Pallast des Erzbischofs; alle diese Gebäude sind von Backsteinen erbauet. Die untere Stadt ist lange nicht so gut gebauet, und die meisten Häuser sind von Holz, wie auf dem flachen Lande überall. Auch ist dieser Theil der Stadt häufigen Ueberschwemmungen ausgesetzt; und da er nicht gepflastert ist, so kann man in demselben vor Koth fast nicht fortkommen. Tobolsk ist zum Theil noch von Tartarn bewohnt, welche von den Ureinwohnern des Landes abstammen. Sie sind sämmtlich Mohamethaner, und haben, wie in allen russischen Städten, freie Religionsübung und noch manche andere Freiheiten. Sie leben ruhig, beschäftigen sich vorzüglich mit dem Handel, und sind den Tartarn um und in Kasan sehr ähnlich. Die übrigen Einwohner sind Russen, die entweder selbst hieher verbannt wurden, oder von Verbannten abstammen. Man findet unter ihnen sehr reiche Kaufleute, und viele treis

lieben eine freie und herumschweifende Lebensart. Sie leben von den Produkten der Viehzucht; Pferdefleisch ist ihnen ein Leckerbissen, und aus Stutenmilch bereiten sie sich ein berauschendes Getränke, eine Art Branntwein, welches sie Kumis nennen. Sie sind sämmtlich vortreffliche Reiter, und wissen sehr geschickt Bogen, Pfeile und Säbel zu gebrauchen. Ihre Kleider sind meist aus Schaffellen gemacht, und die Kleidung der Weiber weicht nicht sehr von der der Männer ab. Einige wohnen das ganze Jahr hindurch bei ihren Heerden; andere bauen sich Hütten von Zweigen, von Blättern und von Erde in der Gestalt eines Zuckerhutes, in deren Spitze eine Oeffnung ist, wodurch der Rauch hinaus ziehen kann; viele bauen sich, oder kratzen sich vielmehr ordentliche Höhlen, in welchen sie sich gegen die Kälte des Winters schützen.

Außer den Tartarn wohnen im nördlichen Sibirien noch mehrere Völkerstämme. Die bekanntesten davon sind die Samojeden und die Ostiaken. Die meisten von ihnen sind Götzendiener, doch haben sich auch mehrere

von ihnen taufen laſſen, ohne deshalb ihrem alten Aberglauben völlig entſagt zu haben. Sie müſſen den Ruſſen einen jährlichen Tribut an Pelzwerk geben; übrigens leben ſie meiſt nach eigenen Gewohnheiten und Rechten. Die Samojeden ſind klein, und haben viel Aehnlichkeit mit den Lappen. Sie haben weder geſchriebene Geſetze, noch Oberhäupter, und ziehen bald dahin bald dorthin. Im Sommer wohnen ſie in Hütten, die mit Baumrinde gedeckt ſind, und im Winter in einer Art Höhlen. Jagd und Fiſcherei ſind ihre einzigen Nahrungszweige; Fiſchthran mit Waſſer iſt ihr gewöhnliches Getränke, aber wenn ſie das warme Blut der von ihnen getödteten Thiere trinken können, ſo iſt dieß ein wahrer Labetrunk für ſie. Rennthiere machen ihren größten Reichthum aus; ſie ſpannen ſie in Schlitten, genießen ihre Milch und ihr Fleiſch, und kleiden ſich in ihre Felle. Auch dienen ſie ihnen ſtatt des Geldes, und ſie kaufen ihre Weiber damit, deren ſie ſo viele nehmen, als ſie wollen.

Die Oſtiaken haben faſt die nämlichen

Sitten und Gebräuche; auch sie haben mehrere Weiber, die sie, wie die Samojeden, kaufen. Sie sind stark und tapfer. Zwei Ostiaken, die mit Bogen und Lanze bewaffnet sind, fürchten sich nicht vor dem größten Bären. Neben ihren Rennthieren halten sie auch viele Hunde, welche sie in Schlitten und öfters neben Rennthiere spannen. Im ganzen nördlichen Sibirien macht man von den Hunden diesen Gebrauch; ja hie und da findet man welche, die ganz allein für Reisende gehalten werden, wie bei uns die Postpferde." —

In dieser und ähnlichen Unterhaltungen wurden wir durch einige bewaffnete Männer gestört, die auf einmal aus einem Gehölz hervortraten, an welchem wir vorbeifuhren. Anfangs wußten wir nicht, was wir von ihnen zu erwarten hatten, und setzten uns in Vertheidigungsstand; als sie aber näher kamen, fanden wir, daß wir von ihnen nichts zu fürchten hatten, denn es waren Verbannte, welche in diesen Steppen jagten. Sie luden uns in ihre Wohnung ein; da diese nicht sehr weit entfernt war, und ich mich gern von ihrer Lage

etwas

etwas näher zu unterrichten wünſchte, ſo nahm ich ihre Einladung an. Wir waren etwa eine halbe Stunde durch den Wald gegangen, als wir einige Hütten fanden, welche jedoch mit ziemlicher Sorgfalt aufgebaut zu ſeyn ſchienen. Sie waren viel größer und bequemer, als die Wohnungen der Landesbewohner, von Baumſtücken aufgeführt, und gegen den Anfall wilder Thiere mit Gräben umgeben, in welchen ich eine Art ſpaniſcher Reiter aufgeſtellt ſahe. Wir theilten den armen Verbannten ſo viel von unſern Lebensmitteln mit, als wir entbehren konnten, und ſie gaben uns ein Abendeſſen von Wildpret, welches ſie in Ueberfluß haben. Um ſie ſo viel möglich zu erheitern, ließ ich das Branntweinglas häufig unter ihnen herumgehen. Ihre Lage iſt in der That ſehr traurig, ſie haben nicht allein nichts weiter, als was ſie ſich ſelbſt verſchaffen, ſondern ſie müſſen auch jährlich noch an die Regierung und an manche Staatsbeamte eine gewiſſe Anzahl Zobelfelle liefern; und wenn ſie die beſtimmte Zahl nicht abgeben, ſo bekommen ſie die Knute bis aufs Blut.

So schrecklich schilderten die Unglücklichen ihr Schicksal. Ich nahm im Herzen den größten Antheil daran, aber der anwesenden Russen wegen wagte ich es nicht, den Verbannten öffentlich mein Mitleid zu bezeugen. Als mich jedoch der Besitzer der Hütte, wo ich übernachten sollte, zu meiner Schlafstelle geführt hatte, und ich mich mit ihm allein sahe, konnte ich meinen Unwillen nicht mehr verbergen. Mein Wirth erzählte mir nun, daß er ein polnischer Edelmann sey, den eine Ehrensache genöthiget hatte, sein Vaterland zu verlassen und sich zu den Tartarn zu flüchten. Er hatte sie auf einem Einfall in das russische Gebiet begleitet, und war von den Russen gefangen und in diese Wüsten geschickt worden. Er versicherte mir, daß viele seiner Unglücksgefährten das harte Schicksal, welches sie träfe, nicht verdienten; denn die Verbannung nach Sibirien erfolge öfters nach unbedeutenden Versehen. Wie gern hätte ich den Unglücklichen ihr Schicksal erleichtert, aber es stand leider nicht in meiner Gewalt, und ich verließ sie am andern Morgen mit schwerem Herzen. —

Nach einigen Tagen kam ich nach Jeniseisk. Dieses ist eine ansehnliche und ziemlich bevölkerte Stadt, mit Gräben, Pallisaden und hölzernen Thürmen befestigt. Die Einwohner, fast alle Kaufleute, treiben einen sehr beträchtlichen Handel, vornehmlich mit Pelzwerk. Jeniseisk liegt in einer fruchtbaren und ziemlich angebauten Gegend, an einem schönen Flusse (Jenisei), von welchem es den Namen hat. Die Lebensmittel sind hier im niedrigsten Preise; aber diese Wohlfeilheit ist wahrscheinlich auch der Grund, daß man hier so viele Müßiggänger, Trunkenbolde und liederliche Menschen findet.

Sobald wir hier völlig von den Strapazen unserer Reise ausgeruhet hatten, begaben wir uns auf den Weg nach Irkutzk. Ohngefähr auf der Hälfte des Weges wurden wir eines Abends einen Trupp Tartarn gewahr, die uns in der Ferne zu rekognosciren schienen. Mein Reisegefährte erkannte sie auf den ersten Blick für freie Tartarn, und rieth, ihnen aus dem Wege zu gehen, und wir flüchteten in ein kleines seitwärts liegendes Gehölz. Glücklicher-

weise fanden wir hier den Platz, den wir suchten; denn das Holz war rund herum von einem tiefen Morast eingeschlossen und nur auf einem Steinwege zugänglich, den wir aber, so gut als möglich, durch einen Verhack zu verwahren suchten. Kaum waren wir damit fertig, als gegen 2000 Tartarn an unsern Verhack ansprengten, und uns eine Menge Pfeile zuschickten. Zu unserer großen Freude sahen wir uns jedoch durch das dicke Gebüsch hinlänglich geschützt, und keiner von uns wurde verwundet. Wir waren unserer überhaupt nur zwölf Personen, sechs Soldaten und einen Unterofficier, welche unsere Bedeckung ausmachten, mit eingeschlossen: aber gleichwohl machten wir ein so lebhaftes Feuer auf die Räuber, daß sie sich zurückzogen, und einige Todte auf dem Platze ließen. Da wir in der Nacht einen neuen Angriff fürchteten, so waren wir sehr auf der Huth; aber die Räuber hatten zu viel gelitten und die Lust verloren, unsere Verschanzung zu forciren; sie begnügten sich, uns in dem Gehölze zu blokiren. Dadurch kamen wir in nicht geringe Verlegenheit, denn es mußte uns bald an Le-

bensmitteln fehlen. Zu unserm Glücke fehlte es uns nicht an Trinkwasser und die Wasservögel, deren wir mehrere schossen, halfen auch einige Tage unserm dringenden Bedürfnisse ab; bald entfernten sie sich aber aus unserer Nähe, und wir hatten dann nur selten Gelegenheit, einen oder den andern zu schießen. Schon hatte unsere Blokade fünf Tage gedauert, und wir waren deshalb genöthigt gewesen, ein Pferd zu schlachten, als mein Bedienter eine Trappe schoß. Sie fiel in den Morast, und er wagte es, sie heraus zu holen. Er trat zwar bis an die Waden in den Schlamm, fand aber doch guten festen Grund, und verfolgte nun auf diesem Wege den Morast bis ans Ende. Voll der Freude theilte er uns seine Entdeckung mit, und wir dankten der Vorsehung, daß sie uns eine Gelegenheit zeigte, unsern Feinden zu entrinnen, und der Marsch durch den Morast wurde sogleich beschlossen. Vorher steckten wir aber den Weg, welchen mein Bedienter durch denselben genommen hatte, ordentlich ab, damit wir ihn in der Nacht gewiß finden möchten. Sobald die Nacht herein brach, bepack-

ten wir unsere Pferde, brannten, wie gewöhnlich, ein groſses Feuer an, das die ganze Nacht hindurch fortbrennen konnte, und hierauf begaben wir uns in Gottes Namen auf den Weg.

Wir kamen ganz glücklich durch den Morast, und marschirten nun die ganze Nacht und den ganzen darauf folgenden Tag in einem weg bis an einen Fluß, über welchen wir aber nicht anders, als auf Flößen kommen konnten. Ohne uns zu bedenken, bauten wir uns einige, setzten uns darauf, nahmen unsere Bagage zu uns, und ließen die Pferde uns zur Seite schwimmen; so kamen wir recht gut an das jenseitige Ufer. Nun glaubten wir vor den Verfolgungen der Tartarn völlig in Sicherheit zu seyn; aber auf einmal sahen wir in der Entfernung eine Staubwolke aufsteigen, und bald hernach erkannten wir ohngefähr 60 Tartarn, welche im Galloppe daher sprengten. Vergebens sahen wir uns nach einem Busche um, wo wir uns verbergen konnten; hier war nirgends ein Punkt zur leichten Vertheidigung. Denn daß der Fluß sie nicht aufhalten würde,

sahen wir voraus, und kaum waren sie an dem Flusse angekommen, so setzten sie auch mit den Pferden hinein. Sobald diese zu schwimmen anfingen, sprangen die Räuber, um es den Pferden zu erleichtern, ab, und hielten sich mit der einen Hand an den Mähnen an, während sie mit der andern den Zaum gefaßt hatten, und schwammen so mit den Pferden zugleich durch.

Ganz durchnäßt, wie sie waren, konnten sie ihre Bogen nicht brauchen; dieß brachte mich auf den Gedanken, ihnen mehrere Leute zu tödten, ehe sie das Ufer erreicht hätten. Unter den Soldaten meiner Bedeckung befand sich ein sehr guter Schütze; ich und mein Bedienter, wir schossen nicht weniger gewiß. Wir nahmen uns nun vor, allein auf die Tartarn zu schießen, und jeder seinen Mann alle zeit gewiß zu fassen, die andern sollten uns nur immer geladene Gewehre zureichen. Auf den ersten Schuß fielen drei Tartarn, und da wir nun in einem fortschossen, weil uns die Gewehre immer geladen zugegeben wurden, so waren bald die vordersten Tartarn niederge-

schossen. Die hintersten flüchteten gleiches Schicksal, und nahmen Reisaus. — Man kann sich unsere Freude denken, als wir sie auf der Flucht sahen. Denn selbst in der Nothwehr ist es ein schmerzliches Gefühl, seine Feinde, die wie wir Menschen sind, vernichten zu müssen.

Endlich kamen wir nach Irkutzk. Hier stand alles unter den Waffen. Ein Schwarm Tartarn, aus der großen Tartarei, hatte seine Gränzen überschritten und in der umliegenden Gegend schreckliche Verwüstungen angerichtet. Auch unsere Verfolger gehörten zu diesen Räubern, und man konnte sich hier nicht genug wundern, wie wir ihnen entgangen waren. Der Gouverneur sagte mir deshalb viel schönes; und als er von dem Zwecke meiner Reise unterrichtet war, so versprach er mir, solche Vorkehrungen zu treffen, daß ich meine Reise glücklich beendigen sollte.

Irkutzk gehört zu den ansehnlichsten Städten Sibiriens. Es wurde vor ohngefähr 100 Jahren erst angelegt, und die Zahl seiner Häuser steigt schon weit über 1000, und die seiner Ein-

wohner über 20000. Die Häuser sind übrigens meist von Holz erbaut, und eben so die Festungswerke der Stadt und der Festung. Die Lage der Stadt, ohnweit dem See Baikal an einem schönen Flusse, welcher aus dem See hervorströmt und sich in den Jenisei ergießt, ist vortrefflich, und die Gegend umher hat vortreffliche Weiden und volkreiche Dörfer. Von Irkutzk aus wird ein starker Handel mit China getrieben; die Chinesen bringen ihre Produkte und Manufakturwaaren selbst hieher. Sonst treibt man hier auch einen starken Pelzhandel.

Mein Reisegefährte, der Kaufmann von Sungut, verließ mich zu Irkutzk, und ging mit einigen andern Kaufleuten nach Argunsk, wo sie eine chinesische Karavane erwarteten. Argunsk liegt östlich von Irkutzk, an dem Flusse gleiches Namens, und ist, wie ich hörte, eine russische Gränzfestung. Durch Argunsk gehen gewöhnlich die Handels-Karavanen, welche von China zurückkommen. In der Nähe desselben giebt es Silber- und Blei-Bergwerke. —

Ich setzte endlich meine Reise nach Ochotzk fort, und hatte einen Bergamt nebst 12 Wagen

zu meiner Begleitung, welche die dasige Garnison verstärken sollten. Unterwegs mußten wir die Lena passiren, einen Fluß, welcher ziemlich groß ist, eine weite Strecke Land durchströmt, und auch an der Stadt Jakutzk vorüberfließt. Mein Sergeant hatte darin gestanden, und erzählte mir, daß es eine Stadt von 5 — 600 hölzernen Häusern wäre, welche ohngefähr 3000 Einwohner zählte, die trotz der Unfruchtbarkeit des Bodens, der nur zur Viehweide dient, sehr vergnügt leben. Auf der Lena können sie aus dem südlichen Sibirien leicht Zufuhr von Lebensmitteln haben und ihr Zobelfang, welcher der beste in Sibirien ist, wie ihr Pelzhandel überhaupt, reicht ihnen die Mittel dar, sich jene Bedürfnisse, die ihnen das Land versagt, anzuschaffen. Der Winter ist dort sehr lang und streng, und die Tage in jener Jahreszeit so kurz, daß es im October erst um 9 Uhr Morgens zu tagen anfängt, und noch vor drei Uhr des Nachmittags schon die Sterne sichtbar werden.

Ochotzk, das Ziel meiner Reise, liegt an der Ostküste von Sibirien, an dem Meer

Russen, der von der Stadt seinen Namen erhielt. Es ist mehr ein befestigtes Dorf, als eine Stadt; denn es hat, wie die mehresten sibirischen Städte, durchaus hölzerne Häuser. Sobald ich angekommen war, wollte ich dem Gouverneur meine Aufwartung machen; ich fand ihn aber betrunken, und, wie ich nun erwarten konnte, ziemlich barsch. Man erzählte mir, daß er sich fast täglich in Branntwein betränke, und daß alsdann nicht wohl mit ihm auszukommen sey. Mir konnte das nicht viel verschlagen, denn er mußte doch den kaiserlichen Befehlen nachkommen, die ich ihm überbrachte. Wirklich besorgte er auch alles, was ich brauchte, und hierauf ließ er mir ein kleines Fahrzeug mit 4 Kanonen und 6 Stein stücken, welches zu einer Entdeckungsreise erbauet worden, und in seinem Innern äußerst bequem eingerichtet war, ausrüsten. Da es schon spät ins Jahr war, so konnte ich vor Winters nicht in See gehen, und hatte in der Zeit unbeschreibliche Langeweile; denn es fehlte mir durchaus an einiger vernünftigen Gesellschaft, und ich fand nur in meinen Büchern

noch einigen Trost; der stets betrunkene Gouverneur, den ich bisweilen besuchen mußte, und sein müßtes Leben, wogu er mich auch gern verleitet hätte, waren mir durchaus zum Ekel.

Ich hatte ein sehr warmes Quartier, und empfand nicht das Geringste von der Kälte des Winters, obgleich das Glas in meinen Fenstern fehlte. Aber diesen Mangel hatte man auf eine sonderbare Weise durch große Eisschollen zu ersetzen gewußt. Diese waren in die Fensterkreuze eingesetzt, und durchaus mit Wasser begossen worden, welches sogleich gefroren war, und alle Oeffnungen zwischen dem Fensterrahmen und den Eisschollen fest verschlossen hatte. Ich ging zwar nur selten aus; aber als ich einmal von dem Gouverneur nach Hause ging, erfror ich auf dem kurzen Wege Hände und Füße, Nase und Ohren. Zum Glück kannte ich das erste Mittel zur Heilung erfrorner Glieder: ich legte sogleich überall auf die Frostflecken Schnee, und als ich wieder Empfindung in den erfrornen Theilen spürte, wusch ich sie mit kaltem Wasser. —

Wie froh war ich, als die See hieder: offen wurde, und als ich meine Arbeiten anfangen konnte. Ich schiffte an der Nordküste des Ochotzkischen Meeres hin, suchte die Polhöhe mehrerer Vorgebirge, und die Tiefe der Busen, die ich traf. Dasselbe that ich auch an der Westküste von Kamschatka, schiffte um die Südspitze dieser Halbinsel herum, und fuhr alsdann längst der Ostküste hin, bis zu einem russischen Hafen, der unter dem 56sten Grade der Breite liegt. Da ich keinen Befehl hatte, weiter nördlich zu steuern: so kehrte ich auf demselben Wege wieder zurück, und brachte den Sommer vollends mit der Bestimmung einiger Inseln hin, die in dieser Gegend liegen.

Auf dieser Reise sahe ich mehrere Kamschadalen. Die Bewohner des nördlichen Kamschatka schienen mir sehr von denen verschieden, welche im Süden dieser großen Halbinsel wohnen. Man hält die letzten gemeiniglich für eine japanische Kolonie; und ob sie gleich den Russen tributbar sind, so findet doch noch zwischen ihnen und den Japanern viel Verkehr statt. Sie bringen ihnen Fische

und Pelzwerk, und erhalten dagegen Reis, Kattun, Seide und andere japanische Handelsartikel. Sie haben ein wildes, trotziges Aussehen. Männer und Weiber tragen lange Kleider von Seide, Leinwand oder buntem Kattun; ihre Häuser sind von Holz erbauet, und mit Baumrinde gedeckt; inwendig sind sie aber sehr reinlich, und die Fußdiele ist mit Matten belegt, auf welchen die ganze Familie neben einander schläft. Ihre gewöhnlichen Nahrungsmittel sind Fischthran, einige Kräuter und Wurzeln, und wildwachsendes Obst. Ackerbau treiben sie nicht; Fischerei und Jagd sind ihre einzigen Beschäftigungen, weshalb sie auch stets mit Säbel und Bogen bewaffnet gehen. Von einer ordentlichen Regierungsform habe ich keine Spur gefunden, eben so wenig von besondern Religionsgebräuchen; nur so viel konnte ich bemerken, daß Sonne und Mond eine Art religiöser Verehrung von ihnen erhielten.

Die Völkerschaften im nördlichen Kamschatka sind sehr unreinlich und ekelhaft. Stinkende, verfaulte Fische sind für sie Leckerbissen. Die

Glieder einer Familie pflegen ganz nackend neben einander unter einer gemeinschaftlichen Decke zu schlafen. Ihre Hütten bauen sie auf vier Pfeiler, um in denselben vor Ueberschwemmungen und vor wilden Thieren desto eher geschützt zu seyn. Deswegen scheinen sie auch die Thüre durch das Dach zu machen, von welchem sie auf einer Leiter in die Hütte und wieder heraus steigen. Götzenbilder sahe ich nicht bei ihnen, hörte aber von meinem Steuermann, der diese Völker näher kannte, weil er mehrmals mit ihnen gehandelt hatte, daß sie grose Zauberer wären!! Die Russen erhalten von ihnen Hermelin- und Zobelfelle nebst anderm Pelzwerk, wogegen sie ihnen manche andere Nothwendigkeit vertauschen, und besonders eine Art Schwämme, aus welchen die rohen Völker sich ein berauschendes Getränke verfertigen. —

Eilftes Kapitel.

Flucht von Ochotzk. Reise an der Ost-Küste Asiens bis Canton in China.

Sobald mein Geschäft zu Ende, und ich nach Ochotzk zurückgekommen war: wünschte ich nichts sehnlicher, als daß es bald Schlittenbahn geben möchte, damit ich wieder nach Petersburg abgehen könnte. Leider fand ich aber in Ochotzk eine Ordre auch von der Ostküste von Kamtschatka nach dem festen Lande von Amerika hin nautische Untersuchungen anzustellen. Ich mußte gehorchen, und brachte nun den zweiten Winter eben so traurig in Ochotzk zu, wie den ersten. Allein da der Minister einen genauen Bericht über meine Verrichtungen verlangte: so fand ich darin schon ein Mittel gegen die Langeweile, und überdieß zeich-

zeichnete ich noch eine Charte, durch welche ich Ruhm und Belohnung zu erlangen hoffte; diese raubte mir auch viel Zeit. Sobald sie fertig war, schickte ich sie, nebst meinem Reisejournale, nach Petersburg.

Indessen war der Winter vorüber, und ich dachte daran, die Befehle der Regierung zu befolgen. Mein Fahrzeug war schon ausgebessert und mit Lebensmitteln versehen, und ich war im Begriff, in See zu gehen, als ein Zufall die ganze Sache vereitelte.

Meine Schuldigkeit war, mich dem Gouverneur zu empfehlen; eben wollte ich zu ihm eintreten, als mich die Schildwacht auf französisch grüßte, und bei meinem Namen rief. Mein Erstaunen war nicht klein, als ich in dem Soldaten meinen Freund Neufville erkannte, der mich auf meiner Fahrt im weißen Meere und an der Lappländischen Küste begleitet hatte. Sobald er von der Wache kam, suchte er mich mit einem Deutschen, den ich als Offizier zu Archangel hatte kennen lernen, in meinem Hause auf. Auch dieser war jetzt gemeiner Soldat. Nach den ersten Höflichkeitsbezeigun-

gen drang ich in sie, mir zu erzählen, weshalb sie jetzt als gemeine Soldaten Dienste thun müßten. — Beide waren in dem Hause eines Hamburger Kaufmanns, der sich in Archangel etablirt, und ein Paar hübsche Töchter hatte, sehr gern gesehen. Der Neffe ihres Obristen liebte die Jüngste, und ließ sich von Eifersucht gegen Neufville, den sie ihm vorzuziehen schien, verleiten, mit einem andern russischen Offiziere diesen Franzosen eines Abends, nahe bei der Wohnung des Hamburgers, mörderisch anzufallen. Zu seinem Glücke war dieser nicht allein; denn der Deutsche *folgte* ihm auf dem Fuße, kam ihm zu Hülfe, und beide Russen wurden niedergestoßen. Ihr Edelmuth, den Verwundeten noch ärztliche Hülfe zu verschaffen, verrieth sie; sie wurden beide arretirt, und als Kriminal-Verbrecher behandelt. Da sie Ausländer waren, und keine vornehmen Verbindungen in Rußland hatten, fanden sie vor den Militair-Gerichten keinen Schutz, und der Oberste wußte es dahin zu bringen, daß sie als gemeine Soldaten zur Garnison nach Ochotzk geschickt wurden. —

Das Schicksal meiner beiden alten Bekannten rührte mich innigst, doch wußte ich ihnen nicht zu helfen. Eine Fürbitte bei dem Gouverneur war das Einzige, was ich für sie thun konnte. Aber diesen Trunkenbold fand ich gerade in einem Zustande, wo er keine vernünftigen Vorstellungen anzuhören fähig war. Er blieb bei allem, was ich zur Vertheidigung meiner Freunde vorbrachte, ganz gleichgültig; und als ich weiter in ihn drang, wurde er grob, und drohete sogar auch mir. Das fuhr mir wider den Kopf; ich sagte ihm gerade heraus, daß ich nicht von ihm abhange, und mich über sein Betragen gegen mich in Petersburg beklagen würde. Kaum hatte ich das gesagt, so fuhr er auf mich ein, und wollte mich schlagen; da er aber nicht fest auf den Füßen stand, so warf ihn ein leichter Stoß, womit ich ihn von mir abtreiben wollte, zur Erde. Unglücklicherweise fiel er auf eine Bouteille; die Glasscherben verwundeten ihm den Kopf, und er lag in seinem Blute für todt auf der Erde. Man kann sich mein Erschrecken vorstellen; niemand war Zeuge von diesem

Auftritte gewesen, die Sache mußte bald ruchbar werden, und ich wurde auf alle Fälle arretirt. Ohne mich lange zu besinnen, faßte ich den Entschluß zu entfliehen, und Neufville nebst dem Deutschen mitzunehmen.

Mein Schiff lag in der Mündung des Flusses vor Anker, das Boot aber etwas stromaufwärts. Dahin eilte ich, um in demselben nach dem Schiffe zu fliehen. Keiner meiner Leute war da, und ich fand auch nicht rathsam, sie zu erwarten. Ich ergriff das Steuer selbst, Neufville und der Deutsche ruderten, und so kamen wir schnell den Fluß herunter. Jetzt erzählte ich erst meinen Freunden den Auftritt mit dem Gouverneur, und machte sie mit meinem Entschlusse bekannt. „Allerweile", sagte ich, „haben wir einerlei Schicksal zu erwarten; in meinem Schiffe bietet sich uns ein Mittel zur Flucht dar; zwar weiß ich noch nicht, wohin ich euch führen werde; aber muthvollen Männern muß dieß einerlei seyn, wenn es nur ihre Freiheit gilt." Mein Vorschlag fand den lautesten Beifall, und verdoppelte die Kräfte der Ruderer; bald waren

wir am Bord des Schiffes. Nur der Steuermann, mein Bedienter und ein Matrose befanden sich darauf, die übrigen sechs, welche zur Equipage gehörten, waren ans Land gegangen. Dieß war mir sehr erwünscht, und sogleich gab ich dem Steuermanne Befehl, in See zu stechen. Er machte allerhand Einwendungen; allein er mußte gehorchen, und bald waren wir unter Seegel. Jetzt machte ich mir Vorwürfe, daß ich ein Paar Männer, welche in Ochotzk ansässig waren, und von welchen der eine sogar Frau und Kinder hatte, mitgenommen. Am andern Morgen begegnete uns aber ein russisches Fahrzeug, welches nach Ochotzk segelte, auf diesem ließ ich beide, reichlich beschenkt, wieder zurückkehren. Auch meinem Bedienten stellte ich es frei, jetzt noch nach Sibirien zurück zu gehen, wenn er wollte; dieser war aber schon zu sehr an mich gewöhnt, daß ihn dieser Vorschlag sogar kränkte, und er versicherte mir mit Thränen, daß er keinen heißern Wunsch habe, als stets bei mir zu bleiben, ich möge auch hinkommen, wohin ich wolle. Mich freute diese Anhänglichkeit nicht

wenig, denn ich war ihm auch recht herzlich gut, und überdieß konnte ich ihn jetzt besser brauchen, als jemals. Auf meiner letzten Seereise hatte er einige Kenntnisse von der Steuermannskunst erlangt, und ohne ihn würden unserer zu wenig gewesen seyn, unser kleines Schiff zu führen.

Ein starker Nordwind trieb uns nach Süden; wir beschlossen, durch die Meerenge zwischen der Chinesischen Tartarei und der Insel-Gruppe, welche die Geographen das Land Jedso nennen, hindurch zu fahren. Die beiden ersten Tage ging ich nicht vom Steuer; endlich hatte ich aber auch einiger Ruhe nöthig, und wir warfen an der Mündung des Flusses Amur, unter einem Vorgebirge, Anker. Der Amur ist ein sehr grosser Fluß; er nimmt fast alle Flüsse der chinesischen Tartarei auf. Der Mündung dieses Flusses gegenüber liegt eine Insel gleiches Namens, wo ich das Jahr vorher gearbeitet hatte.

Sobald wir die Anker wieder gelichtet hatten, flog unser Schiff pfeilschnell durch die Wellen, und ehe wir uns versahen, waren

dor zwischen Jedso und den Küsten der chinesischen Tartarei. An diesen Küsten ließen sich keine Eingebornen blicken, auf Jedso sahen wir deren aber mehrere. Wir hatten eines Abends an der Mündung eines kleinen Flusses dieser Insel Anker geworfen, und viele Einwohner kamen dahin, um zu fischen. Sie sind von einem starken und festen Körperbau, und ihre langen Haare und Bärte geben ihnen ein wildes, dabei aber auch sehr schmuziges Ansehen. Sie waren mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, und wir waren Augenzeugen, mit welcher Geschicklichkeit sie ihre Waffen zu gebrauchen wußten, denn vor unsern Augen schossen sie, in ziemlicher Entfernung, mehrere Vögel im Fluge. Da wir uns nicht stark genug fühlten: so wagten wir uns nicht ans Land, und verließen Jedso wieder, ohne diese Inseln und ihre Bewohner näher kennen gelernt zu haben.

Jetzt umschifften wir die Spitze der Tartarei, wo sich die Meerenge endigt, und kamen nun in das Meer zwischen den Japanischen Inseln und der Halbinsel Korea. Ein Sturm

nöthigte uns, in einer Bay dieser Halbinsel Schutz zu suchen. Allein es war wegen der Menge Korallen-Riffen, die im Wege lagen, sehr schwer hinein zu kommen, und wir hatten von Glück zu sagen, daß wir sie unbeschädigt erreichten. Meine Begleiter kannten das Ungestüm des Meeres noch nicht, sie waren in dem Sturme fast vor Angst vergangen, und freuten sich außerordentlich, als sie sich nun in Sicherheit sahen. Ich selbst erkannte jetzt die Gefahr, in welcher wir zwischen den Felsen geschwebt hatten, und glaubte der Vorsehung nicht genug für unsere Erhaltung danken zu können; die Uebrigen vereinigten sich mit mir zu ähnlicher Huldigung, und warfen sich neben mir auf die Knie, den allgütigen Vater für ihre Errettung preisend.

Der Sturm dauerte drei Tage lang unaufhörlich mit einer solchen Wuth fort, daß es uns unmöglich war, das Schiff zu verlassen; am vierten Tage aber setzten wir das Boot aus, und mein Landsmann, der Deutsche, und ich, versuchten das Land etwas kennen zu lernen, weshalb wir ein hohes Vorgebirge bestiegen, auf

welchem wir eine sehr weite Aussicht hatten. Die ganze Küste schien uns völlig unbewohnt; aber, als wir über das Meer hinschauten, wurden wir ein gestrandetes Schiff gewahr, welches der Sturm auf eine Sandbank getrieben hatte. Sogleich trugen wir allerhand brennbare Materialien zusammen, und machten ein groſses Feuer an, um denen, die von der Equipage des gescheiterten Schiffes allenfalls noch am Leben waren, ein Zeichen zu geben, daſs jemand zu ihrer Rettung in der Nähe wäre, auch schossen wir einige Kanonen ab. Allein unser Bemühen blieb fruchtlos, und ob wir gleich diese Signale wiederholten, so erblickten wir doch keine lebendige Seele. Sobald sich der Wind gelegt hatte, beschlossen wir, zu dem gescheiterten Schiffe hinzufahren, und zu zusehen, ob vielleicht noch jemand davon zu retten wäre. Damit wir aber nicht selbst an den Korallen-Bänken, die uns umgaben, verunglücken möchten, muſsten Neufville und mein Bedienter im Boote vorausfahren, und das Fahrwasser untersuchen. Das Schiff war nicht von europäischer Bauart, und in dem kläglichsten

Zustande. Der Vordertheil stack tief im Sande, der Hintertheil war ganz zerschmettert; die Masten lagen in Stücken, und das Steuer fehlte gar. Auf dem Verdeck sahen wir niemand; aber in der Kajüte fanden wir drei Menschen, welche das eindringende Wasser wahrscheinlich ersäuft hatte. Sie schienen Japaner zu seyn, und die Waaren, welche wir im Raume fanden, bestärkten uns in dieser Vermuthung. Ein großer Theil der Waaren war noch unbeschädiget; diese brachten wir auf unser Schiff, und beschlossen, sie gelegentlich zu unserm gemeinschaftlichen Vortheile zu verkaufen. Hierauf segelten wir weiter, und nach einer glücklichen Fahrt von einigen Tagen, sahen wir die westliche Spitze der Insel Niphon, welches die größte unter den Japanischen Inseln ist.

Zwischen dieser Insel und zwischen Korea liegen eine Menge kleiner Inseln, von denen einige nur unfruchtbare Felsen sind. Auf einem dieser Inselchen wurden wir ein Paar Menschen gewahr, die durch ihre Gebehrden um Hülfe zu rufen schienen. Ich schickte

unſer Boot ab, welches ſie uns zuführte. Es war der Steuermann und ein Matroſe von einem Holländiſchen Schiffe, welches von Japan nach Batavia zurückſeegelte, und in dem letzten Sturme an dieſen Felſen ſcheiterte. Von dem ganzen Schiffsvolke hatten ſich nur dieſe beiden gerettet, aber in den Paar Tagen, als ſie ſich auf dem Felſen befanden, ſchrecklich mit Hunger und Durſt gekämpft. Einige Muſcheln und etwas ſüßes Waſſer, welches ſie in den Felſenritzen fanden, hatten ſie bis jetzt noch vor dem Hungertode geſchützt; gleichwohl waren ſie ganz durch den Hunger ausgemergelt. Nachdem ſie wieder ordentliche Nahrungsmittel, die wir ihnen in den erſten Tagen nur in kleinen Portionen reichten, zu ſich genommen hatten: erhielten ſie ihre Kräfte wieder, und konnten auf unſerm Schiffe Dienſte thun. Der Holländiſche Steuermann kannte das Japaniſche Meer ſehr genau, und übernahm es nun, uns nach China zu führen; er hatte mehrere Reiſen nach Japan gethan, und aus ſeinem Munde habe ich die Nachrichten über dieſes Reich, welche ich hier mittheilen will.

Japan beſtehet aus mehrern Inſeln, und dem Lande Jedſo. Es hat zwei Oberhäupter, den Dairo und den Cubo. Der erſte iſt das Oberhaupt der Religion, oder der Japaniſche Pabſt; der zweite aber iſt der weltliche Regent, mit einer unumſchränkten Gewalt, und führt den kaiſerlichen Titel. Jener hat den höchſten Rang, dieſer die gröſte Gewalt; beide der Kronen ſind aber erblich. Die Dairo's ſtammen von den älteſten Kaiſern (vielmehr Kalifen) ab, die Cubo's aber von einem General (Vizir) des Dairo, der ſich der höchſten weltlichen Gewalt bemächtigte. Noch immer werden aber die Cubo's, bei ihrem Regierungsantritte, von den Dairo's feierlich inſtallirt; und alle fünf bis ſechs Jahre ſtattet der Cubo dem Dairo in ſeiner Reſidenz einen feierlichen Beſuch ab, der als eine Huldigung angeſehen werden kann, die er ihm, als ſeinem Lehnsherrn, erweiſt.

In Japan giebt es vom Adel drei Klaſſen; die Prinzen, die obrigkeitlichen Perſonen, und den gemeinen Adel. Künſtler, Handwerker und ſelbſt die Soldaten ſind nur Skla-

dem des Adels; und es findet eine Art Kleiderordnung in Japan statt, so, daß man gleich am Anzuge sehen kann, wen man vor sich hat. Der Anzug, der übrigens hier für Männer und Weiber gleich ist, bestehet in einem weiten, und längern oder kürzern Unterkleide, wie es der Rang der Personen erheischt, und aus mehrern Oberkleidern, die beinahe bis auf die Erde herab gehen. Der gemeine Mann trägt dieses Oberkleid nur bis an die Waden. — Reis ist die vorzüglichste Kost der Japaner; außerdem genießen sie Fische, selbst Wallfischfleisch, Austern, Muscheln und vielerlei Pflanzengewächse und Wurzeln. Fleisch essen sie nur wenig; denn sie glauben eine Seelenwanderung, und scheuen sich daher, Thiere zu tödten.

Die Vielweiberei ist in Japan gewöhnlich; aber nur eine der Weiber gilt für die eigentliche Ehefrau, alle übrige sind Sklavinnen der einen. Sie leben sämmtlich sehr eingezogen, und erhalten höchst selten männlichen Besuch. In Japan herrscht ein sonderbares Klima; die Winter sind sehr kalt, und die Sommer unerträglich heiß, und selten einen Tag ohne Donner und

Ungewitter. Obgleich der Regen in keiner Jahreszeit fehlet: so sind doch die Monate Junius und Julius für Japan die eigentliche Regenzeit. Man findet auf den Japanischen Inseln mehrere feuerspeiende Berge, die auch wahrscheinlich an den häufigen Erderschütterungen Schuld sind, die man hier verspürt. Der Boden enthält sehr viel Schwefel, auch ist er sehr reich an Metallen, und es giebt besonders sehr ergiebige Gold- und Silber-Bergwerke in Japan. An sich ist das Land freilich nicht sehr fruchtbar: die Industrie der Einwohner hat es aber ziemlich tragbar gemacht, und man baut hier vortrefflichen Reis und andere Getraidearten, besonders Weizen, Gerste und Bohnen. Weinbau wird nicht viel getrieben: aber Orangen, Zitronen, und andere Südfrüchte baut man sehr viel. Thee, Seide und Firniß gehören auch zu den Japanischen Produkten. Der Firnißbaum ist Japan besonders eigen. Man ritzet seine Schaale auf, und es dringt dann ein weißlichter Saft heraus, womit man alle Arten von Möbeln und selbst Kochgeschirre bestreichet. Er hat das Eigene, daß sich in dem

selben das Fleisch so gut aufbewahren läßt, wie in Spiritus.

Die Künste sind in Japan nicht ganz vernachlässiget, und das Japanische Porzellan ist bekannt genug. Die kaiserlichen Palläste, die Wohnungen der Großen, die öffentlichen Gebäude, die Pagoden, oder heidnischen Tempel u. s. w., sind alle sehr prachtvoll erbauet. Dagegen zeichnen sich die Häuser der gemeinen Japaner durch nichts, als durch eine vorzügliche Reinlichkeit aus; sie sind klein und niedrig, haben nach der Straße zu keine Fenster, und sind ganz von Holz erbauet, doch alle mit dem gedachten Lack überzogen. Die Zimmer sind blos durch sogenannte spanische Wände von einander unterschieden; weshalb man die Zimmer auch nach Belieben verkleinern oder vergrößern kann, und in diesen Häusern findet man nur Papierfenster. An Stühle, oder an Betten ist nicht zu denken; einige auf die Erde gebreitete Matten machen den ganzen Hausrath aus.

Die Religion der Japaner ist ein grober Götzendienst. Vor ein Paar hundert Jahren

predigte der h. Franz Xaver das Christenthum in Japan, und machte viele Proselyten; aber die Bonzen (die heidnischen Priester) setzten alles in Bewegung, die Religion, die ihren Vortheilen so sehr entgegen war, wieder aus Japan zu vertreiben; und es entstand darauf eine der schrecklichsten Christenverfolgungen, als jemals statt gehabt hat. Seit dieser Zeit (1638) ward Japan den Christen völlig verschlossen; nur den Holländern allein, denen man aus Spott Schuld gab, sie hätten des Handelsgewinnes wegen, den sie in Japan zu machen hofften, das Christenthum verleugnet, wurde noch einiger Zutritt verstattet; sie waren aber auch stets unter genauer Aufsicht, und durften nicht in das Innere des Reichs kommen.

Auf den Japanischen Inseln ist die Bevölkerung sehr stark, und die Zahl der Städte und Dörfer ungemein groß. In allen herrschen nachahmungswürdige Polizeianstalten. Ueberall sind die Städte mit schönen Gärten und prächtigen Brücken geziert, und die Landstraßen sind, Spaziergängen ähnlich, auf beiden

beyden Seiten mit Bäumen bepflanzt. Wie das kultivirte Europa hat Japan auch ordentlich eingerichtete Posten, und an den Poststraßen vortreffliche Wirthshäuser. „Dieß und mehr noch", erzählte der Holländische Steuermann, „habe ich selbst auf einer Reise nach Jeddo, der Residenz des Cubo, bemerkt. Die Japaner haben unter andern eine ganz besondere Art zu Pferde zu sitzen; sie hängen nämlich ihre Schenkel und Beine nicht, wie wir, über das Pferd, sondern sitzen entweder auf dem Rücken des Pferdes mit kreuzweis untergeschlagenen, oder nach dem Halse des Thieres ausgestreckten Beinen. Ihre Kavallerie führet außer Bogen und Säbel auch noch Wurfspieße und Karabiner, und ihr Fußvolk ist mit zwei Säbeln, einer Muskete, und einer Pike bewaffnet.

Die Hauptstadt Jeddo liegt in einer sehr schönen Ebene an einem Meerbusen. Sie zählt gegen eine Million Einwohner, und treibt starken Handel. Außer dem schönen Pallaste des Kaisers, giebt es noch viele prächtige Gebäude und Pagoden; alle sind zwar von Steinen aufgeführet, allein die Bruchsteine sind nicht

durch Mörtel mit einander verbunden, damit sie bei Erderschütterungen leichter nachgeben. Mitten durch die Stadt fließt ein großer Strom, über welchen eine prächtige Brücke erbauet ist. Diese Brücke wird in Japan zum Mittelpunkte des Reichs angenommen, und von hier aus berechnet man die Entfernung aller Japanischen Plätze.

In den Japanischen Gewässern herrschen häufig schreckliche Stürme; auch wir lernten sie kennen, und wurden an die Südküste von Korea geworfen. Unser Vertrauen auf unsern Holländischen Steuermann war aber so groß, daß wir, wie er, den stürmischen Elementen trotzten; doch bald mußten wir zu unserm Nachtheil die Erfahrung machen, daß derjenige, der sich auf Menschen allein verläßt, meist von Gott, von welchem doch alle Hülfe kömmt, verlassen bleibt. Denn, indem wir in eine Rhede einfahren wollten, gerieth unser Schiff auf eine Sandbank. Während das Schiff hier fest saß, schlugen die Wellen unaufhörlich über uns her, und wir waren in Gefahr, von denselben ins Meer mit fortges-

Küſten zu werden. Zum Glück legte ſich der Sturm bald, und unſer Fahrzeug wurde wieder flott. Wir waren eben beſchäftiget einige Lecke im Schiffe wieder zu verſtopfen, als uns eine neue Gefahr drohete. Ohngefähr ein Dutzend Kähne, worauf ſich eine Menge der Landesbewohner befanden, kamen auf uns zu, und machten Miene, uns anzugreifen und zu plündern. Der Holländer kannte die Koreaner, und erzählte uns, daß ſie eben ſo furchtſam, als grauſam wären, und beſonders diejenigen, welche das Unglück hätten, an ihren Küſten zu ſtranden, auf das ſchrecklichſte mißhandelten. Am beſten war es alſo, wir nahmen unſern Muth zuſammen, und empfingen die Räuber herzhaft. Da wir aber unſer Schiff nicht drehen konnten, ſo half uns unſere Artillerie gar nichts, und die Räuber waren am Schiffe, ehe wir noch eine Kanone abgefeuert hatten. Jetzt ſchoſſen ſie mit Pfeilen und Muſketen auf uns, und der holländiſche Matroſe wurde durch eine Kugel in die Schulter bleſſirt. Wir feuerten zwar ein Paar Steinſtücke von dem Vordertheile

des Schiffes auf die Räuber ab, allein sie ließen sich dadurch nicht zurück treiben. Unsere Verlegenheit wurde jeden Augenblick größer; aber jetzt bemerkte ich an der Bewegung des Schiffs, daß es durch die Fluth wieder völlig flott geworden wäre. Nun konnten wir wieder frei manövriren, und unsere Kanonen brauchen. Der erste Kartätschenschuß richtete so viel Verwüstung unter den Räubern an, daß sie sich nicht weiter wagten, und bald gar die Flucht ergriffen.

Die Koreaner — denn das waren diese Räuber — sind gegen unglückliche Seefahrer überhaupt äußerst grausam; übrigens behandeln sie aber die Fremden, welche zu ihnen kommen, menschlich, und die Gastfreundschaft ist eine ihrer größten Tugenden; denn an Wirthshäuser ist hier nicht zu denken. Der Reisende setzt sich an die Thüre des ersten besten Hauses, und kann darauf rechnen, daß ihn der Bewohner desselben sogleich mit Lebensmitteln versiehet. Der Holländische Steuermann, der bei einer frühern Reise hier gelandet war, hatte diese Erfahrung selbst gemacht. Sonst

war Korea ein unabhängiges Reich; die jetzigen Könige sind aber Vasallen des Kaisers von China. Das Klima ist, besonders im nördlichen Theile des Landes, sehr kalt, und es fällt daselbst öfters viel Schnee; der südliche Theil im Gegentheil ist ziemlich fruchtbar, und bringt Getraide, Reis und andere Lebensmittel hinlänglich hervor. Die Häuser der Koreaner haben sämmtlich ein sehr schlechtes Ansehen, denn sie sind blos von Erde, oder von leichtem Mauerwerk aufgeführet, und mit Stroh oder Schilf gedeckt. Die Einwohner von Korea sind sämmtlich Heiden, und Pagoden oder Götzentempel sieht man fast überall im Lande, nur nicht in den Städten. Es giebt hier auch eine Art heidnischer Mönche, die sich theils von Almosen, theils von Handarbeiten nähren, theils sich aber auch mit der Erziehung beschäftigen.

Wir fuhren nun über den Meerbusen, welcher Korea von China trennt, und worein der Fluß Peking fällt. Als wir die Küsten von China bald erreicht hatten, begegnete uns eine Chinesische Junke (Schiff), auf welcher sich

ein französischer Missionär befand, welcher seit mehrern Jahren schon in China lebte, und jetzt nach Canton, und von da nach Europa zurück gehen wollte. Kaum erkannte er in uns Europäer, und hörte, daß auch wir auf dem Wege nach Canton wären: so bat er uns, ihn in unser Schiff aufzunehmen, welches wir ihm um so lieber bewilligten, da er ein ziemlich unterrichteter Mann zu seyn schien. In der That konnte er uns auch über China, und über die Chinesische Tartarei, welche Länder er ganz durchreist hatte, ziemlich befriedigende Nachrichten ertheilen.

Er erzählte: „China ist ein sehr altes Reich, seine Entstehung verliert sich in dem grauen Alterthume. Zweimal wurde es von den Tartarn erobert; einmal unter Gengischan (1280); doch 80 Jahre hernach (1368) stunden die Chinesen wieder auf, und trieben die Tartarn aus dem Reiche. Allein in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts eroberten die Tartarn dieses Reich nochmals. Seit dieser Zeit regierte immer ein Tartarischer Prinz auf dem Chinesischen Throne; übrigens brachte diese

Regierungsveränderung keine Veränderung in der Verfassung des Chinesischen Staates hervor. Die Tartarn ließen den Chinesen ihre Sitten und Gebräuche, ja sie nahmen sie nach und nach selbst an, und vermischten sich so mit ihnen, daß sie jetzt nur ein Volk mit ihnen ausmachen; ihr eigenes Vaterland wird jetzt mehr als eine eroberte Provinz der Chinesen angesehen, und führt den Namen: Chinesische Tartarei.

Dieses weitläuftige Land mit ungeheuern Steppen und Wüsten, liegt nördlich von China, und ist von demselben durch eine 45 Schuhe hohe und 18 Fuß dicke Mauer getrennt, die drittehalb hundert Meilen lang, und mit unzähligen Thürmen versehen ist. Die Bewohner der Chinesischen Tartarei stehen entweder unter Chinesischem Schutze, oder sind den Chinesen zinsbar. In Sitten und Gebräuchen sind sie nicht wenig von einander verschieden. Einige Tartarische Völkerstämme leben als Nomaden; Männer und Weiber kleiden sich fast ganz überein in Thierhäute, führen Bogen und Pfeile gleich gut, und reiten eben so mit gleicher

Fertigkeit. Die Jagd macht die Hauptbeschäftigung dieser Tartarn aus, und die Tartarischen Waldungen haben einen Ueberfluß an allerlei Wildpret, wie auch an Rauchwerk tragenden Thieren, und an wilden Eseln und Pferden, deren Fleisch den Tartarn ein Leckerbissen ist. Ackerbau wird von den Tartarn nur wenig getrieben; doch giebt es auch einige Stämme, die sich auf denselben legen, und Getraide, Hirsen, Baumwolle, u. a. Gewächse bauen. Am meisten beschäftigen sich die Tartarn mit der Viehzucht, und man sieht ganze Flächen mit Rinder- oder Schaaf-Heerden bedeckt. In einigen Gegenden der Tartarei giebt es aber weder Getraide, noch Obst, noch Wildpret; Fischerei ist hier die einzige Nahrung der Tartarn, und die Flüsse geben ihnen hinlänglich Fische zur Nahrung und zur Kleidung. Denn sie bekleiden sich häufig mit Fischhäuten, welche sie so geschickt zu bereiten und zu färben verstehen, daß man sie für seidene Zeuge halten sollte. " —

Im Laufe unseres Gespräches frug ich auch den Missionär, ob er mit dem Bekehrungsgeschäfte

in der Tartarei glücklich gewesen wäre? Seinen Aeußerungen nach mochte er aber damit nicht weit gekommen seyn; denn er erzählte, die Tartarn wären nicht allein blinde Heiden, sondern hätten auch fast gar keine religiösen Gebräuche, und wären überhaupt für Gegenstände einer vernünftigen Religion gar nicht empfänglich. Hexen und Zauberer, die sie gewöhnlich in der Nacht besuchten, ständen dagegen bei ihnen in großem Ansehn. „Ueberhaupt", schloß er endlich, „hatte ich bei meiner Reise nach der Tartarei keinen andern Zweck, als durch diese Provinz über Rußland nach Europa zurück zu gehen; allein ich wurde unterwegs krank, und mußte in Tsitsikar zurück bleiben."

Diese Stadt gehört zu den vornehmsten der Chinesischen Tartarei, und ist eine Art Gränzfestung der Chinesen gegen Rußland, weshalb auch immer eine starke Chinesische Garnison hier liegt. Die Gegend umher ist fruchtbar, und voller Dörfer. — „Als ich wieder hergestellt war," erzählte der Missionär weiter, „ging ich wieder nach Peking zurück. Es

war zu Anfang des Septembers, und gleichwohl mußte ich schon viel von der Kälte leiden, und die meisten Flüsse waren zugefroren. Ich konnte mir diese Erscheinung in einem Lande gar nicht erklären, welches bekanntlich unter einerlei Breite mit Frankreich liegt. Bei reiferm Nachdenken fand ich aber die Hauptursache dieses rauhen Klima's in den dichten Wäldern der Tartarei, und in dem salpeterreichen Boden des Landes." —

Jetzt ging der Missionär auch zur Beschreibung von China über, und theilte mir so viele Nachrichten darüber mit, als es möglich ist, von einem Lande zu geben, wo es den Fremden so schwer gemacht wird, Beobachtungen anzustellen.

„Die Regierungsverfassung von China ist zwar an sich ganz despotisch; doch hat der Kaiser einen Staatsrath zur Seite. Hört er diesen nicht, und handelt er gegen das Wohl seiner Unterthanen: so entgehet er dem Urtheile des historischen Tribunals nicht, welches alle seine Handlungen, Tugenden und Laster für die Zukunft genau aufzeichnen läßt; und dies

ſes Tribunal iſt ſo geachtet, daß ein Kaiſer, der, unwillig über die Strenge, womit er von demſelben gerichtet worden war, die Mitglieder deſſelben hatte hinrichten laſſen, ſeine dadurch zur Empörung gereizten Unterthanen nicht anders wieder beruhigen konnte, als durch die Wiederherſtellung dieſes Tribunals. — Die Thronfolge ruhet nicht auf dem erſtgebornen Prinzen ausſchließend, ſondern unter den kaiſerlichen Prinzen wird derjenige zum Thronfolger erklärt, den der Kaiſer und die vornehmſten Mandarinen für den würdigſten dazu halten; ja es ſind mehrere Fälle da geweſen, wo die Kaiſer ihre Prinzen ganz vom Throne ausgeſchloſſen, und ſich in einer Nebenlinie einen Thronfolger ausgeſucht haben. Das Verdienſt allein giebt in China ein Recht zu Ehrenſtellen, und ſehr genauen Prüfungen werden diejenigen unterworfen, die irgend ein Staatsamt ſuchen. Erbadel findet nur in der Familie des Kaiſers und in der des Confutſee ſtatt. Dieſer Chineſiſche Philoſoph war ein Zeitgenoſſe vom Pythagoras und vom Sokrates. Sein Andenken iſt den Chineſen

noch jetzt sehr heilig. Man schreibt ihm einige moralische Schriften zu, in welchen nicht die geringste Spur von Heidenthum zu finden ist. Der Kaiser, die Mandarinen, die Gelehrten sind der Lehre dieses Philosophen zugethan, ob sie gleich auch Götzendiener, wie der Pöbel, sind. Das gemeine Volk glaubt meist an eine Seelenwanderung, und scheut sich daher, Thiere zu tödten, und das Fleisch davon zu essen. Die Priester dieser Religion heißen Bonzen, und wohnen in vielen Klöstern; ihr Ansehn ist aber äußerst gering.

China ist unglaublich stark bevölkert; überall siehet man Menschen in Menge, und es giebt Dörfer, in welchen man auf 10,000 Einwohner zählt. Die meisten Landstraßen sind mit Marmor gepflastert, und eben so die Gassen der Städte und Dörfer. Uebrigens sind nur die öffentlichen Gebäude mit vieler Pracht aufgebauet, die Häuser der Privatpersonen sind sehr einfach, und meist nur von Erde und Stroh aufgeführet. Die große Menge Flüsse und Kanäle, wodurch China bewässert wird, und über welche eine große Zahl prächtiger

steinerner, zum Theil auch marmorner Brücken gebauet sind, erleichtert den Handel gar sehr. Einer jener Kanäle heißt der königliche Kanal, und man kann auf demselben auf Flößen von einem Ende von China bis zum andern fahren.

An Produkten ist China vorzüglich reich. Es giebt daselbst Gold-, Silber- und andere Bergwerke, wie auch viele edle Steine. Besonders ist aber die Oberfläche seines Bodens, der bis an die Gipfel der Berge angebauet ist, sehr ergiebig; und damit der Regen nicht die Erde von den Anhöhen wegführet, haben die fleißigen Chinesen lauter Terrassen an denselben hin aufgemauert. Nichts gleicht in der Bearbeitung des Landes dem Fleiße und dem Erfindungsgeiste der Chinesen; das darf uns aber nicht wundern, wenn wir erst wissen, daß hier der Ackerbau in ganz vorzüglichem Ansehn stehet. Alle Jahre ziehet der Kaiser in Begleitung seines Hofstaates auf den Acker, nimmt den Pflug selbst in die Hand, säet eigenhändig mehrere Fruchtsorten, und erhebt denjenigen Landmann, welcher sich in seinem

Geschäfte am meisten ausgezeichnet hat, zu der Würde eines Mandarinen.

Außer den gewöhnlichen Getraidesorten und dem Reis giebt es hier noch einige andere Produkte, welche dem Lande besonders eigen sind. Dahin gehört vorzüglich der Thee. Es ist dieß das Blatt eines Strauches, welches man im März, April und May einsammelt. Die erste Lese giebt den besten Thee, den sogenannten kaiserlichen Thee; die zweite ist zwar viel ergiebiger, aber der Thee ist nicht so gut, und von der dritten Einsammlung der Theeblätter erhält man den ganz gewöhnlichen Thee. Nächst dem Thee erzeugt China auch Rhabarbar und Zimmt, und der Chinesische Firnißbaum verdient nicht weniger einer Erwähnung. Der Chinesische Firnißbaum ist ganz von dem Japanischen unterschieden; er bringt weder Blüthen noch Früchte. Durch Einschnitte, welche in seine Schaale gemacht werden, dringt die Flüssigkeit hervor, welche den schönen Chinesischen Lack giebt. Anfangs ist er ganz hell und flüssig, wenn er einige Zeit der Luft ausgesetzt ist, so nimmt er eine röthliche

Farbe an, nach und nach wird er ſchwarz, und ſobald er ganz trocken iſt, ſo kann man heißes Waſſer darauf gießen, und es dringt nicht ein. Der Talg- und der Wachsbaum ſind nicht weniger merkwürdig. Aus den Früchten des erſten erlangt man, wenn ſie gekocht werden, Talg oder Unſchlitt, und von dem andern ein ſehr ſchönes Wachs, welches Inſekten an ſeine Zweige hängen.

Außer den reichen Erzeugniſſen des Landes zeichnet ſich China noch durch mancherlei Kunſtfertigkeiten ſeiner Bewohner aus. Das Chineſiſche Porzellan iſt bekannt; aber das ſchönſte wird in dem Flecken Kingteching gemacht. Vergebens hat man daſſelbe in andern Gegenden des Reichs nachzumachen geſucht, und ſelbſt die Arbeitsleute und die Materialien von Kingteching dazu kommen laſſen, es iſt doch nicht geglückt. Sehr wahrſcheinlich, daß dabei alles auf das Waſſer ankömmt; denn es iſt merkwürdig, daß die Porzellanerde nicht bei Kingteching, ſondern noch 20 Meilen davon, in einer ganz andern Provinz, gegraben wird. — Die Verfertigung der

Chinesischen Tusche ist gleichfalls ein Geheimniß, welches die Chinesen vor allen andern Nationen besitzen, und die Geschicklichkeit, dieselbe zu bereiten, wird bei ihnen unter die freien Künste gerechnet. In Europa ist bis jetzt noch jeder Versuch, die Tusche nachzumachen, verunglückt. Das Chinesische Papier, welches aus Baumrinde, Baumwolle, Seide, u. s. w. gemacht wird, ist sehr schön, und selbst in Europa beliebt. Seide wird in China auch viel gewonnen, und sie ist ihrer Menge wegen hier so wohlfeil, daß zehn Kleider davon weniger kosten, als ein Tuchkleid in Europa." —

Ueber die Hauptstadt des weitläuftigen Chinesischen Reichs *), über Peking, erhielt ich von dem Missionär folgende Nachrichten. Peking besteht aus zwei Städten, aus der Tartaren-Stadt und aus der Chinesen-Stadt. Im Mittelpunkt der ersten liegt der kaiserliche Pallast, welcher mit starken Mauern umgeben ist, und wohl fünf Viertel Stunden im Umfang haben mag. Der Pallast zeichnet sich nicht

*) Es hat über 110,000 Quadrat-Meilen, worauf wenigstens 200 Millionen Einwohner leben.

nicht sowohl durch einen hohen Styl und durch Pracht aus, als vielmehr durch die Menge Gebäude, Höfe und Gärten, die darzu gehören. Die Gebäude sind ganz niedrig, von Backsteinen aufgeführet, und mit gelben Ziegeln gedeckt, die lakirt sind, und in der Ferne wie Gold glänzen. Die Dächer sind etwas aufgestülpt, und auf dem Umschlag mit Drachen-, Löwen- und andern Thier-Figuren verziert. Diese und ähnliche Verzierungen findet man auch häufig an Privatwohnungen in Peking. Die Stadt soll, ohne die Vorstädte, gegen fünf deutsche Meilen im Umfang haben; die Häuser sind aber meist niedrig und klein, gleichwohl aber eben so stark bewohnt, wie die unsrigen. Die Straßen sind breit und schnurgerade, und mehrere wohl eine Meile lang, aber nicht gepflastert. An den Ausgängen der Straßen sind Barrieren, die bei einbrechender Nacht geschlossen, und nur im Nothfall des Nachts geöffnet werden. Pekings Bevölkerung steigt über zwei Millionen hinauf, und die Straßen sind beständig voller Menschen. Kaum können die Menschen alle hier unterkommen, und der

größte Theil der Handwerksleute, der Lastträger und der Armen wohnen auf den Barken, womit der Hafen beständig angefüllt ist."

Während dieser Unterredung hatte uns ein starker Ostwind in die Mündung des gelben Flusses, eines der beträchtlichsten Flüsse in China, getrieben. Der Wind legte sich etwas, und wir kamen nun in die Mündung des Jantsekian, an welchem die große schöne Stadt Nanking liegt. Die Umgebungen dieser Stadt sind, nach der Erzählung des Missionärs, äußerst reizend und fruchtbar. Nanking war mehrere Jahrhunderte hindurch die kaiserliche Residenz, und hat, da diese nach Peking verlegt wurde, gar sehr von seinem ehemaligen Glanze verloren; doch hat sie immer noch über eine Million Einwohner, und ihr Umfang beträgt über drei Meilen. Die Straßen sind zwar nicht so breit, wie in Peking, aber sehr gut gepflastert; die Häuser sind nur niedrig und klein, aber sehr niedlich, und die Kramläden vortrefflich aufgeputzt. Der Fluß Jantsekian theilt die Stadt in zwei Theile, und ist hier über eine halbe Meile breit. Von ihm ver-

breiten ſich mehrere Kanäle in die Theile der Stadt, dieſe und der Hafen ſind beſtändig mit einer Menge Barken bedeckt, die eben ſo, wie in Peking, vielen Menſchen zu Wohnungen dienen müſſen.

Wir hatten nur einen Tag lang hier vor Anker gelegen: als wir wieder günſtigen Wind bekamen, und nun immer ſüdlich der Chineſiſchen Küſte entlang, und zwiſchen der Inſel Formoſa hinſeegelten. Formoſa wurde dieſe Inſel von den Europäern wegen ihrer Schönheit, und wegen ihrer vortrefflichen Lage genannt. Sie erkennt zum Theil die Herrſchaft der Chineſen, zum Theil wird ſie aber auch auf der Oſtſeite noch von wilden Eingebornen bewohnt. Ein ſchöner, heiterer Himmel, vortreffliche Früchte und Naturprodukte aller Art machen ſie zu einem der glücklichſten Wohnplätze der Sterblichen.

Von dieſer Inſel an neigt ſich die Chineſiſche Küſte mehr nach Weſten. Wir fuhren daran weiter hin, und kamen endlich glücklich nach Canton, dem Sammelplatz aller Europäer, die des Handels wegen nach China kommen,

und dem einzigen Hafen, worin Fremde einlaufen dürfen *). Canton liegt an der Mündung des Flusses Tuho, dessen schöne Ufer die Fahrt nach der Stadt ungemein angenehm machen. Auf diesem Flusse liegen beständig eine unzählbare Menge Chinesische Barken oder Junken, die, wie in Peking und Nanking, der ärmern Volksklasse größtentheils zu Wohnungen dienen, und, indem sie reihenweise vor Anker liegen, ordentliche Straßen bilden. Schon von weitem erkannte ich aber gleichwohl die französische Flagge, und eilte mit meinen Gefährten dem französischen Fahrzeuge zu. Mit Hülfe der Franzosen gelang es uns auch, die Waaren sehr gut zu verkaufen, die wir von der Japanischen Junke gerettet hatten, und überhaupt zeigten sie sich äußerst dienstfertig gegen uns.

Während dieser Zeit machte ich mich mit der Stadt Canton näher bekannt. Sie ist die wichtigste Handelsstadt in China, und die

*) Die Europäer haben Faktoreien in den Vorstädten, müssen aber drei Meilen unter der Stadt, auf der kleinen Insel Wampo, ausladen.

einzige für den auswärtigen Handel, von beträchtlicher Größe, und zählt weit über 100,000 Einwohner. Eigentlich besteht sie aus drei Städten, die durch hohe Mauern von einander unterschieden sind; die Straßen sind lang und gerade, und gut gepflastert, aber etwas eng; in den schönern derselben siehet man hie und da Triumphbögen aufgeführt. Die Straßen werden, wie in Peking, des Nachts verschlossen, und am Morgen erst wieder geöffnet. Die Häuser sind meist klein, von Lehm und Backsteinen aufgeführet, und haben nach der Straße hin keine Fenster; inwendig sind sie jedoch sehr reinlich. Das ganze Hausgeräthe in denselben besteht aber nur aus einigen spanischen Wänden, Tischen, lackirten Schränken, Rohrstühlen und Porzellan-Geschirr.

Canton hat sehr schöne Pagoden und prächtige öffentliche Gebäude; dahin gehört unter andern das Akademie-Gebäude *), und die Palläste des Vice-Königs und des Kriegs-Gouverneurs. Die Straßen wimmeln immer

*) Wenn man das Versammlungshaus der Chinesischen Gelehrten so nennen darf.

von Menschen, aber Weiber wird man unter ihnen nicht gewahr. Diese leben in China sehr eingezogen, und erscheinen niemals öffentlich. Ihre Wohnung ist für alle Männer, selbst für ihre Schwiegerväter, verschlossen, die doch öfters mit ihnen in einem Hause wohnen. Die Chineſen heirathen ihre Weiber, ohne ſie vorher gesehen zu haben; durch alte Unterhändlerinnen werden die Ehen abgeschlossen. Ein Mann kann neben seiner Ehefrau mehrere Beischläferinnen haben, die aber jener gehorchen müssen. Die Weiber putzen sich hier eben so gern, wie in Europa; kleine Füße werden jedoch bei ihnen für die größte Schönheit gehalten, deshalb werden ihnen die Füße von Jugend auf beständig fest eingeschnürt, wodurch sie im Wachsthum aufgehalten werden. Sie tragen seidene Hosen, die bis an die Waden gehen, und ihr Anzug ist überhaupt wenig von dem der Männer verschieden. Ein langes Unterkleid, das bis auf die Erde herabhängt, darüber ein kürzeres mit weiten Ermeln, und eine runde, kegelförmige Mütze von Pappe mit Atlas oder Taffet überzogen ist die Tracht

der Chineſen. Sie können ſich in alle Farben kleiden, nur nicht in gelb, denn ſo trägt ſich der Kaiſer und die kaiſerliche Familie. Die Mandarinen ſind in roth gekleidet, und ihr Rang wird durch beſondere Abzeichen, z. B. durch Knöpfe von verſchiedenen Farben an ihren Mützen, beſtimmt.

Man muß es den Chineſen zum Ruhme nachſagen, daß es nicht leicht eine Nation von ſo ſanften Sitten giebt, wie ſie zeigen. Zänkereien ſind unter ihnen äußerſt ſelten, und nie hört man, daß es zu Gewaltthätigkeiten bei ihnen käme; überhaupt ſind ſie im Umgange ausnehmend artig. In Hinſicht der Lebensart zeichnen ſich vorzüglich die Bewohner der ſüdweſtlichſten Provinz Jünnan aus, die überhaupt den Europäern am bekannteſten iſt, und wegen ihrer unbeſchreiblichen Fruchtbarkeit und vortrefflichen Kultur hochgeprieſen wird. —

Zwölftes Kapitel.

Fortsetzung der Reise über die Inseln des Ostindischen Oceans. Ankunft auf der Küste Coromandel.

Wir hatten endlich unsere Waare verkauft, der Missionär und der Deutsche hatten sich schon auf andere Schiffe verdungen, und ich war im Begriff mein Schiff zu verkaufen, und dasselbe zu thun: als der Holländische Steuermann, den ich, seit unserer Ankunft in Canton, nicht wieder gesehen hatte, zu mir eintrat; und mir den Vorschlag that, mich mit ihm und einigen seiner Bekannten zu einer Handelsreise nach den Molucken zu vereinigen, wo wir, nach seiner Versicherung, leicht

einen beträchtlichen Gewinn machen könnten. Zum Glück hatte ich mein Schiff noch: ich nahm daher auch seinen Vorschlag mit Freuden an, und Neufville, der mich nicht verlassen wollte, schlug uns seine Begleitung nicht ab. Wir steckten die Holländische Flagge auf; ich wurde Kapitän, Neufville Lieutenant, der Holländer Steuermann und Waaren-Aufseher, und der Matrose Equipagenmeister. Dieser verschaffte uns noch einen europäischen Matrosen, übrigens bemannten wir das Schiff mit Indianern. Da die Molucken keinen Reis bauen: so beschlossen wir, unser Schiff mit diesem Produkt zu beladen, und dasselbe in den Molucken gegen Spezereien umzusetzen. In Canton war aber mit dem Einkauf des Reises nichts zu machen, und wir seegelten daher zuerst nach Siam, wo diese Frucht im Ueberflusse wächst.

Im Vorüberfahren zogen wir auch einige Nachrichten von der Insel Hainan ein. Sie gehört zum Theil den Chinesen: den übrigen gebirgen Theil bewohnen aber kleine häßliche, kupferfarbige Menschen, mit welchen niemand

Gemeinschaft haben kann. Sie gehen ganz nackend, und ein Huth nebst einer Schürze machen ihre einzige Bedeckung aus. Bogen, Pfeile und breite Säbel sind ihre Waffen.

Bald erblickten wir auch die Küsten der östlichen Indischen Halbinsel (Halbinsel jenseit des Ganges, Hinter-Indien), und segelten immer im Gesichte derselben hin. Unter mehrern Reichen, welche sich hier befinden, ist das Königreich Siam das wichtigste. Hier landeten wir, um unsere Handelsgeschäfte ordentlich zu betreiben.

Die Hauptstadt des Reichs ist Siam, ein weitläuftiger Ort mit einer Backstein-Mauer umgeben; aber Menschen leer, denn kaum der sechste Theil der Stadt ist bewohnt, die übrigen fünf Theile stehen theils öde, oder enthalten nichts, als Pagoden. Durch einen großen Fluß, der hier in viele Arme ausgehet, wird sie in mehrere Inseln getrennt, welche durch eine Menge theils hölzerne, theils steinerne Brücken mit einander zusammen hängen. Die Häuser sind meist klein, und durchaus von Holz; in den niedrigen Gegenden der

Stadt, welche der Ueberschwemmung leicht ausgesetzt sind, stehen sie auf Pfählen, und man steigt in dieselben, wie auf unsere Windmühlen. Auf prächtiges Hausgeräthe halten die Siamesen nicht viel, man sieht in ihren Häusern nur einige Stroh- oder Binsenmatten, die ihnen statt der Stühle und der Betten dienen. Der königliche Pallast hat wohl eine halbe Meile im Umfange, und enthält eine Menge Gebäude und mehrere Höfe. Diese Gebäude sind aber nur klein, mit engen Treppen und niedrigen Thüren. Der König hält sich in demselben nur zu gewissen Tagen im Jahre auf, seine gewöhnliche Residenz ist ein Lustschloß, etliche Meilen von der Hauptstadt. Seine Gewalt ist ganz despotisch, und die höchsten Kronbedienten dürfen sich dem Monarchen nur knieend nähern. Erbadel giebt es in Siam durchaus nicht, nur die Staatswürden adeln. Verliert jemand sein Amt, so tritt er auch sogleich in die Klasse der gemeinen Bürger zurück.

Die Siamesen haben eine schwarzgelbe Farbe, und schlagen statt der Kleidung nur

ein Paar Stücken leichten Zeugs um sich herum. Die Weiber kleiden sich fast eben so. Vielweiberei ist in Siam gewöhnlich, doch genießt nur eine Frau die Rechte des Eheweibes, die übrigen sind derselben unterworfen. Die Religion der Siamesen ist ein sonderbares Gemisch von Fabeln und Lächerlichkeiten; ihre Priester, Talapons, müssen ehelos leben, und sammeln Almosen, genießen aber übrigens einer großen Achtung.

In den Pagoden fand ich Gold und edle Steine bis zur Verschwendung angebracht, dies ließ mich auf den Reichthum des Landes an diesen Mineralien schließen. Nicht weniger bemerkenswerth schien mir die Fruchtbarkeit der Oberfläche des Landes. Reis wird im Ueberfluß gebauet. Die Ueberschwemmungen, denen Siam häufig ausgesetzt ist, machen die Reisärnten so ergiebig: denn der Reis wächst am besten, wenn die Felder ganz unter Wasser stehen. Wenn der Reis reif ist: so fahren die Siamesen auf Flößen an die Reisfelder heran, und schneiden nur die Aehren ab, das Stroh wird gar nicht gesammelt. — Wildpret, Ge-

Flügel, Fische und Lebensmittel aller Art giebt es in Siam in Ueberfluß: aber die Menschen fehlen, und ein beträchtlicher Theil des Landes ist nichts weiter, als eine große Wüste. In den Wäldern giebt es Rhinozeroße und Elephanten in Menge; von den letzten werden viele gezähmt, und diese machen die Hauptstärke der Siamesischen Armee aus, denn Infanterie, Kavallerie und Artillerie sind alle gleich schlecht. —

Zu unserer großen Freude trafen wir in Siam mehrere Europäer, mit welchen wir bald bekannt wurden, und manche kleine Reisen in die umliegenden Gegenden machten. Da die Pferde hier sehr selten und auch meist schlecht sind: so mußten wir uns zum Fortkommen der gewöhnlichen Lastthiere dieses Landes, der Büffel, bedienen. Von den Europäern, die ganz Hinter-Indien durchreiset hatten, erhielten wir manche nicht uninteressante Nachrichten über die vorzüglichsten Reiche dieser Halbinsel.

Die Reiche Pegu, Ava und Arrakan sind jetzt zu einer Monarchie vereiniget. Ihr

Beherrscher ist der König von Burma oder Birma, welcher über sie eine durchaus despotische Gewalt ausübt. Die jetzige Haupt- und Residenz-Stadt ist Ammarapura, eine große und wohlgebaute Stadt. Die Städte Pegu und Ava waren ehemals sehr berühmt, und die Reisenden konnten nicht genug von ihren Herrlichkeiten erzählen. Arrakan ist, wie die meisten Indischen Städte, der häufigen Ueberschwemmungen wegen, auf Pfähle gebaut. Die Gegend umher gehört unstreitig zu den schönsten in der Welt; Seen und Flüsse, Wälder, Gärten und fruchtbare Getraidefelder wechseln auf das anmuthigste mit einander ab. Es gedeihen hier alle Gewächse, die man in Indien zu finden pflegt, und die Viehzucht ist nicht gering. Die Einwohner gehören aber zu den rohesten Völkern; sie üben das Strandrecht *) auf eine empörende Weise aus, und treiben auf den benachbarten Meeren Seeräube-

*) Strandrecht. Nach diesem bemächtigen sich die Bewohner des Strandes der Menschen und Waaren, die das Meer auswirft, oder die sich dahin retten. Die Menschen werden von jenen Barbaren zu Sklaven gemacht.

reich. — Außer diesen sind noch die Reiche Cochinchina, Tunkin und Cambodja (Camboscha), die sämmtlich reich an Baumwolle und Zucker sind, unter Chinesischer Oberherrschaft stehen, und im Norden von Hinter-Indien liegen, zu merken.

Die Halbinsel Malakka macht die südlichste Spitze der Halbinsel jenseits des Ganges aus. Sie liefert das beste Zinn, viel Pfeffer und Elfenbein, und wird von den Malayen bewohnt, welche Mahometaner sind, Schiffahrt und Handel treiben, und sich auf den Indischen Inseln, bis in Australien hinein, ausgebreitet haben. Die Portugiesen setzten sich dort zu Anfange des sechzehnten Jahrhunderts fest, und ließen auch durch den berühmten Heidenbekehrer, den h. Franz Xaver, das Evangelium daselbst predigen. Seine Bemühungen wurden jedoch hier mit keinem sehr günstigen Erfolge gekrönt: denn es befinden sich noch viele Heiden daselbst, und die meisten Einwohner sind, wie gesagt, Mahometaner. Alle haben unter den Holländern, welche Malakka von den Portugiesen eroberten, freie Re-

ligionsübung erhalten, und man siehet daher christliche Kirchen, Moscheen und Pagoden ganz untermischt. Jetzt haben auch die Briten Niederlassungen und Besitzungen auf der Halbinsel: die Holländer besitzen aber noch die Stadt Malakka, welche befestiget und durch ihre Lage am Meere für den Handel sehr wichtig ist. — Im Innern des Landes wohnt in den Wäldern und in unzugänglichen Gebirgen ein wildes Volk, welches blos von der Jagd und von rohen Früchten lebt, und in gar keiner Verbindung mit seinen kultivirtern Landsleuten stehet. —

So viel konnte man mir ohngefähr von den Ländern Hinter-Indiens sagen, die ich selbst nicht zu sehen bekam. Sie liegen sämmtlich unter der heißen Zone, es herrscht daher eine fast unerträgliche Hitze daselbst, und die häufigen Regengüsse, die einige Monate nach einander jährlich zu fallen pflegen, verursachen das regelmäßige Austreten der Indischen Flüsse, welches die Kultur des Reises so sehr begünstiget. Diese große Hitze und Feuchtigkeit erzeugen aber eine Menge Ungeziefer, und

machen

machen den Aufenthalt hin und wieder sehr ungesund. Besonders sind Dyssenterien sehr herrschend, die man gewöhnlich die Siamische Krankheit nennt, und welche vorzüglich die Europäer sehr hart anzugreifen pflegen. Auch wir waren in Gefahr, dieser Krankheit zu unterliegen; daher eilten wir, unser Schiff so bald, als möglich zu beladen, und gingen sogleich wieder unter Seegel.

Als wir den Meerbusen von Siam verließen, steuerten wir ostwärts nach den Philippinischen Inseln und nach Borneo hin. Unserer Meinung nach erblickten wir schon die letzte von weitem, als wir ein großes Schiff mit vollen Seegeln auf uns zukommen sahen. Wir erkannten es sogleich für ein Raubschiff, und setzten alle Seegel bei, demselben zu entfliehen. So viel wir mit Hülfe unserer Ferngläser sehen konnten, führte es wenigstens 20 Kanonen, und seegelte so schnell, daß es uns unstreitig binnen ein Paar Stunden eingeholt haben mußte.

Glücklicherweise entdeckten wir eine flache Küste, um welche herum viele Korallenbänke

aus dem Wasser hervorragten; die Furcht vor den Seeräuber trieb uns zwischen diese Klippen und Sandbänke. Mit unserm kleinen, flachen Fahrzeuge ging das recht gut: aber das Raubschiff, welches schon tiefer ging, durfte es nicht wagen, uns zu folgen, weil es leicht auf einer Sandbank sitzen bleiben konnte. Es ankerte ohngefähr eine halbe Meile von uns, und setzte seine Schaluppen aus, auf welcher ein Theil der Räuber auf uns zu kam, in der Meinung, uns aus unserm Schlupfwinkel heraus zu treiben. Wir bereiteten uns gleichfalls zu einer tapfern Gegenwehr; und kaum waren die Schaluppen nahe genug heran, so feuerten wir unsere Kanonen auf sie ab. Die beiden ersten Schüsse fehlten sie, aber der dritte war desto wirksamer. Die Kugel traf gerade auf eine der Schaluppen, und setzte dort alles in Verwirrung. Einige andere Kanonenschüsse beschädigten sie so sehr, daß sie sank; die Besatzung rettete sich auf die größere. Trotz dieses Unfalles bestanden die Räuber auf die Eroberung unseres Schiffes, und waren allmählig so nahe gekommen, daß wir sie mit

unſerm Flinten erreichen konnten. Jetzt ſahn ſie, daß wir äußerſt ſchwach waren, und dieß ermunterte ſie, unſer Schiff mit dem Degen in der Fauſt zu nehmen. Dieß bekam ihnen indeſſen ſehr übel, denn ſie wurden faſt ſämmtlich in das Meer geſtürzt. Nur einer, der ſeine Waffen wegwarf und in ſpaniſcher Sprache um Pardon bat, entging dem Tode, und wurde ſogar am Bord des Schiffes aufgenommen.

Der nächſten Gefahr waren wir zwar durch unſere kapfere Gegenwehr entgangen: aber gleichwohl durften wir es nicht wagen, unſere Reiſe fortzuſetzen, weil das Raubſchiff noch immer in der Entfernung vor Anker lag, und auf uns lauerte. Zu unſerm großen Troſte erfuhren wir übrigens von unſerm Gefangenen, daß den Räubern keine Schaluppe weiter zu Gebote ſtand, die ſie gegen uns ausſchicken konnten. Unſer Gefangener war ein ſpaniſcher Offizier, der auf ſeinen Reiſen nach den Philippiniſchen Inſeln in die Hände dieſer Seeräuber gefallen, und von ihnen gezwungen worden war, ſie auf ihren Raubzügen zu be-

gleiten. Immer hatte er ihnen zu entfliehen gesucht, bis es ihm endlich bei dem Angriff auf unser Schiff gelang. Von ihm erhielt ich die Nachrichten über die Philippinischen Inseln, die ich jetzt mittheilen will.

Der berühmte Seefahrer Ferdinand Magelhan entdeckte diese Inseln-Gruppe gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts, und nannte sie nach dem Namen seines Herrn, des Königs Philipp II von Spanien, die Philippinischen Inseln. Sie haben ein sehr feuchtes und warmes Klima, welches zwar die Fruchtbarkeit des Bodens ausserordentlich befördert, aber der Gesundheit sehr nachtheilig ist. Es herrscht hier ein beständiger Frühling. Die Wiesen grünen unaufhörlich, und die Bäume, welche in der Regel ihre Früchte jährlich zweimal bringen, sieht man nie ohne Blätter. Die vorzüglichsten Naturerzeugnisse der Philippinen sind allerhand Spezereien, Gummi's und Rauchwerk, Baumwolle, Kakao, Zuckerrohr, Wachs, Tabak, Ingwer, Pfeffer, auch Gold, Perlen, Ambra, u. s. w. Sonst haben diese Inseln auch mehrere Vulkane, und

sind Erderschütterungen sehr ausgesetzt. Ihre Bewohner gehören zu verschiedenen Völkerstämmen, die Ureinwohner sind die Haraforas; neuere Ankömmlinge sind die Malayen, andere Indier und Spanier. Die Indier sind im Allgemeinen schwarz, und haben zum Theil ihre eigenen kleinen Fürsten; die meisten sind aber den Spaniern unterworfen, welche über die sämmtlichen Philippinen die Oberherrschaft behaupten. Die freien Malayen irren in unzugänglichen Gebirgen umher, und ziehen sich von den Spaniern ganz zurück. Niemand darf sich zu ihnen wagen, ohne sein Leben zu riskiren; deshalb sind auch ihre Sitten und Gebräuche Fremdlingen noch völlig unbekannt. Ihre Waffen sind Bogen und Pfeile, deren Spitzen sie zu vergiften pflegen.

Manilla ist die größte der Philippinen. Ihre Hauptstadt gleiches Namens ist der Mittelpunkt der Ostindisch-Amerikanischen Handlung, und man sieht hier stets unermeßliche Reichthümer aufgehäuft, welche weiter von hier aus verführet werden. Aus allen Theilen Indiens laufen beständig Schiffe in den Hafen

ein; aber den Haupthandel treibt hier Amerika auf seinen Gallionen, die über das stille Meer hieher segeln. Die Stadt Manilla ist eben nicht von sehr beträchtlicher Größe; doch hat sie etliche und 30,000 Einwohner, unter welchen eine Menge Chinesen sind, deren sich die Spanier fast durchgängig als Faktoren bedienen, während sie selbst sich wenig mit dem Handel beschäftigen. In den ziemlich breiten Straßen sieht man nur ganz niedrige hölzerne Häuser, und hie und da Ruinen, traurige Denkmähler ehemaliger schrecklicher Erderschütterungen. —

Während mir der Spanier diese Nachrichten über die Philippinen mittheilte, erhob sich ein schrecklicher Orkan. Wir mußten fürchten, auf die Korallenfelsen geworfen zu werden, hinter welchen wir uns jetzt verborgen hatten; wir befestigten daher unser Schiff noch an einen zweiten Anker, und thaten überhaupt alles, was uns die Vorsicht gebot. Bald bemerkten wir aber mit großer Freude, daß dieser Sturm, der uns so viel Schrecken eingejagt hatte, das Raubschiff, welches noch immer auf uns lauerte, auf die hohe See getrieben

hatte. Kaum war das Meer wieder etwas ruhiger geworden: so verließen wir unsern Schlupfwinkel, und segelten nach den Molucken; und schon am vierten Tage erblickten wir die Küsten von Celebes. —

Die Moluckischen Inseln, welche Gewürznägelein und Muskatennüsse in Ueberfluß hervorbringen, wurden im Jahre 1511 von den Portugiesen entdeckt. Sie trieben bald einen sehr vortheilhaften Handel dahin, und erbauten zu ihrer Sicherheit mehrere kleine Festungen an den Küsten. Ohngefähr hundert Jahre hatten sie den Alleinhandel auf diesen Inseln gehabt: als sich die Einwohner, denen sie öfters mit Uebermuth begegneten, empörten, und sie mit Hülfe der Holländer aus diesen Inseln vertrieben. Statt der Portugiesen bemächtigten sich nun die Holländer des ganzen Gewürzhandels, und erbauten eben so, wie die Portugiesen, mehrere Forts oder kleine Festungen an den Küsten. Ja, sie zwangen die Fürsten der Eingebornen, ihnen einen jährlichen Tribut zu entrichten. Gleichwohl blieben sie ungestört in dem Besitz des Alleinhan-

theils auf den Molucken, bis sie vor wenig Jahren wieder von den Briten vertrieben, und diese die Herren der Molucken wurden.

Die Einwohner sind von verschiedenen Völkerstämmen; denn sie weichen in Sitten, Sprache und Farbe gar sehr von einander ab. Sie sind theils Mahometaner, theils Götzendiener.

Da die Molucken gerade unter der Linie liegen: so ist die Hitze hier so außerordentlich, daß die Getraidearten und der Reis nicht fortkommen; dafür werden die Einwohner aber von der Natur durch den Sago entschädiget. Der Sagobaum ist eine Art wilder Palmbaum, dessen Kern, klein gestoßen, ein Mehl giebt, welches beinahe wie Sägespäne aussiehet. Dieses wird wie Getraidemehl eingemengt, geknetet, und eine Art Kuchen davon gebacken. Der Sago vertritt hier zugleich die Stelle des Geldes. Aus dem Sagobaum zapft man auch noch einen vortrefflichen milchweißen Saft. Zu dem Ende haut man einen zarten Zweig ab, und hängt an die wunde Stelle einen Topf; eine einzige Nacht ist hinreichend, dieses Gefäß mit dem herausdringenden Safte anzu-

füllen. Ein anderes merkwürdiges Erzeugniß der Molucken sind die Gewürznelken. Der Gewürznelkenbaum ist dem Lorbeerbaume sehr ähnlich; seine Blüten sind weiß, und stehen im Gipfel des Baumes zusammen. Aus jeder Blüte wird eine Nelke (Nägelein), die anfänglich grün ist, dann gelb, hierauf roth, und endlich dunkelbraun wird. Im November schüttelt man die reifen Nelken ab, und trocknet sie an der Sonne oder am Feuer. Amboina und einige kleine umliegende Inseln bringen bis jetzt allein die Nelken hervor: weil die Holländer, welche bis vor wenig Jahren Besitzer der Molucken waren, nicht gestatteten, daß der Nelkenbaum auf eine andere Insel jenes Archipels verpflanzt werden durfte. Dagegen baute das östlich liegende Banda, nebst einigen kleinen umliegenden Inseln, ganz allein die Muskatnüsse. Der Muskatbaum ist dem Pfirschenbaum sehr ähnlich, und wächst auf Anhöhen und in Tiefen gleich gut. Seine Frucht ist Anfangs schön grün, und wenn sie sich der Reife nähert, wird sie blau mit roth, braun und gelb schattiret. Die

Muskatnuß hat, wie unsere Nüsse, noch eine äußere dicke Schaale, welche zur Zeit der Reife aufspringt. An dieser Schaale zeigt sich eine dünne röthliche markige Rinde, welche Macis oder Muskatblum genannt wird, und einer andern sehr harten Schaale zur Hülle dient, worin die Nuß liegt. Diese zweite Schaale läßt sich erst zerbrechen, wenn sie im Ofen recht dürr gemacht ist, worauf man die ausgelöste Nuß in heißem Wasser wäscht, und dann gleichfalls im Ofen trocknet. —

Die Insel Celebes, an deren Küsten wir vorbeiseegelten, ist gewiß eines der schönsten Länder der Erde. Sie hat vortreffliche Gegenden, Ueberfluß an Wasser und einen unermeßlichen Reichthum an den vortrefflichsten Früchten. Das ganze Land ist ein großer Garten; die schönsten Blumen gedeihen hier ohne alle Kultur, eine Menge derselben, wovon das schönste Räucherwerk gemacht wird, sind in Europa ganz unbekannt. Die Mohnpflanze, von welcher das Opium gewonnen wird, bringt der Insel am meisten ein. Aus den Mohnstängeln erhält man nemlich

eine Flüssigkeit, die sich nach und nach verdichtet, und in diesem Zustande in kleine Kugeln gedrehet wird, deren jede beim Verkaufe fast mit Gold aufgewogen wird. Denn die Asiaten gebrauchen das Opium sehr häufig, berauschen sich darin, und fallen dann in einen sanften Schlaf, der für sie ein sehr wollüstiger Zustand ist. Außerdem ist Celebes auch reich an Gold und an andern köstlichen Produkten. Es giebt hier nicht allein Goldstaub, sondern in Bächen und Thälern finden sich auch nach Ueberschwemmungen sogar kleine gediegene Goldplatten. Die Insel (ohngefähr 4000 Quadrat-Meilen groß), welche öfters auch Makassar genannt wird, (eigentlich heißt nur die Westküste Makassar, und die Ostküste Celebes), ist im Innern noch wenig bekannt*): so viel weiß man jedoch, daß sie von mehrern kleinen Königen beherrscht wird, welche den die Küsten beherrschenden Europäern, — vormals den

*) Die Insel Celebes wird von den deutschen Geographen nicht, wie hier geschehen ist, zu den Molucken oder Gewürz-Inseln, sondern zu den Sundischen Inseln gezählt.

Holländern, jetzt den Engländern — zinsbar sind.

Auf den Molucken setzten wir unsern Reis gegen Gold, Opium und Spezereien um, und seegelten damit nach Batavia. Anfangs fuhren wir südwärts, ganz nahe unter Celebes hin: kaum hatten wir aber diese Insel aus den Augen verloren; als ein anhaltendes Regenwetter eintrat, welches uns die Sonne mehrere Tage lang verbarg. Dadurch wurden wir verhindert, die Breite, wo wir uns eben befanden, zu finden; wir verloren unsern Weg, und sahen uns an der Nordküste der Insel Borneo, als wir zwanzig Meilen südlicher zu seyn meinten. Wären wir in der Nacht an diese Küste gekommen, so hätte uns dieser Irrthum sehr gefährlich werden können. Da wir aber bei hellem Tage hier ankamen: so schadete es weiter nichts; und unser Holländischer Steuermann benutzte diese Gelegenheit uns, die wir hier nicht anlegen wollten, manches über den Zustand dieser Insel, wo er mehrmals gewesen war, zu erzählen.

Borneo ist die größte von den Sundi-

ſchen Inſeln *), und hat einen Flächenraum von 14,000 Quadrat-Meilen, der aber ſehr ſchlecht bevölkert iſt. In Hinſicht des Klima's ſind die Sundiſchen Inſeln den Molucken ſehr ähnlich, denn ſie liegen auch gerade unter der Linie; und wurden, wie dieſe, von den Portugieſen im ſechzehnten Jahrhundert entdeckt. Mehrere europäiſche Nationen, Portugieſen, Spanier, Engländer und Holländer, haben nach und nach verſucht, ſich dort feſtzuſetzen: keiner iſt es jedoch gelungen, zu einer feſten Beſitzung auf Borneo zu gelangen; denn alle ihre Komptoire und Faktoreien wurden wieder zerſtört, und ihre Handelsbedienten von den Landesbewohnern ermordet. Gleichwohl bietet Borneo manches dar, welches die Handelsbegierde der Europäer reizen könnte. Es liefert Gold, Diamanten, Pfeffer, Färbeholz, Quaſſia, Wachs, eine Menge Gummi, den beſten Kampfer und die vorzüglichſten Vogel-

*) Die Sundiſchen Inſeln haben ihren Namen von der Meerenge zwiſchen den Inſeln Sumatra und Java, welche die Straße Sunda heißt.

nester*) in der Welt. Die Einwohner gehören verschiedenen Völkerstämmen an. An den Küsten wohnen mahometanische Malayen, welche den Arabern in Sitten und Gebräuchen sehr ähnlich sind. Sie kleiden sich vortrefflich, essen und trinken jedoch noch besser: aber ihre Wohnungen, selbst die ihrer Könige, sind desto schlechter. — Der innere Theil der Insel, wo man fast unübersteigliche Gebirge antrifft, ist von den heidnischen Urbewohnern noch besetzt, welche sich in kleine Völkerschaften theilen, deren jede ein besonderes Oberhaupt hat. Diese Menschen gehen fast ganz nackt, und tragen nur einen Schurz um die Hüften. Ihre Haut bemalen sie, und um den Hals tragen sie gewöhnlich eine oder mehrere Schnuren Tigerzähne. Ein Dolch, ein kurzer breiter Säbel, und ein Bo-

*) Die berühmten Indianischen Vogelnester werden auf den Sundischen Inseln und auch in Hinterm Indien, vorzüglich in Tunkin, gesammelt. Die Indianische Schwalbe, ein kleiner schwarzgrauer Vogel, von der Größe des Zaunkönigs, baut diese Nesterchen, deren eins über ein halb Loth wiegt, und als Leckerbissen schon in Indien für sechs bis acht Groschen verkauft wird.

gen, oder auch ein Blasrohr, durch welches ſie kleine vergiftete Pfeile abſchießen, ſind ihre Waffen. Die letzten ſind äußerſt gefährlich: wenn man nicht auf der Stelle die Kraft des Giftes zu ſchwächen ſucht, welches, nach der darüber gemachten Erfahrung, am beſten durch ein Pflaſter von Menſchenkoth geſchieht. Kenntniſſe darf man bei dieſen wilden Jägern und Kriegern nicht ſuchen: doch herrſcht einiges ſittliches Gefühl, oder vielmehr einiger Anſtand unter ihnen; und ſie verabſcheuen z. B. den Ehebruch aufs äußerſte, und beſtrafen ihn ſogar mit dem Tode. Unter ſich leben ſie in der größten Einigkeit, aber gegen Fremde zeigen ſie ſich meiſt als grauſame Feinde.

„Einer meiner Landsleute, ein Soldat der Holländiſchen Kompagnie", fuhr der Steuermann fort, „hatte einige Zeit unter dieſen Wilden gelebt, und war daher im Stande, mich über ihre Sitten und Gebräuche ſo ziemlich zu unterrichten. Er war in Gefahr, von ihnen gefangen zu werden, und flohe in die Gebirge. Nach einigen Tagen wurde er jedoch gleichwohl noch von ihnen entdeckt. Der Tod ſchien

ihm jetzt gewiß; doch hatte er noch Geistesgegenwart genug, auf seiner Klarinette, die er auch auf der Flucht nicht verloren hatte, ein Stückchen zu blasen. Kaum hörten die Wilden den Ton der Klarinette: so legten sie die Waffen ab, traten um den neuen Orpheus herum, und fingen an zu tanzen. Der arme Spielmann war jedoch von Hunger und Strapazen so sehr entkräftet, daß er nicht lange Musik machen konnte; er rechnete auf die gute Laune der Wilden, worein sie sein Spiel versetzt hatte, und gab ihnen durch Zeichen zu verstehen, daß er Hunger habe. Sogleich liefen einige hin, und holten allerhand Lebensmittel herbei. Indessen sammelten sich auch seine Kräfte wieder, und die Wilden versuchten einer nach dem andern, wiewohl vergeblich, dem Instrumente einen Ton zu entlocken. Dadurch vermehrte sich ihre Achtung gegen den armen Soldaten noch mehr; und sie führten ihn nun von Dorf zu Dorf, und bezeigten sich auf das gastfreundlichste und wohlwollendste gegen ihn. Der Soldat führte nun einige Zeit unter den Wilden, denen er täglich vor

spie

spielen mußte, ein ganz erträgliches Leben. Endlich bekam er es doch satt; er versahe sich nach und nach auf einige Tage mit Lebensmitteln, und entfloh unter dem Schutze der Nacht. Als es Tag wurde, war er schon in der Ebene angekommen. Da er aber die Malayen nicht weniger, als jene Wilden fürchtete: so verbarg er sich, und wartete zur Fortsetzung seiner Flucht die Nacht wieder ab. Jetzt kam er an einen Fluß; an diesem ging er bis zu seiner Mündung immer fort, und verbarg sich alsdann nahe dabei in einer Höhle, die er zufällig entdeckte, in der Meinung, hier ein Schiff abzuwarten, auf welchem er wieder von dieser Insel entkommen könnte. Dies dauerte aber etwas lange; seine Lebensmittel wurden alle, und er mußte seine Zuflucht zu den Schildkröten nehmen, die zwischen den Felsen am Meere lagen. Endlich ankerte unser Schiff in der Mündung des Flusses, um frisches Wasser einzunehmen; der Soldat erkannte daſſelbe als ein europäisches, eilte aus seinem Schlupfwinkel herbei, und wurde auf diese Art noch aus den Händen der Barbaren gerettet." —

Während dieser Erzählung verloren wir die Küsten von Borneo aus dem Gesichte, und nach einigen Tagen sahen wir schon die Gebirge von Java.

Diese (2,400 Quadrat-Meilen) große Insel ist, bis auf die innern und südlichern Theile, welche aus Gebirgen und Sandwüsten bestehen, und daher nur reissenden Thieren zum Aufenthalte dienen, sehr bevölkert. Die Zahl der Einwohner, die meist Mohametaner sind, und aus Chinesen, Asiaten und Europäern bestehen, steigt über zwei Millionen. Die Insel ist in mehrere Staaten getheilt, von welchen das Reich Bantam an der Westküste, und das Kaiserthum Java oder Matarem auf der Ostküste, die wichtigsten sind. Alle sind aber den Holländern, als den eigentlichen Beherrschern der Insel, unterworfen. Denn diese haben auf den Küsten mehrere kleine Festungen, und auch die berühmte Stadt Batavia erbaut, woher sie die ganze Insel beherrschen. Ursprünglich setzten sich zwar die Engländer zuerst an den Küsten von Java fest: allein die Holländer, die mit ihnen im Kriege waren,

überfielen das englische Fort, nahmen es, und bauten an die Stelle desselben die berühmte Stadt Batavia, die als die Hauptstadt der Insel anzusehen ist, und lange für den Mittelpunkt des ganzen Ostindischen Handels gegolten hat.

Auf der Rhede von Batavia warfen wir hinter einer Insel Anker, damit wir nicht von den Holländischen Zollbedienten entdeckt würden; denn wir hatten Waaren aus den Molucken am Bord, die nur von Holländischen Kompagnie-Schiffen geladen, und verkauft werden dürfen. Ganz in der Stille suchten wir daher unsern Handel, und selbst mit Holländischen See-Offiziers, zu machen, denen es erlaubt ist, für ihre Rechnung einige Ballen Waaren mit nach Europa zu nehmen. In dieser Absicht ging ich mit dem Steuermann auf einer Fischer-Barke nach Batavia.

Während sich nun der Steuermann alle Mühe gab, die Ladung unsers Schiffes bei seinen Bekannten zu verkaufen: hatte ich Zeit genug, mich in Batavia umzusehen, welches ohnstreitig zu den schönsten Städten auf der

Erde gehört. Sie ist sehr stark befestiget, hat viele schöne öffentliche Gebäude, und auch die Wohnungen der Bürger sind eben so nett erbauet, wie man es von den Holländern in ihrem Vaterlande gewohnt ist. Die Straßen sind breit und gerade, und auf beiden Seiten mit einer doppelten Reihe Bäume besetzt, zwischen welchen der Fußweg hingeht. Viele derselben sind von Kanälen durchschnitten, über welche eine Menge Brücken führen. Es wohnen hier über 160,000 Menschen, unter welchen etwa 12,000 Europäer und 24,000 Chinesen, die übrigen aber Jüdische Portugiesen, schwarze Sklaven und Malayen sind. Luxus und Verschwendung sind hier über alle Vorstellung groß. Batavia ist die Residenz des Holländischen General-Gouverneurs von Ostindien, dessen Hofstaat und Ansehen dem eines regierenden Fürsten völlig gleich kömmt. Er empfängt Gesandtschaften von den asiatischen Höfen, und beschickt diese Höfe wieder mit den seinigen; er führt den Vorsitz in dem hohen Rathe von Indien, welcher hier seinen Sitz hat, und mit welchem er gemeinschaftlich

die übrigen Statthalterschaften und andere Zivil- und Militär-Stellen, die in den übrigen Indischen Kolonien erlediget werden, besetzt. — Nach dem General-Gouverneur ist der General-Direktor die wichtigste Person in Indien; auch er ist ein Offizier der Kompagnie, und ihm steht die Leitung aller der Geschäfte zu, welche auf den Handel zunächst Bezug haben.

Die Umgebungen von Batavia sind ausnehmend schön; die Annehmlichkeiten eines schönen Himmels findet man noch hier durch die Kunst erhöht. Eine Menge Landhäuser und Meierhöfe im Holländischen Geschmack, und überall Springbrunnen, die in dem heißen Klima den Wanderer jederzeit Labung darbieten, machen die Gegend äußerst reizend. Der Boden bringt die schönsten Früchte Asiens in Ueberfluß hervor. Man baut viel Reis; Zuckerrohr und Kaffee werden mit leichter Mühe erzeugt; Baumwolle wächst auch hier, desgleichen Quassienholz und Ingwer; aber der Pfeffer ist ohnstreitig eins der wichtigsten Produkte von Java. Die Pfefferstaude braucht

wie der Epheu, eine Stütze, und dazu dient ihr in der Regel ein Baum, oder eine Mauer. Wenn der Pfeffer blüht: so wachsen aus einer Knospe kleine Trauben, wie die Johannisbeeren hervor; anfänglich sind die Körner grün, nachher werden sie hochroth. Da nimmt man sie auf, und breitet sie an die Sonne, dadurch werden sie endlich runzlicht, und erhalten die Farbe, wie wir sie zu sehen gewohnt sind. Der weiße Pfeffer ist nichts anders, als der schwarze Pfeffer, welchen man, indeß er getrocknet wird, tüchtig schlägt, wodurch seine äußere schwarze Schaale abspringt. — Sonst sahe ich auch hier einen Baum, dessen Blätter fünf bis sechs Fuß lang, und so fest und dicht sind, daß man mit einem Griffel, oder mit einem Bleistift darauf schreiben kann. Diese Blätter sind auch das gewöhnliche Papier der Javaner. —

Die Landeseinwohner von Java sind durchaus schwarz, und ihre gewöhnliche Kleidung besteht nur aus einem Stück buntem Zeug, das sie um die Hüften winden; übrigens gehen sie ganz nackend. Auf dem Kopfe tragen sie einen

Turban, und in ihren Häusern eine Art Schuhe, die sie jedoch ausziehen, sobald sie ausgehen. Große, lange Nägel an den Händen halten sie eben sowohl für eine Zierde, als kleine, kurze Zähne; daher lassen sie die ersten wachsen, und die zweiten abfeilen. Sie sind zwar meist Mahometaner; würden aber von den ächten Bekennern des Islams schwerlich dafür erkannt werden, so sehr haben sie ihre Religion mit Fabeln und dem gräßlichsten Aberglauben verunstaltet. —

Das ist, was ich während meines kurzen Aufenthaltes in Batavia von diesen Völkern erfahren habe. Denn kaum waren wir daselbst angekommen: so sahen wir auch, daß wir unsere Waaren hier nicht würden verkaufen können; weil neuerlich wieder sehr geschärfte Befehle von der Kompagnie an ihre Offiziere gegen einen solchen Handel erlassen worden waren. Ja, wir waren sogar in Gefahr, unser Schiff zu verlieren: denn einer der vermeintlichen alten Freunde unsers Stenermanns hatte uns verrathen; und der Befehl, unser Schiff in Beschlag zu nehmen, war wirklich

schon gegeben. Ohne etwas davon zu ahnen, betrieben wir im Hafen unsere Handelsgeschäfte: als ein Matrose herzu trat und uns fragte, ob das Schiff, welches außerhalb der Rhede geankert habe, das Unsrige sey? — Die Frage kam uns bedenklich vor; wir fragten ihn, warum er es wissen wolle? — Damit Sie das Schiff, wenn es Ihnen gehört, sobald als möglich retten: denn man ist im Begriff, dasselbe weg zu nehmen, und in wenig Stunden wird es schon geschehen seyn. — Kaum konnten wir der Aussage des Matrosen glauben: allein der Steuermann erinnerte sich, daß er einem seiner Bekannten gesagt habe, wo das Schiff vor Anker liege, und nun zweifelten wir nicht mehr, daß dieser auch unser Verräther gewesen sey. Wir belohnten den Matrosen reichlich, mietheten uns ein Fahrzeug, und fuhren so schnell, als möglich an Bord unsers Schiffes zurück. Unterweges stellten wir unsere Betrachtungen darüber an, woher es der Matrose wohl wissen konnte, daß unser Schiff weggenommen werden sollte, da die Befehle dazu doch in der Regel ganz

im Geheim gegeben, und ſelbſt vor der Mannſchaft des Schiffes, welches die Expedition ausführen ſoll, verborgen gehalten werden. Am wahrſcheinlichſten ſchien uns dieſe Warnung von den See-Offizieren ſelbſt zu kommen, welche mit dieſem Befehle der Kompagnie höchſt unzufrieden waren, weil ſie dadurch ihren eigenen Schleichhandel vernichtet ſahen. Ihr eignes Intereſſe erforderte es alſo, die Schiffe, die ihnen Waaren zuführten, in Zeiten vor dem Ungewitter zu warnen, welches über ſie herein zu brechen drohte. — Doch dem ſey, wie ihm wolle; wir eilten ſo viel wir konnten nach unſerm Schiffe; ſchon von weiten gab ich das Zeichen, die Anker zu lichten, und bald hernach flogen wir pfeilſchnell durch die Wellen, und entgingen der drohenden Gefahr.

Erſt auf der hohen See konnte ich Neuſville von der Urſache unſerer ſchnellen Flucht unterrichten; und nun entſtand wieder die Frage, wahin wir uns wenden ſollten. Der Steuermann ſchlug Bengalen vor, wo wir unſere Waaren nach ſeiner Meinung ſicherer,

und selbst besser, als in Batavia, würden absetzen können. Ueberhaupt schilderte er uns die Vortheile des Bengalischen Handels so reizend, daß wir den Weg dahin einschlugen. Wir fuhren durch die Meerenge (Straße) von Sunda (zwischen Java und Sumatra) glücklich hindurch; sahen uns aber genöthiget, an der westlichen Küste von Sumatra anzulegen, um frisches Wasser und frische Lebensmittel einzunehmen.

Sumatra war damals eine andere sehr wichtige Besitzung der Holländer; sie hatten viele kleine Festungen da, und beherrschten im Grunde die ganze Insel. Vor ihnen hatten sich die Portugiesen hier niedergelassen, die den Holländern aber weichen mußten. Den Engländern gehörten vor wenig Jahren nur einige Komptoirs und Faktoreien, die durch einige kleine Forts beschützt wurden, auf Sumatra; jetzt sind sie, nach Vertreibung der Holländer, die einzigen Herren davon *). Denn die inländischen Könige, deren es mehrere auf

*) Benkulen, an der Westküste von Sumatra, ist die Residenz des Britischen Gouverneurs.

Sumatra giebt, ſind gewiſſermaßen von ihnen abhängig. Das wichtigſte dieſer Königreiche iſt das Reich Achem, welches den nördlichen, größten und beſten Theil der Inſel begreift. Gold und edle Steine bringt die Inſel in Menge hervor; das wichtigſte Produkt derſelben iſt jedoch der Pfeffer, womit jährlich über zwanzig Schiffe beladen werden. Außerdem fehlt es auch nicht an den übrigen Indiſchen Produkten, wovon jährlich eine große Menge nach andern Weltgegenden verführet werden. Obgleich Sumatra gerade unter der Linie liegt, und von derſelben ſo zu ſagen in zwei Theile getheilt wird: ſo iſt es hier doch nicht ſo heiß, als man glauben ſollte, weil von dem Meere her immer kühlende Winde wehen. Die häufigen Regengüſſe, welche gewöhnlich alle Jahre hier eintreten, verurſachen auf Sumatra eben ſo häufig große Ueberſchwemmungen, als in den übrigen Oſtindiſchen Ländern. Die Eingebornen von Sumatra ſind von ſchwarzer Farbe, wie die benachbarten Inſulaner, und bekennen ſich meiſt zu Mahomets Religion; im Innern der Inſel wohnt aber, zwiſchen hohen Gebir-

gen, eine sehr wilde Nation, welche alle Fremdlinge, die in ihre Gewalt fallen, tödtet und verzehret. Man behauptet, diese Nation habe ehemals die Küsten bewohnt, wäre aber durch die ankommenden Ausländer von denselben vertrieben, und nicht selten gemißhandelt worden; daher komme der unversöhnliche Haß, den sie gegen alle Fremden zeigt. —

Die Lebensmittel waren eingenommen, wir lichteten die Anker, seegelten an den unter Sumatra liegenden kleinen Inseln hin, und nahmen hierauf eine nordöstliche Richtung. Jetzt passirten wir zum zweitenmale die Linie *), welche wir auf unserer Reise nach den Molucken schon einmal überschritten hatten. Es trat eben Windstille ein, wir mußten laviren,

*) Die Linie, oder der Aequator, theilt die Erdkugel in zwei gleiche Hälften, in die nördliche und in die südliche Halbkugel. Die Sonne steht, wenn Tag und Nacht gleich sind, hier Mittags 12 Uhr so, daß die Gegenstände, welche ihre Strahlen treffen, gar keinen Schatten geben. Da die Strahlen der Sonne hier senkrecht zur Erde fallen: so haben sie die meiste Wirkung, weshalb es auch unter der Linie am heißesten ist.

und hatten in der Zeit mit einer unerträglichen Hitze zu kämpfen. Endlich erreichten wir den fünften Grad nördlicher Breite*); hier ließ die Hitze etwas nach, wir bekamen auch wieder günstigen Wind, und steuerten nun gerade nordwärts, um in den Ganges einzulaufen. Allein unsere Absicht wurde durch einen Sturm vereitelt, der uns westwärts trieb, und uns an die Küste von Ceylon warf.

Alle Mühe, uns von der Küste zu halten, war vergebens; wir mußten auf einer offnen Rhede Anker werfen. Der Sturm trieb uns mit aller Gewalt gegen die Küsten; wir ließen alle unsere Anker sinken, und kappten unsere Masten. Gleichwohl sahe jedermann einen Schiffbruch für unvermeidlich an. Glücks

*) Geographische Breite wird die Entfernung der Linie von den beiden Polen (äußersten nördlichen und südlichen Punkten auf der Erdkugel) genannt; und zwar nördliche Breite, der Zwischenraum zwischen der Linie und dem Nordpol, und südliche Breite, der Raum zwischen der Linie und dem Südpol. Von der Linie bis zu jedem Pol rechnet man 90 Grade, deren jeder 15 geographische oder deutsche Meilen begreift.

licherweise legte sich der Sturm, und der Himmel klärte sich wieder auf. Eiligst besserten wir unser Schiff wieder aus, und gingen so gleich unter Seegel; ob ich mich gleich gern mit der Insel Ceylon selbst näher bekannt gemacht hätte, von welcher mir unser Steuermann, der darauf gewesen war, manches Interessante erzählt hatte.

Lage und Klima von Ceylon sind ganz vortrefflich, und selbst die vielen Gebirge, aus welchen der Schneeberg, Adams-Pic, so hoch hervorragt, daß er auf 15 deutsche Meilen von der See aus gesehen werden kann, sind mit den schönsten Bäumen bewachsen. In den Thälern, die hinlänglich bewässert sind, herrscht die üppigste Vegetation; und sie bringen nicht allein inländische Früchte und Gemüße in Menge und in höchster Vollkommenheit hervor, sondern auch europäische Gewächse, die hieher verpflanzt wurden, kamen sehr gut fort. Sonst waren die Holländer im Besitz der Küsten dieser Insel; nachdem sie die Portugiesen, die sich zuerst unter den Europäern daselbst festsetzten, davon vertrieben hat-

ten: jetzt haben sie die Holländer den Briten wieder überlassen müssen. Den innern Theil der Insel bewohnen die Wadassen und Cingalesen. Jene sind die Urbewohner der Insel, haben sich jetzt in unzugängliche Gebirge zurückgezogen, treiben jeden Fremden, der sich ihren Wohnsitzen nähern will, mit der größten Tapferkeit ab, und haben eine freie, gewissermaßen patriarchalische Verfassung bei sich erhalten. Diese sind mehr gebildet, und haben mehrere Fürsten, unter welchen der König von Candi der mächtigste ist. Ihrer Abstammung nach sind sie Hinduer; dies zeigen Sprache, Religion und Sitten. Sie verbrennen ihre Todten, und leben meist von Reis und Gemüße, wie die Hindus. Der Ackerbau ist ihre Hauptbeschäftigung, und Reis das vorzüglichste Produkt, welches sie erzeugen. Ihre Wohnungen und ihre Kleider sind nicht prächtig, aber äußerst reinlich. Die Männer winden blos ein Stück Leinwand um die Hüften; der Oberleib ist mit einem leinenen Wams bedeckt, und an der linken Seite tragen sie ein breites Schwert. Die Weiber ha-

ben ein langes leinenes Kleid, welches sie ganz verhüllt; überhaupt zeichnet sich das weibliche Geschlecht durch eine Sittsamkeit aus, die sonst nicht leicht in den tropischen Ländern gefunden wird.

Geflügel, Wildpret und Fische giebt es auf Ceylon in Menge; und alle europäische Hausthiere, das Schaaf allein ausgenommen, gedeihen hier recht gut: aber es giebt auch mehrere Arten Schlangen, und manche von ausnehmender Größe auf dieser Insel. Die Ceylonischen Elephanten werden in ganz Indien am meisten geschätzt; sie sind nicht allein viel größer, als in andern Theilen Indiens, sondern zeichnen sich auch vor jenen durch eine besondere Gelehrigkeit aus. Gewöhnlich erreichen die Elephanten eine Länge von neun bis zehen Fuß, und eine Höhe von eilf bis zwölf Fuß. Ihren Rüssel gebrauchen sie bekanntlich, wie der Mensch seine Hände. Sie tragen ungeheure Lasten, und sind den Indischen Heeren als Last- nicht nur, sondern auch als Streit-Thiere ganz unentbehrlich. Man baut Thürme auf ihre Rücken, die man mit Sol-

daten

daten besetzt, und treibt sie dann in die feindlichen Reihen; ja bisweilen bedient sich ein Heer derselben statt eines Verhacks, indem die Elephanten rings um das Heer herum gestellt werden, und die Soldaten gegen den feindlichen Angriff decken. Es ist merkwürdig, daß sich die gezähmten Elephanten niemals paaren und begatten, sie scheinen absichtlich keine Jungen zur Sklaverei erzeugen zu wollen. Daher ist man genöthiget, immer wilde Elephanten zu fangen, und sie zahm zu machen. Die Indier haben mehrere Methoden, die Elephanten einzufangen und zu zähmen. Die gewöhnlichste Art ist: man läßt die wilden Elephanten durch zahme in enge Pässe oder in Hohlwege locken, wo nur ein Elephant nach dem andern gehen kann, und der wilde daher stets dem zahmen folgen muß, wo dieser ihn hinführet. Auf einmal läßt man vor und hinter ihm ein paar große Balken, welche in Falzen laufen, und bisher aufgezogen waren, niederfallen; der Elephant steckt nun wie in einem Käfig, und kann sich nach keiner Seite hin bewegen. Nun fesselt man ihn an allen Bei-

nen mit ſtarken Seilen, jedoch ſo, daß er noch gehen kann, und nöthiget ihn, einige Zeit beſtändig im Kreiſe herum zu gehen; hierauf läßt man ihn einige Tage Hunger leiden, und kuppelt ihn dann ſo lange mit zahmen Elephanten zuſammen, bis er ſelbſt völlig gezähmt iſt. — Außer den Elephanten von gewöhnlicher Farbe, giebt es auch mitunter weiße, welche von den Indiern beſonders hochgeachtet werden, und an manchen Höfen, z. B. in Siam, den Glanz des königlichen Hofes mit erhöhen helfen. Man reicht ihnen das Futter in goldenen Krippen, baut ihnen eigene prächtige Wohnungen, worin ſie nach Belieben herumſpaziren dürfen; und nicht ſelten entſtand unter den Indiſchen Fürſten ein blutiger Krieg über einen weißen Elephanten. —

Die Inſel Ceylon hat das Eigene, daß nie über das ganze Land eine und dieſelbe Witterung herrſcht; ſondern wenn die Regenzeit — die bekanntlich in allen Ländern zwiſchen den Wendekreiſen ſtatt findet — in der öſtlichen Hälfte der Inſel eintritt, ſo iſt auf der weſtlichen das ſchönſte Wetter; und regnet es auf

der Westseite, so ist das Wetter in Osten gut. Es ist dies Folge der unstäten Winde, die in dieser Gegend beständig herrschen, und vielleicht auch der sehr hohen Gebirge, die im Innern der Insel so hoch hervorragen, daß sich die Wolken an denselben brechen. —

Zu den merkwürdigsten Naturerzeugnissen der Insel Ceylon gehört ein großer Baum, der nur einmal, nach dreißig Jahren, Blüthen und Früchte bringt, und dann abstirbt. Sein Mark giebt ein schönes Mehl, aus welchem man Brod backen kann, das die größte Aehnlichkeit mit dem unsrigen hat; und seine Blätter sind so groß, daß unter einem einzigen funfzehn bis zwanzig Personen Schutz gegen Sonne und Regen finden. Trocknet man diese Blätter: so werden sie zwar stark, aber geschmeidig und dem Pergament sehr ähnlich. Man kann Zelte davon bauen, Häuser damit decken, und kann sie auch statt Papier oder Pergament gebrauchen, und mit einem eisernen Griffel darauf schreiben. —

Eben so merkwürdig ist der Mannabaum, welcher auch auf Ceylon einheimisch ist, und

von dessen Saft, den man durch Aufritzen der Schaale erhält, das Manna gewonnen wird.

Das allerwichtigste Produkt auf Ceylon ist jedoch der vortreffliche Zimmt, welcher nirgends in der Güte und in der Menge gewonnen wird, wie hier. Der Zimmtbaum erreicht eine mittlere Größe; seine Blätter sehen fast wie Lorbeerblätter aus, und man findet hier ganze Wälder davon. Der Geruch dieser Zimmtwälder ist so kräftig, daß man sie schon in der Entfernung von einigen Meilen recht gut riecht. Unser Zimmt ist nichts anders, als die Rinde des Zimmtbaums, welche, wenn sie abgenommen wird, zwar weiß aussiehet, aber über dem Trocknen die braune Farbe erhält, und sich zusammenrollt. —

Noch waren uns die Gebirge von Ceylon nicht lange aus den Augen: als uns ein anderer Unfall in die Quere kam; denn auf einmal rief ein Matrose aus dem Schiffsraum, daß das Schiff leck sey, und schon zwei Fuß Wasser gefaßt habe. Alle Pumpen wurden nun in Bewegung gesetzt: aber wir konnten

den Leck nicht entdecken; und sahen bald ein, daß, trotz unserer Mühe, das Schiff sinken würde, wenn wir nicht bald ans Land kommen könnten. Wir glaubten ohngefähr noch zehen Meilen von Pondichery zu seyn; und entschlossen uns, gerade auf diese Stadt loszusteuern, wo wir, wenn wir sie glücklich erreichten, unser Schiff mit Muße ausbessern konnten. Unser Wunsch gelang; schon am andern Morgen kamen wir glücklich auf der Rhede von Pondichery an, und ließen nun die Ausbesserung des Schiffs unsere vorzüglichste Sorge seyn. Wir entdeckten den Leck bald; im Sturm hatten sich einige Fugen der Schiffsbekleidung aus einander gegeben. Ein Paar eiserne Bänder, welche darum gelegt wurden, machten den ganzen Schaden wieder gut.

Dreizehntes Kapitel.

Ankunft zu Pondichery. Beschreibung des gegenwärtigen Zustandes der Halb-Insel diesseits des Ganges. Abreise von Pondichery und Ankunft auf der Küste Malabar.

Pondichery liegt auf der westlichen Indischen Halb-Insel (diesseits des Ganges) auf der Küste Koromandel. Fast alle europäische Nationen haben Niederlassungen und Faktoreien an dieser Küste, und Pondichery war damals der Hauptort der Französischen Besitzungen in Ostindien. Da ich ehemals in der Französischen Armee gedient, und viele Offiziere gekannt hatte, die ihre Bestimmung bald dahin, bald dorthin rief: so konnte es nicht fehlen, daß ich nicht auch hier

einige Bekannte fand, deren Umgang mir während des kurzen Aufenthalts in Pondichery sehr angenehm und lehrreich wurde.*).

Sie belehrten mich zunächst über die damalige politische Verfassung dieses Landes; und von ihnen erfuhr ich, daß das ehemals so mächtige Reich des Großmogols, welches sonst den größten Theil dieser Halb-Insel begriff, in sich selbst zerfallen, und die Beute mehrerer Asiatischer und Europäischer Völker geworden sey. In meiner Jugend hatte man mir viel von dem Reichthum des Großmogols erzählt, der als ein Nachkomme des Weltstürmers Tamerlan, ganz Hindostan beherrschte; und ich hatte als Kind öfters ein brennendes Verlangen gehabt, diesen Monarchen in seinem Glanze und in seiner Herrlichkeit zu sehen. Jetzt mußte ich hören, daß der letzte der Großmogolen (Schach Allum) vor wenig Jahren (1790) in den traurigsten Umständen, seiner Länder, seiner Kinder und sogar seiner Augen

*) Pondichery wurde bald nach meiner Abreise von den Engländern erobert, in deren Gewalt es auch noch jetzt ist.

beraubt, gestorben sey. Welche Betrachtungen konnte ich dabei nicht über die Hinfälligkeit der irdischen Größe, und über die Vergänglichkeit alles menschlichen Glanzes anstellen! —

Die Besitzer des untergegangenen Großmogolischen Reichs sind gegenwärtig

1) Die Afganen in Ostpersien, welche den nördlichen Theil des Mogolischen Reichs inne haben. — Die vorzüglichste Provinz dieses Theils ist die Provinz Kaschemir. Es giebt nicht leicht ein Land, welches ein angenehmeres und glücklicheres Klima hätte, als Kaschemir. Gewöhnlich pflegt man es auch nur das Paradies von Indien zu nennen; denn es gleicht einem großen Garten, mit welchen Flecken und Dörfer häufig abwechseln. Schädliche oder reissende Thiere, als Schlangen, Löwen, Tiger u. dergl., die man in den übrigen Indischen Ländern häufig antrifft, giebt es hier gar nicht; dagegen wachsen aber fast alle Europäische Pflanzen, Blumen und Früchte neben den Indischen Gewächsen daselbst. Innerhalb des Landes erheben sich viele sanfte Hügel; und nach außen ist es

ringsum mit hohen Gebirgen umgeben, auf welchen eine Menge Quellen entspringen, welche die Ebenen und Thäler wässern, befruchten und abkühlen. Alle diese Gewässer ergießen sich in den Indus, der hier schon schiffbar wird. Das Land ist seiner feinen Shawls wegen, die man hier in unerreichbarer Vollkommenheit aus Tibetanischer Wolle verfertiget, und unter den Namen Kaschmir-Shawls bekannt genug sind, sehr berühmt. —

2) Das Volk der Seiken (Seiks) hat hier mehrere kleine Staaten aus den Trümmern des Mogolischen Reichs errichtet, die zwar sämmtlich von einander unabhängig, aber zu gegenseitiger Vertheidigung, wie die Schweizer Kantons, auf das engste mit einander verbunden sind. Sie lieben die Freiheit über alles; und die erste Bedingung, unter welcher sie einen Fremden bei sich aufnehmen, ist, daß er sich der Herrschaft eines Einzigen aus allen Kräften zu widersetzen verspricht. Die Seiken sind, wie es sich übrigens aus ihrer Liebe zur Freiheit schließen läßt, sehr kriegerisch und vortreffliche Reiter. Ihre Besitzungen sind

der westlichste Theil von Indostan; der Indus trennt sie von Persien.

3) Vor allen haben sich aber die Marratten ein großes Reich von dem Mogolischen Reiche erworben. Die Marratten sind ihrer Abstammung nach Hinduer, und haben Religion, Sitten und Gebräuche derselben auch beibehalten; übrigens kennt man sie als ein kriegerisches, aber auch räuberisches Volk. Sie besitzen den innern Theil des ehemaligen Mogolischen Reichs, und stehen unter mehrern Fürsten, welche meist die Hoheit eines gemeinschaftlichen Reichsoberhauptes (wie sonst die Deutschen Fürsten den Kaiser), des Peischwah von Punah, anerkennen.

4) Im Süden von dem Marattenstaate hatte sich, nach der Auflösung des Mogolischen Reichs, der Staat von Mysore gebildet, den die Sultane Hyder-Ali und sein Sohn Tippo-Saib stets tapfer gegen die Angriffe der Briten und Maratten vertheidigt haben*).

*) 1799 wurde jedoch die Hauptstadt Seringapatnam von den Briten mit Sturm erobert, und Tippo-Saib starb fechtend. Das ganze Reich

Franzöſiſche Offiziere dienten häufig in den Myſoriſchen Heeren; und ihrer Kriegserfahrenheit war es beſonders zuzuſchreiben, daß die wenig exerzirten Myſoriſchen Truppen ſo vielen Widerſtand leiſten konnten. —

5) Das Reich des Nizam (Königs) von Golconda oder Decan, welches auch durch ein Stück des Mogoliſchen Reichs im Weſten vergrößert worden iſt. — Außer dieſen wichtigen Aſiatiſchen Staaten, die aus der Großmogoliſchen Monarchie hervorgegangen ſind, giebt es aber auch noch viele kleinere, deren Fürſten Nabobs oder Najahs genannt werden, die aber zu unwichtig ſind, in den politiſchen Verhältniſſen eine bedeutende Rolle zu ſpielen.

6) Als die herrſchende Nation über ganz Vorder-Indien ſind aber gegenwärtig die Engländer anzuſehen. Eine Geſellſchaft von Engliſchen Kaufleuten, die Oſtindiſche

wurde nun, bis auf einen kleinen Theil, wovon Myſore die Hauptſtadt, und deſſen Beherrſcher den Briten unterworfen worden iſt, mit den Beſitzungen der Oſtindiſch-Engliſchen Kompagnie vereinigt, und ihre Macht in Indien dadurch auf den höchſten Gipfel gebracht.

Kompagnie, hatte schon längst am Ganges *) in Bengalen Niederlassungen gestiftet, und diese anfänglich nur durch einige kleine Forts gegen die räuberischen Angriffe der Eingebornen gesichert; nach und nach gewann aber diese Gesellschaft so viel Reichthümer und Macht, daß sie selbst wichtige Städte (Calcutta in Bengalen, jetzt mit 600,000 Einwohnern, Madras im Reich Golconda, mit 300,000 Einwohnern, Bombay, Surate u. a.) und große Landstriche erwarb. Die schon längst gespürte Schwäche des Mogolischen Reichs begünstigte die Vergrößerung des Englischen Gebiets in Ostindien; und als dieser Koloß durch innere Unruhen vollends zusammenstürzte, fanden die Offiziere der Englisch-Ostindischen Gesellschaft, deren Hauptsitz zu Calcutta war und noch jetzt ist, Gelegenheit, große Stücke von Bengalen abzurei-

*) Ein großer Fluß, welcher die beiden Indischen Halb-Inseln trennt, und sich in den Meerbusen von Bengalen ergießt. Von ihm nennt man Vorder-Indien: die Halb-Insel diesseits des Ganges, und Hinter-Indien: die Halb-Insel jenseits des Ganges.

ſten, und mit den alten Engliſchen Beſitzungen zu vereinigen. Lord Clive, damals Gouverneur der Kompagnie in Calcutta, iſt als der Stifter dieſes Britiſchen Reichs am Ganges anzuſehen, welches nun beinahe die Küſten von Koromandel und Malabar ganz begreift, und bei weitem wichtiger, als das Mutterland ſelbſt iſt. Das merkwürdigſte dabei iſt, daß das Britiſche Oſtindien nicht ein Eigenthum des Britiſchen Staats, ſondern der gedachten Geſellſchaft von Kaufleuten, der Oſtindiſchen Kompagnie iſt. Jedoch iſt die Leitung der Regierungsgeſchäfte dem Könige und dem Parlamente von Großbritannien überlaſſen *).

Die Einwohner von Vorder-Indien (ohngefähr 80 Millionen) ſind von verſchiedenen Völkerſtämmen. Die Urbewohner der Halb-Inſel, die Hindus, machen auch jetzt noch den

*) Die Britiſchen Beſitzungen in Oſtindien betragen über 15,000 Quadrat-Meilen, auf welchen über 25,000,000 Menſchen wohnen. Die Kompagnie hält auf 130,000 Mann Truppen daſelbſt, unter welchen ohngefähr 30,000 Europäer, die übrigen aber Eingeborne, Seapoys, mit Europäiſchen Offizieren ſind.

größten Theil derselben aus; außerdem leben aber auch viele Mongolen, Afganen, Seiken, Araber, Armenier, Chinesen, Juden, viele Portugiesen, deren verdorbene Sprache in Indien sehr ausgebreitet ist, und Engländer, die sich sämmtlich bei den vielen Erschütterungen, welche dieses glückliche Land von jeher erfuhr, hier niedergelassen haben.

Die Hindus haben eine mehr olivenartige, als schwarze Gesichtsfarbe, und sind ein äußerst gutmüthiges und gewerbfleißiges Volk, welches vorzüglich die schönen baumwollenen Zeuge verfertiget, die in Europa so gesucht, und öfters so theuer bezahlt werden; sie bekennen sich zur Religion der Bramanen. Sie glauben an die Seelenwanderung, und genießen daher kein Fleisch, sondern leben blos von Vegetabilien. Der Reis ist ihre Hauptnahrung. Die Achtung gegen alle lebende Thiere geht bei ihnen so weit, daß sie selbst den abgelebten Hunden, Pferden, Kühen, u. dergl. eine Art Hospitäler erbauen, worin sie dieselben bis zu ihrem Tode verpflegen. In

Sitten und Gebräuchen sind die Hindus auch sehr von andern Nationen unterschieden. Kleider und Wohnung sind sehr einfach; die ersten bestehen nur aus einem Stück baumwollenen Zeug, worein sie sich bis auf die Füße hüllen, und ihre Wohnungen sind öfters nichts mehr, als Hütten von Bambusrohr aufgeführet. Die auffallendste Gewohnheit bei ihnen ist, daß es für die Weiber eine Ehrensache ist, sich mit ihren verstorbenen Gatten, wenn sie der Landessitte gemäß verbrannt werden, auf demselben Scheiterhaufen verbrennen zu lassen. Man zwingt die Wittwen zwar nicht dazu: aber diejenige, die es nicht thäte, würde sich mit ewiger Schande bedecken, und für immer ein Gegenstand der Verachtung bei allen ihren Bekannten und Verwandten bleiben.

Die Hindus theilen sich in vier Kasten oder Zünfte, wie die alten Aegyptier; und jeder muß in der Kaste und bei dem Geschäfte bleiben, bei welcher seine Vorfahren standen, und welche diese trieben. Die erste Kaste ist die der Braminen (der Gelehrten und

Priester); die zweite besteht aus den Schutters (Kriegern); die dritte aus den Banjanen (Kaufleuten); und die vierte aus den Schutters (Handwerkern und Bauern). Zu diesen kommen noch die Parias, die zu keiner der vier Hauptkasten gehören, die als verworfene Menschen, die jedermann, wie er will, mißhandeln kann, angesehen werden, und die daher die menschliche Gesellschaft fliehen, und meist nur in dichten unzugänglichen Wäldern leben. — Die Braminen stehen bei den Hindus in großem Ansehen, und sie verdienen es auch mehrentheils. Eine Ausartung von ihnen könnte man aber die Fackirs (Indischen Mönche) nennen, welche sich das Ansehen geben, alle sinnliche Genüsse und alle Freuden zu verachten, bisweilen zusammen in einer Art Klöstern, häufiger aber als Einsiedler leben, den Pöbel durch allerhand konvulsivische Bewegungen und Mißhandlungen ihres Körpers in Erstaunen setzen, öfters wie Wahnsinnige ganz nackend umherirren, sich Flöhen, Läusen und Wanzen häufig zum Opfer bringen, und durch alle diese Dinge sich das Ansehen

sehen vollendeter Heiligen bei dem abergläubischen Volke zu verschaffen wissen. — —

Ein anderer Indischer Volksstamm, der aus Persien herüber gekommen ist, sind die Gebern, welche das Feuer anbeten, oder wenigstens eine so große Achtung für dieses Element haben, daß sie es für ein großes Unglück ansehen, wenn es in ihren Häusern einmal verlischt. Diese machen sich kein Gewissen daraus, Fleisch zu essen. Zu ihren Eigenheiten gehört aber, daß sie ihre Todten unter freien Himmel legen, und nicht eher begraben, bis die Raubvögel erst alles Fleisch abgefressen haben; wahrscheinlich, weil sie glauben, daß in der Welt nichts ungenutzt zu Grunde gehen dürfe. —

Die Mongolen, Araber ꝛc. sind Mahometaner; Armenier, Portugiesen und Engländer bekennen sich, obwohl unter verschiedenen Formen, zur christlichen Religion. Es giebt daher, da auch viele Juden hier wohnen, nicht leicht ein Land, wo so viele Religionen neben einander frei ausgeübt werden, als in Indien. Bemerken muß ich

endlich noch, daß alle Mohamedaner hier Mohren, und alle Bewohner der südlichen Spitze von Indien Malabaren genannt werden.

Indien liegt unter einem glücklichen Himmelsstriche, und zur Hervorbringung der edelsten Produkte sehr geschickt. Die Luft ist fast allenthalben gesund, und die Hitze wird durch die Seewinde sehr gemäßiget. Wie auf Ceylon regnet es hier auch nicht auf der Westseite, wenn im Osten Regen fällt, und umgekehrt; ein Phänomen, welches wahrscheinlich durch das hohe Gebirge Gattes, durch welches die Küsten von Koromandel und von Malabar von einander getrennt sind, hervorgebracht wird.

Gold und edle Steine werden in diesen Indischen Ländern gewonnen; aber doch nirgends mehr, als in dem Königreiche Golconda. Die dasigen Diamanten-Gruben sind von unerschöpflicher Reichhaltigkeit. Man findet sie in ganzen Adern in Felsen, wo sie in einen rothen Sand, der etwas ins Weiße und Gelbe spielt, eingehüllt sind. Nächst dem

Diamanten wird hier auch auf Krystall, Granaten, Saphir, Amethist, Topase und Agat gearbeitet; an den Küsten werden Perlen gefischt, und die Oberfläche dieses Landes ist so ungemein fruchtbar, daß zwei bis drei Aernten in einem Jahre gewonnen werden können. Die immerwährende Wärme, und die regelmäßigen Ueberschwemmungen, denen die Fruchtfelder ausgesetzt sind, bringen diese bewundernswürdige Fruchtbarkeit hervor. Reis ist das Haupt-Getraide-Produkt in Indien, obgleich auch andere Getraidearten hier wachsen. Die Baumwollenstaude und der Seidenwurm liefern von ihren Erzeugnissen eine so große Quantität, daß trotz der vielen Baumwollen- und Seiden-Webereien, welche überall in Indien bestehen, dennoch jährlich eine unermeßliche Menge ausgeführt werden kann. Die Baumwollenstaude erhält ohngefähr die Größe eines Rosenstocks. Ihre Rinde ist grau, und die geraden Aeste haben süße, wollige, zerlappte, den Weinblättern ähnliche, jedoch viel kleinere, Blätter. Wenn die Blüthen abgefallen sind: so entstehen an deren

Stelle kleine Knöpfchen, die nach und nach größer werden, und sich immer mehr ausdehnen, und endlich eine nußartige Schaale enthalten, worin die Baumwolle liegt. Diese Schaale springt auf, wenn die Baumwolle reif wird. Innerhalb der Baumwolle liegen aber wieder fünf bis sechs Körner, welche, hat man sie der Erde übergeben, nach Jahr und Tag wieder tragbare Sträucher hervorbringen. So leicht ist die Kultur der Baumwollenstaude in Indien! —

Der Südfrüchte und Spezereien, die schon bei den übrigen Ostindischen Ländern erwähnt worden sind, als des Pfeffers, Ingwers, Zuckers, u. s. w. will ich gar nicht weiter gedenken: aber die Pflanze, welche sich selbst nach dem Lande nennt, wo sie wächst, den Indigo, darf ich nicht unerwähnt lassen. Man siehet hie und da ganze Flächen Landes mit dieser Pflanze angebauet; und ob es gleich in andern warmen Ländern ebenfalls möglich ist, Indigo zu ziehen, so ist er doch nirgends so gut, wie hier. Die fleißigen Indianer geben sich aber freilich bei seiner Erziehung auch

alle Mühe. Die Blätter des Indigo's sehen fast aus wie Mohrrübenblätter, die Zweige gleichen den Brombeerranken, und die Blüthe ist beinahe wie eine Distelblüthe. Mehrmals im Jahre werden diese Blätter von der Staude abgelesen, an der Sonne getrocknet, und hierauf in Wasser geweichet. Das Wasser rührt man von Zeit zu Zeit um, bis es ganz die Farbe und Eigenschaft der Pflanze angenommen hat; nun gießt man dasselbe in ein anderes Gefäß, und läßt es eine Nacht ruhig stehen. Den Tag hernach gießt man das Wasser wieder ab, und am Boden des Gefäßes zeigt sich dann, als eine hefenartige Masse, der Indigo selbst, den man nun herausnimmt, und an der Sonne trocknet. —

Indien ist das eigentliche Vaterland der Elephanten; auch siehet man das Rhinoceros öfters. Löwen, Tiger, Leoparden, Schakals, Affen sind hier keine Seltenheit. Die Ochsen, die man hier von erstaunlicher Größe hat, sind die gewöhnlichen Zugthiere; und man begegnet öfters den schönsten Karossen mit Ochsen bespannt. Die rei-

chen Indianer pflegten ihnen dann die Hörner zu vergolden, und sie mit allerhand andern Zierrathen zu schmücken. Pferde sind seltner, und werden weniger zum Reisen gebraucht. Ganz vornehme und sehr reiche Indianer und Europäer lassen sich in Palakins tragen, welches freilich die sanfteste Art zu reisen ist. —

Das Geflügel zeichnet sich hier, wie in den südlichen Ländern überhaupt, meist durch sein buntes Gefieder aus. Papageyen und Kakadu's giebt es in Indien in großer Zahl; und unsere Welschen Hühner (Truthühner) erkennen Indien für ihr Vaterland. Sie hießen anfänglich in Europa nur Calikutsche Hühner, von der Stadt Calikut auf der Küste Malabar, woher sie die Portugiesen zuerst nach unserm Erdtheile brachten.

Das sind ohngefähr die Nachrichten, welche ich in Pondichery von meinen Freunden über Indien und seine Bewohner erhielt. Um

ser Schiff war ausgebessert, und die Waaren hatten wir hier gut verkauft; wir durften das her nicht erst noch den langen Weg nach Bengalen machen, wie wir uns vorgenommen hatten. Anfänglich wollten wir unser Schiff wieder in Pondichery befrachten: wir fanden aber keine annehmliche Fracht; und entschlossen uns daher, nach der Westseite der Halb-Insel, nach der Küste Malabar, zu seegeln. Schon sollten die Anker gelichtet werden: als mir mein Freund Neufville meldete, daß er eine anständige Anstellung in Pondichery erhalten solle, und mich daher nicht ferner begleiten werde. Es war mir zwar unangenehm, ihn zu verlieren: aber ich konnte ihn doch nicht in seinem Glücke hinderlich seyn; zumal, da ich selbst nach und nach die Unannehmlichkeiten eines ewigen unstäten Lebens zu fühlen anfing; indessen ließ mich die Hoffnung eines noch größern Handelsgewinns dieselben noch immer ertragen. Wirklich war unser Gewinn schon sehr beträchtlich; und Neufville konnte sich nicht genug darüber wundern, als wir uns berechneten, und er nun seinen Antheil er-

hielt. Wir trennten uns endlich mit sehr schwerem Herzen; mir schien es besonders, als stehe ich nun ganz einsam in der Welt, und dieser Gedanke machte mir nicht selten vielen Kummer. —

Als wir uns der Küste Malabar näherten: wurden wir nicht wenig von der Schönheit des Landes entzückt, welches sich vom Gestade des Meeres an ganz sanft erhob, und unsern Augen mehrere Städte und Flecken, Kokospalmwälder, schöne Wiesen und weite Ebenen, die durch eine Menge kleiner Bäche und Flüßchen gewässert wurden, darbot. Um diese herrliche Küste näher zu betrachten, setzten wir das Boot aus, und fuhren mehr an dieselbe heran. Jetzt wurden wir auch Eingeborne, Malabaren, gewahr, und mir fielen insbesondere ihre langen Ohrlappen sehr auf. Der Holländer erklärte mir die Ursache davon. Nämlich in früher Jugend durchstechen sie den Kindern, dieses sonderbaren Putzes wegen, schon die Ohrläppchen, und stecken in das Loch ein getrocknetes, zusammengerolltes

Stück von einem Palmblatt hinein. Dieſes erweitert das Loch durch ſeine Elaſticität, und verlängert das Ohr nach und nach ſo ſehr, daß es nichts Seltenes iſt, Malabaren zu ſehen, deren Ohrlappen bis auf die Schultern reichen. Die Malabaren theilen ſich, wie die Hindus, in verſchiedene Kaſten, und die Krieger tragen Säbel und Feuergewehre; die letzten ſind aber viel größer, als die unſrigen. Ihr Hausgeräthe iſt ſehr einfach: ſie ſchlafen auf der bloſen Diele, und brauchen ſtatt des Kopfkiſſens nur ein Stück Holz; einige Körbe, Schüſſeln und Matten ſind übrigens alles, was ſie im Hauſe haben. Die Häuſer ſelbſt ſind ſehr einfach erbauet; aber in ihren Pagoden herrſcht deſto mehr Pracht. Sie genießen die einfachſten Speiſen; Reis, Milch, Gartengewächſe und Obſt ſind ihre einzige Nahrung. — Unter den ſchädlichen Thieren, deren es hier mehrere giebt, erwähne ich nur der Tiger, die man öfters von der Größe eines Pferdes auf dieſer Küſte antrifft, und der Schlangen. Sie ſind zum Theil von ſo enormer Größe, daß ſie Menſchen verſchlingen

können; und man ist keinen Augenblick sicher, von kleinen Schlangen gebissen zu werden, da sie nicht selten sogar in die Häuser kriechen. Doch giebt es auch eine ganz unschädliche und sehr merkwürdige Art Schlangen auf Malabar, die sogenannten Rattenfänger, deren sich die Malabaren statt der Katzen gegen Ratten und Mäuse bedienen.

In den Gewässern von Malabar hatte ich das Unglück meinen treuen Sibirischen Bedienten zu verlieren. Ein hitziges Fieber, die Folge des heißen Klima's, riß ihn, aller angewandten Mittel ohngeachtet, nach wenig Tagen ins Grab. Sein Tod ging mir ungemein nahe; denn ich kannte seine Anhänglichkeit an mich. Der Holländische Steuermann hingegen blieb ganz gleichgültig dabei, welches mir um so unbegreiflicher war, da er ihn schon recht gut hatte gebrauchen können. Denn es war ein tüchtiger Seemann aus ihm geworden, und er hatte uns in dieser Eigenschaft schon sehr wichtige Dienste geleistet. Ich merkte wohl, daß diese Gleichgültigkeit des Steuermanns mit der Eifersucht in Ver-

bindung ſtand, mit welcher er ihn ſtets in Hinſicht meiner betrachtet hatte: aber, daß er ſich über ſeinen Tod um deswillen freute, um das Bubenſtück auszuführen, welches ich jetzt erzählen will, daß hätte ich doch nicht gedacht.

Vierzehntes Kapitel.

Verrätherei des Holländischen Steuermanns. Die wüste Insel. Ankunft in Goa und Surate.

Die Nachbarschaft der Malabarischen Küste schien uns wegen der Seeräuber, die sich in den Buchten an derselben zu verstecken pflegen, gefährlich; wir gewannen das hohe Meer und steuerten nach den über den Maldivischen *) Inseln nordwärts liegenden Lake-

*) Diese Inseln, 10 — 12,000 an der Zahl, zum Theil sehr niedrig und unbewohnt, sind eine, wohl 250 geographische Meilen von Norden nach Süden ausgedehnte Gruppe. Die wenigsten bringen Getraidefrüchte hervor; aber Fische und Kokosnüsse, deren es hier in Menge giebt, ersetzen den Abgang des Getraides. Die Einwohner be-

Diven *) zu. An einer derselben mußten wir Anker werfen, damit wir nicht, weil uns der Wind konträr war, auf eine Sandbank geworfen wurden.

Während wir an der Insel lagen, und von Langerweile geplagt wurden, that mir der Steuermann einmal den Vorschlag, ans Land zu gehen, und einige Vögel zu schießen, deren es sehr viele auf der Insel zu geben schien.

kennen sich zum Islam, und werden von einem Könige oder Sultan unumschränkt regiert; ihre Farbe ist mehr olivengrün, als schwarz. Getrocknete Fische und allerhand Arbeiten aus Palmblättern sind die vorzüglichsten Handelsartikel, die von den Insulanern in die verschiedenen Indischen Provinzen verführt werden. Ganz besonders ist aber ihr Handel mit einer Art kleiner Muscheln (Kauris), die sie an ihren Küsten finden, und welche in vielen Gegenden in Asien und Afrika als Scheidemünze gebraucht werden. — Von den Maldiven werden jährlich dreißig bis vierzig Schiffe voll solcher kleiner Muscheln ausgeführt.

*) Die Lake-Diven, d. i. Inseln Lake, liegen westwärts von der Malabarischen Küste, stehen auch unter einem unabhängigen Fürsten, und sind dicht mit Kokospalmen bewachsen.

Sein Vorschlag war mir recht; und er, der Equipagenmeister, ein anderer Holländer, den ich mit dem Steuermanne zugleich ohnweit Japan von einem Felsen gerettet hatte, stiegen mit mir ins Boot, und fuhren ans Land. Die Insel war nicht bewohnt, aber desto mehr Vögel gab es daselbst. Gleichwohl schoß keiner meiner Kamaraden sein Gewehr ab, ob ihnen gleich mehrere Vögel recht gut zum Schusse kamen. Ich hatte zwar mein Bedenken darüber; vermuthete aber nichts Arges, und schoß mit meiner Doppelflinte gleich hinter einander aus beiden Läufen mehrere Vögel. Kaum hatte ich aber den zweiten Lauf abgefeuert: so packte mich der Steuermann und warf mich zu Boden; doch argwohnte ich noch immer nichts Böses, und hielt es blos für einen derben Scherz. Als ich aber auch den andern Holländer herbeispringen, und seinem Landsmanne zu Hülfe kommen sahe: da schoß mir das Blatt. Ists möglich, rief ich, daß ein Paar Menschen, denen ich das Leben gerettet habe, mir das meinige ohne alle Ursache nehmen können? — Diese Worte rührten den

Equipagemeister; er warf sein Gewehr weg, und betheuerte dem Steuermann, daß er nie im Stande seyn würde, seine Hände mit dem Blute eines Mannes zu beflecken, welchem er so viel schuldig wäre. Ueberhaupt, fuhr er fort, ist es ja seines Schiffs wegen gar nicht nöthig, ihm das Leben zu nehmen; wir dürfen ihn ja nur auf dieser Insel zurück lassen. — Der Steuermann bestand nicht weiter auf meinen Tod; und es wurde beschlossen, mich auf der Insel zurück zu lassen, und davon zu segeln. Jetzt war mir zwar für den Augenblick das Leben geschenkt: aber sahe ich nicht auf dieser einsamen Insel einem weit grausamern Tode entgegen? Auf mein dringendes Bitten versprach mir jedoch der treulose Steuermann, einige Lebensmittel und meine Wäsche und Kleider zurück zu lassen. Die beiden Schelme gingen nun aufs Schiff zurück; kamen aber nach einer Stunde wieder, und brachten einen Sack voll Reis, einige andere Lebensmittel, meine Kleider, und ein Paar Koffer, worin meine übrigen Effekten waren. Eben hob sich der Wind wieder; die Böswichter eilten nach

dem Schiffe, und bald waren sie mit demsel-
ben mir aus den Augen. —

Ich will niemand beschreiben, wie mir zu Muthe war, als sich das Schiff entfernte, und endlich gar verschwand; mein ganzer Reichthum, alle meine Hoffnung verschwand mit demselben. Doch die Treulosigkeit der beiden Bösewichter kränkte mich fast noch mehr, als der Verlust meines Vermögens und meiner Freiheit. Ach! sagte ich mehrmals zu mir selbst, ach! das würden sie nicht haben wagen dürfen: wenn mich nicht Neufville verlassen hätte, wenn mein treuer Sibirier nicht gestorben wäre! Nun fing ich wieder an, diese beiden einen nach den andern mehr, wie jemals, zu beweinen. Endlich fand ich, daß meine Klagen ein lautes Murren gegen die Vorsehung wurden: da ging ich in mich, und bat Gott wegen meiner Unzufriedenheit mit seinen Schickungen demüthigst um Verzeihung. In dem Augenblicke faßte ich mich noch mehr; ich erkannte sogar, daß ich der göttlichen Vorsehung selbst den feurigsten Dank für meine Erhaltung darbringen müsse. Was wäre aus mir

mir geworden, sagte ich zu mir selbst: wenn diese Vorsehung nicht den Arm der beiden Bösewichter zurückgehalten hätte, als sie mich zu Boden geworfen hatten, und mich morden wollten? — Ach, sie hat noch mehr gethan, und ihre Herzen gerührt, daß sie mir sogar die nothwendigsten Bedürfnisse überlassen haben.

Solche und ähnliche Betrachtungen beschäftigten mich lange; endlich wollte es Nacht werden, und ich mußte nun darauf denken, wo ich meine Schlafstätte aufschlagen wollte. Schon oben habe ich eines kleinen Zeltes erwähnt, das ich mir zu meiner Reise durch Sibirien anschafte. Dieses, wie auch ein Feldbette und einiges blechernes und kupfernes Kochgeschirr, nebst verschiedenen Werkzeugen, war, da ich dasselbe nicht nöthig gehabt hatte, mit den andern Dingen in einem der Koffer geblieben, die ich jetzt erhalten hatte; ich durfte ihn also nur öffnen, und ich hatte Wohnung und Lagerstelle. Nachdem ich meine Abendmahlzeit, die aus etwas Obst bestand, gehalten hatte: sank ich, von Strapazen und Kum-

mer erschöpft, in einen festen Schlaf. Da ich erwachte, war es schon heller Tag; ich stand auf, verrichtete mein Morgengebet, nahm mein Gewehr, und fing an, die Insel zu durchstreifen. Von einem hohen Berge konnte ich sie ganz übersehen. Sie war klein, und hatte kaum zwei Meilen im Umfange. Zu meiner großen Freude traf ich aber einige kleine Palmwälder an. Der vielfache Nutzen, welchen der Palmbaum den Indiern gewährt, war mir nicht unbekannt geblieben. Noch mehr entzückte mich aber eine süße Quelle, die aus einem Gebüsche hervorrieselte, und einen kleinen Bach bildete. Aus ihr konnte ich meinen brennenden Durst stillen, und ein Paar Kokosnüsse, welche ich verzehrte, gewährten mir ein herrliches Frühstück. Hierauf ging ich dem Bache nach, und fand ein recht angenehmes Plätzchen, welches ich sogleich zu meinem Wohnplatze bestimmte. Es war dasselbe mit einem Trupp schattiger Bäume besetzt, durch welche man auf eine kleine Ebene, und von da auf das Meer sahe, welches sich dem Auge ganz frei darbot. Dies bestimmte mich hauptsäch-

lich, meinen Wohnplatz hier aufzuſchlagen; denn der einzige Troſt in meiner Einſamkeit lag in der Hoffnung, etwa ein vorüberſeegelndes Schiff zu entdecken, dem ich mich durch Signale bemerkbar machen konnte.

Sogleich ſchlug ich mein Zelt auf dieſer Stelle auf, und faßte den Entſchluß, mir auch eine dauerhaftere und bequemere Wohnung daſelbſt aufzurichten. Beil, Säge, Hammer und ähnliche Werkzeuge fand ich in meinem Koffer; ich ging daher friſch dran, hieb vier junge Bäume ab, und grub ſie, als Hauptſäulen des neuen Gebäudes, in die Erde. Zwiſchen dieſen Hauptſäulen ſteckte ich mehrere ſchwächere Bäumchen in einer Reihe neben einander hin, und durchflocht ſie, nach Art der Korbmacher, mit Zweigen. Dies Geflechte, welches mich nicht hinlänglich gegen Wind und Regen ſchützte, bewarf ich mit einer Art Mörtel ſo wohl inwendig, als auswendig. Meinen Mörtel bereitete ich folgendermaßen. Ich ſammelte eine Parthie Muſcheln, brannte ſie zu Kalk, vermiſchte dieſen mit Sand, Gras, Blättern, und beſchmierte hierauf alle Wände meines

Hauses damit. Dadurch wurden sie so fest wie eine Mauer; und nun bekleidete ich sie noch überdies mit Kalk, wodurch sie noch mehr an Festigkeit und an Schönheit gewannen. Statt der Ziegeln, die ich nicht hatte, deckte ich mein Haus mit Palmblättern, welche ein recht festes Dach machen. Wegen der Thür befand ich mich in einiger Verlegenheit, denn ich hatte keine Breter dazu: ich fand bald, daß Baumrinde auch ihre Stelle vertreten könnte. Die Thüre wurde zwar nicht so fest und so zierlich, wie von Bretern; aber für einen Ort, wo ich weder Menschen noch Thiere zu fürchten hatte, war sie gut und fest genug. Mein Haus bestand aus zwei Theilen; aus meinem Wohn- und Schlafzimmer, und aus einer Küche, die auch zugleich als Vorrathskammer gebraucht werden konnte. —

Kaum lebte ich ein Paar Tage auf dieser Insel: so wußte ich auch, daß ihre Küsten sehr fischreich waren. Aber was half das mir: da ich weder Kahn noch Fischernetz hatte? Wollte ich Fische fangen: so mußte ich mir eine eigene Methode der Fischerei ausſinnen. Nachdem

ich einige Zeit darüber nachgedacht hatte: fiel mir ein, zur Zeit der Ebbe in dem Meere Pfähle einzuſchlagen, und dieſe mit Weiden zu durchflechten, mit einem Worte, eine Art Fiſchreuſen zu legen. Dies gelang mir vollkommen: denn zur Zeit der Fluth führten die Wellen eine Menge Fiſche in das Geflechte, die, wenn die Ebbe wieder eintrat, in demſelben gefangen wurden. Auf dieſe Art fing ich öfters viel mehr Fiſche, als ich nöthig hatte.

Vögel gab es zwar in großer Menge auf der Inſel, und ich konnte deren ohne Mühe ſo viel ſchießen, als ich wollte; an Pulver und Blei fehlte es mir auch nicht, denn unter meinen Effekten fand ich nicht allein ein kleines Fäßchen Pulver, das ich aus Rußland mitgenommen hatte, ſondern meine Verräther hatten mir auch eine große volle Pulverflaſche zurückgelaſſen: gleichwohl glaubte ich, das Pulver ſparen zu müſſen; weil ich mir daſſelbe, wenn es mir ausging, nicht wieder zu verſchaffen wußte. Von meinem Gewehr machte ich daher gar ſelten Gebrauch, und es hing nebſt einem Degen, einem Säbel und ein Paar

kleinen Pistolen blos zum Staate an der Wand meines Wohnzimmers: vielmehr gerieth ich auf den Einfall, einige Vögel einzufangen und zu zähmen. Deshalb baute ich mir einen verschlossenen Hof für allerhand Geflügel. Ich machte nämlich eine Einzäunung, und brachte junge Vögel darein, die ich in den Nestern aufsuchte, und an einem Flügel lähmte. Die Mütter sahen ihre Jungen wegnehmen, folgten ihnen in der Entfernung nach; und ich hatte noch überdies die Freude zu sehen, wie die Alten ihre Jungen in meiner Einzäunung fütterten. Sie verließen sie nicht eher, bis sie schon ziemlich groß waren. Unterdessen hatte ich auch ihre Nahrungsmittel kennen gelernt, und war im Stande, sie selbst zu füttern; und nun währte es nicht lange, so wurden sie ganz zahm. Auf diese Art zog ich mir so viel Geflügel auf, daß es mir in meiner Küche nie daran fehlte. —

Die Kokospalmen versorgten mich mit mancherlei andern Bedürfnissen, sie waren für mich ein unversiegbares Magazin von Wein, Oel, Weinessig, Zucker und Obst. Der Kokos-

pálmbaum hat einen geraden und ziemlich hohen Schaft, der bis in den Gipfel ohne Aeste und Blätter ist. Seine Blätter sind lang und breit, und fallen an dem Wipfel des Baumes in der Gestalt eines ausgespannten Sonnenschirms. Innerhalb des Schaftes befindet sich ein weißes Mark, welches der geronnenen Milch ähnlich siehet, einen vortrefflichen Geschmack hat, und sehr gesund ist. In dem Gipfel des Baumes hängen viele dicke, sehr zarte Knospen, welche, so bald die darin befindlichen Kokosnüsse groß werden, aufspringen. Schneidet man die äußere Schaale dieser Knospen, wenn sie noch jung sind, auf: so fließt eine weiße Feuchtigkeit heraus, die man sorgfältig in Gefäße auffängt, welche unter die Knospen gehängt werden. Anfangs ist sie dem Molken ähnlich, dann wird ein berauschender Wein daraus, und wenn man sie auf eine Blase bringt, so erlangt man daraus einen starken Branntwein. Dieser Palmwein, welchen die Indier Tary nennen, ist anfangs ganz süß: nach einigen Stunden nimmt er aber einen pikanten Geschmack an, und schmeckt

dann noch beſſer. So bleibt er jedoch nur einen Tag, dann wird er ſauer; und wenn er an die Sonne geſtellt wird, ſo erhält man davon den ſchönſten Weineſſig.

Läßt man dieſe Feuchtigkeit am Feuer einkochen: ſo wird Zucker daraus, doch iſt er nicht ſo weiß und ſo gut, wie der Rohrzucker. Die Palmbäume, welche man auf dieſe Art abzapft, bringen niemals Früchte; die andern tragen aber jährlich mehrmals eirunde Nüſſe von der Größe einer Melone. Wenn ſie noch grün ſind: ſo läßt ſich ihre äußere Schaale, welche faſt wie Artiſchocken ſchmeckt, ſehr gut eſſen, und die inwendige ſüße Flüſſigkeit iſt geſund und erfriſchend. Nach und nach verdichtet ſich aber dieſe Flüſſigkeit zu einem weißen zarten Teige, den man, wie eine Kreme, löffelweiſe eſſen kann. Hierauf nimmt ſie Farbe und Geſchmack einer zarten welſchen Nuß an; und endlich, wenn die Nuß ganz reif iſt, den Geſchmack der Haſelnüſſe oder Mandeln, nur iſt derſelbe noch viel delikater. Aus den reifen Kokosnüſſen läßt ſich viel, und ſehr ſüßes Oel preſſen; die äußere Schaale der Kokosnüſſe dient zu Trink, und

andern Geschirren; und auch die Fäden, womit diese Schaale gleichsam übersponnen ist, sind noch brauchbar, denn sie lassen sich verweben. Der Schaft des Palmsbaums giebt ein gutes Brennholz; man kann Häuser davon bauen, Masten davon machen, und Breter daraus schneiden. Aus den Blättern weben die Indianer, nach gehöriger Bereitung, eine Art Zeuge, worein sie sich kleiden, oder sie machen Seegel an ihre Schiffe davon, und die Kaufleute packen ihre Waaren darein; ja, aus den Ribben der Blätter machen sie Stricke, Matten, noch andere Zeuge, und sogar Papier. So groß ist der Nutzen des Palmbaums für die Bewohner Indiens!

Außer diesem nützlichen Baume fand ich auf der Insel noch mancherlei, was mich wegen des Verlusts so vieler andern Dinge entschädigen konnte. Nur etwas fehlte mir: ich hatte nicht so viel Reis, als ich brauchte; und ich hatte viel davon nöthig, weil er mir statt des Brodes diente. Mein kleiner Vorrath mußte bald aufgezehrt werden, wenn ich ihn nicht wieder ersetzen konnte. Ich dachte lange

darüber nach, wie ich mir ein Grabscheit oder eine Hacke verschaffen könnte; und gerieth endlich auf den Einfall, mein Beil dazu zuzurichten. Dies schien mir nicht schwer, wenn ich nur einen andern Stiel, und zwar von der Seite daran befestigte. Lange suchte ich nach einem schicklichen Stiele vergebens, und noch schwerer wurde es mir, ihn gehörig an dem Beile zu befestigen. Endlich war es mir gelungen; und nun suchte ich mir ein Stück Land, welches ich zu einem Reisfelde bearbeiten könnte, und es schien mir die kleine Ebene unter meiner Wohnung dazu am allerschicklichsten; der Boden war gut, und konnte auch durch den kleinen Bach gewässert werden. Vor allen Dingen reinigte ich nun das Feld von allem Gesträuche und Grase, indem ich alles abbrannte. Hierauf hackte ich, so sauer mir auch diese Arbeit wurde, in kurzer Zeit mein Feld um, streute den Saamen aus, und harkte ihn mit einem Rechen ein, den ich mir dazu verfertiget hatte.

Eben hatte ich meine Aussaat vollendet,

als die Regenzeit eintrat. Das war nun zwar für meine Saat sehr gut: aber ich war auch genöthiget, stets zu Hause zu bleiben, und mein unthätiges, einsames Leben führte zu allerhand Grillen. Meine Einsamkeit wurde mir mit jedem Tag unerträglicher, und ich war nahe daran, mir das Leben zu nehmen. Aber jetzt empfand ich den Trost, den die Religion den Unglücklichen zu geben vermag; sie erinnerte mich, daß ich unter der Obhut eines guten Gottes stehe, der mir diese Prüfung zu meiner Besserung zugeschickt haben könne, und daß ich den sichersten Beweis davon gäbe, wenn ich mich willig und demüthig seinen Fügungen unterwürfe. Nun ermannte ich mich wieder, unterdrückte meine schwarzen, melancholischen Gedanken, und dachte auf ein Geschäfte, womit ich mir die Langeweile vertreiben könnte. Ich kam auf den Gedanken, Körbe zu machen, worein ich meine Reisärnte thun könnte; und da es mir an Weiden fehlte, so nahm ich biegsame Palmzweige dazu. Anfangs stellte ich mich zwar ziemlich linkisch dabei an: aber ich verlor die Geduld gleichwohl nicht; und so ge-

lang es mir nach einiger Zeit, einige recht artige Körbe zu Stande zu bringen.

Bis jetzt hatte ich noch keinen Tisch gehabt, weil mir die Bretter dazu mangelten; nun fiel mir ein, daß ich ja ein Tischblatt flechten könnte. Ich that es; ich suchte die feinsten Zweige dazu aus, und gab mir alle Mühe das Geflecht recht dicht und gerade zu machen. Gleichwohl fand ich, daß es nicht so eben war, als ich wünschte. Diesem Uebel abzuhelfen, belegte ich das Geflechte nun recht dicht mit ganz feiner Baumrinde, und dies gelang zu meiner Zufriedenheit. Nun machte ich mir auch auf dieselbe Art einen Stuhl, nur mit dem Unterschiede, daß ich ihn nicht mit Rinde belegte, sondern mit einem Gewebe von Kokosblättern überzog, und mit Kokosfäden ausstopfte. Die meisten dieser Holzarbeiten verrichtete ich mit meinem Messer, welches die Stelle des Hobels, des Meisels, und auch des Bohrers vertrat.

Nachdem ich mir das nothwendigste Hausgeräthe verfertigt hatte: dachte ich auf eine andere Beschäftigung, womit ich mir während

ser fortdauernden Regenzeit die Zeit verkürzen wollte. Ich zog einige Bücher aus meinem Koffer hervor, um zu lesen; zufällig fand ich auch etwas Schreibepapier, Federn und einige Stangen Chinesische Tusche; dies brachte mich auf den Einfall, meine Lebensgeschichte aufzuschreiben. Gedacht, gethan; und ich gefiel mir bei dieser Beschäftigung so wohl, daß ich gar nicht abbrechen wollte, bis ich zu Ende war.

Ich hatte mehrere Gegenden der gemäßigten Zone durchreist, z. B. Frankreich, Italien, Spanien, u. s. w.; ich war in Lappland und in mehrern Ländern unter der kalten Zone gewesen, und durch eine Reihe sonderbarer Begebenheiten befand ich mich jetzt auch unter der heißen Zone. Verglich ich nun alle diese Länder mit einander, und überlegte ich, wie verschieden ihre Temperatur, ihre Produkte, und ihre Einwohner sind: so wurde ich immermehr zur Bewunderung des Schöpfers hingerissen, von welchem diese mannichfaltigen Schöpfungen herrühren. Am bewundernswürdigsten erschien mir jedoch die Einrichtung, nach welcher die göttliche Vorsehung

die Strenge mancher Klimaten mildert, und dieſe zum Bewohnen geſchickt macht. Für die Bewohner der Länder um die Pole hat ſie durch eine Menge Pelzwerk geſorgt, wodurch ſie ſich gegen die Strenge des härteſten Winters ſchützen können; und wenn ſie auch einen an ſich ganz unfruchtbaren Boden bewohnen, ſo haben ſie doch Rennthiere in ganzen Heerden, und Wildpret und Fiſche in Ueberfluß. Ja, die Vorſehung ſchien mir nicht weniger anbetungswürdig: wenn ich bedachte, wie ſie die Länder um die Linie, die heiße Zone, für Menſchen bewohnbar zu machen wußte; weil man vermuthen könnte, daß in dieſem heißen Klima, wo die Strahlen der Sonne jeden Körper ſenkrecht treffen, alles verbrennen müßte. Hier läßt ſie aber regelmäßig wohlthätige Winde wehen, welche die Luft erfriſchen; und da Tag und Nacht ſtets gleich ſind, ſo mäßiget die Länge der Nächte, die länger dauernde Abendkühle und die ſtarken Thaue die Hitze des Tages und die Dürre des Bodens. Die ſtarken Regengüſſe, welche von Zeit zu Zeit fallen, kommen den Bewohnern dieſer Klimaten auch

e Hülfe; und die Wolken, aus welchen sie sich ergiessen, verhüllen die Sonne gerade zu einer Zeit, wo ihre Strahlen den Menschen am nachtheiligsten seyn würden. Diese Regengüsse, die stets zu bestimmten Jahrszeiten eintreten, verursachen auch die Ueberschwemmungen der großen Flüsse zwischen den Wendekreisen, wodurch die unbeschreibliche Fruchtbarkeit jener Länder bewirkt wird. Unter die Erzeugnisse derselben gehören auch eine Menge saftiger und schmackhafter Früchte, welche der gütige Schöpfer den Bewohnern beständig zur Erfrischung reicht, so wie sie unter den stets dicht belaubten Bäumen immer Schatten finden. Denn es gehört zu den besondern Merkwürdigkeiten der heißen Zone, daß hier nicht, wie unter andern Zonen, die Bäume ihre Blätter verlieren, und einige Zeit hernach wieder andere treiben; sie sind vielmehr zu allen Zeiten voll Blätter, Blüthen und Früchte, und man kennt hier überhaupt nur zwei Jahreszeiten, die Regenzeit (der Winter) und die trockne Zeit (der Sommer). —

Die trockne Jahrszeit war nun endlich wie

der eingetreten, und erlaubte mir, meine sitzende Lebensart zu verlassen. Mein Reis nähert sich der Reife, und ich dachte schon daran, womit ich ihn mähen wollte, da ich keine Sichel hatte: als mich die gefräßigen Vögel beinahe um die ganze Aernte gebracht hätten. Sie setzten sich auf die Aehren, drückten sie zu Boden, und fraßen sie nun nach Belieben auf. Zwar schoß ich mehrmals unter die ungebetenen Gäste, und tödtete viele derselben; das half aber durchaus nichts, denn die übrigen kamen immer hungriger wieder, und fielen mit noch größerer Begierde darüber her. Endlich kam ich auf den Gedanken mein Reisfeld vermittelst des kleinen Baches unter Wasser zu setzen. Ich durfte ihn nur hineinleiten, und auf der einen Seite einen kleinen Damm vormachen (denn von drei Seiten lag das Feld ohnedieß etwas tief): so war es geschehen. Ueberdies wußte ich auch, daß der Reis reif wird, wenn sein Stängel auch im Wasser steht, und daß man in Siam sogar auf Flößen herumfuhr, um ihn zu ärnten. Mein Damm war vermittelst einiger Faschinen, die ich an den tief-

tiefsten Ort legte und mit Erde überschüttete, bald gemacht; nun ließ ich das Wasser herein, und bald stand mein Reis zwei Fuß hoch unter Wasser. Jetzt mußten die Vögel davon bleiben; und ich wurde für meine Arbeit überdies noch dadurch belohnt, daß der Reis, welcher in der Dürre etwas Noth gelitten hatte, desto größere Körner bekam, und daß die Aernte ergiebiger wurde, als ich vorher erwarten konnte. Als er endlich völlig reif war: durchstach ich den Damm, ließ das Wasser ablaufen, und schnitt die Reisähren mit meinem Messer ab. Das Stroh war mir nichts nütze; sobald es auf dem Felde vollends leer worden war, brannte ich es ab, und bereitete mein Land zu einer abermaligen Aussaat. —

Unterdessen waren schon zwei Jahre meines hiesigen Aufenthalts verflossen, und kein Schiff hatte sich in dieser Zeit meiner Insel genähert. Nur in weiter Entfernung war bisweilen eins vorüber gesegelt, und keins meiner Signale war bemerkt worden; es wurde mir daher täglich wahrscheinlicher, daß ich auf dieser wüsten Insel mein Leben würde be-

schließen müssen. Eines Tages ging ich mit diesem Gedanken am Strande spazieren, und mochte nicht einmal über den Meeresspiegel hinsehen, den ich als eine unübersteigliche Scheidewand betrachtete, die mich von dem ganzen menschlichen Geschlechte trennte. Zufällig warf ich aber doch einmal einen Blick darauf; und sogleich fiel mir etwas in die Augen, welches die Fluth nach der Insel zu führen schien. Vermittelst eines Fernrohrs, welches mir geblieben war, erkannte ich es bald für ein umgestürztes Boot. Jetzt wurde meine Hoffnung wieder lebendig; ich sahe augenblicklich darin ein Mittel, welches mir die Vorsehung zur Erlösung aus meiner Einsamkeit zuschickte. Unbeschreiblich groß war meine Freude, als ich das Boot immer näher heraukommen sahe; und ich strengte nun alle meine Erfindungskraft an, ein Mittel auszusinnen, wie ich das Boot befestigen könnte, damit es von den Wellen nicht wieder weggeführet würde. Aber meine Freude dauerte nicht lange: denn auf einmal stand das Boot in einer ziemlichen Entfernung von dem Strande still; und obgleich die Fluth noch

immer hoch ging, so war sie doch nicht im Stande, dasselbe fort zu bewegen. Wie dies zuging, konnte ich nicht begreifen: aber noch mehr wunderte ich mich, als die zurückgehende Fluth dasselbe nicht wieder mit zurück führte. Erst als völlige Ebbe eingetreten war, vermochte ich den Grund davon zu entdecken. In dem Boot hatte nemlich ein kleiner Anker gelegen, welcher mit einem Tau an demselben befestigt war. Als das Boot umstürzte: fiel der Anker heraus; fand aber in der Tiefe lange Zeit nichts, woran er sich festhalten konnte; und das Boot wurde von den Wellen immer fortgetrieben, bis der Anker an einer der Verzäunungen hängen blieb, die ich des Fischfangs wegen gemacht hatte. Jetzt war ich auf einmal im Klaren, und hatte auch ein Mittel, das Boot anzulegen. Ich machte den Anker los, und zog das Boot so nahe als möglich ans Ufer; hierauf ging ich ins Wasser und benutzte den Augenblick, wo es noch schwamm, um es um zu wenden; und so bald die Fluth wieder eintrat, zog ich es bis an die Mündung des kleinen Baches, wo es bei

eintretender Ebbe auf dem Trocknen blieb. Bei genauer Untersuchung erkannte ich das Boot für ein Europäisches. Es war fast noch neu, und es fehlte ihm weiter nichts, als ein Mast, Seegel und Ruder. Wie und wo das Schiff, zu welchem das Boot gehörte, geschettert war, habe ich nie erfahren: für mich war aber jener Schiffbruch ein äußerst glückliches Ereigniß, das meine Befreiung bewirken konnte; ich glaubte daher, ohne mich dadurch an der Menschheit zu versündigen, der Vorsehung das für meinen lebhaftesten Dank abstatten zu müssen. —

Nun arbeitete ich rastlos an einem Maste für mein Fahrzeug. Ich spaltete einen jungen Palmbaum von einem Ende bis zum andern, und richtete ihn alsdann mit meinem Säbel, den ich in ein Schnitzmesser zu verwandeln gewußt hatte, ab; auch einen kleinen Vordermast, eine Seegelstange und zwei Ruder verfertigte ich: aber das kostete mir freilich alles viele Arbeit. Aus meinem Zelte beschloß ich ein Seegel zu machen; da fehlte es mir wieder an Zwirn, womit ich die verschiedenen

Stricke zuſammen nähen konnte, mit Nähnadeln war ich verſehen. Ich wußte mir nicht anders zu helfen, als aus den Fäden der Kokosnußſchaale Zwirn oder Bindfaden zu machen; das gab eine neue Arbeit für mich. Wenn mich eine Nähterin über dieſer Arbeit getroffen hätte: ſo würde ſie ſich gewiß des Lachens nicht haben enthalten können. Zuerſt ordnete ich die Fäden, band ſie dann an irgend etwas an, und fing nun an zu drehen; dabei mußte ich aber, je länger der Faden wurde, immer weiter zurück gehen; endlich ſchlug ich ihn zuſammen, drehete ihn doppelt zu Zwirn, und wickelte ihn auf ein Knaul. Auf ähnliche Weiſe machte ich mir auch allerhand ſchwächere und ſtärkere Stricke, wie ich ſie nöthig zu haben glaubte.

Zu dieſer Seiler-Arbeit gab mir die Regenzeit, die eben eingetreten war, die beſte Muße; ſobald die Regenzeit vorüber war, gedachte ich in See zu gehen. Doch ehe es dazu kam, mußte ich mich noch mit mancherlei verſorgen. Das Nothwendigſte war ein Fäßchen, worin ich ſüßes Waſſer mitnehmen konnte.

Hier schien mich meine Erfindungskraft ganz zu verlassen. Zwar hatte ich versucht, thönernes Geschirr zu machen: es zerbrach aber ehe es völlig fertig war. Der Zufall riß mich endlich auch aus dieser Verlegenheit. Zum Spas versuchte ich einmal eine ganz reife feste Kokosnuß mit meinem Degen, nach Art der in Europa gewöhnlichen Flaschenkürbisse auszuhöhlen. Es glückte über alle Erwartung, ich brachte die ganze Nuß nach und nach Stückweise heraus; und nun konnte ich die ausgehöhlte Nußschaale völlig wie eine Bouteille gebrauchen. Ich war darüber vor Freuden fast außer mir, suchte so viele der größten Kokosnüsse zusammen, als ich nur finden konnte, und höhlte sie auf dieselbe Weise aus. Nun hatte ich genug Gefäße, mein Trinkwasser darin aufzubewahren. Hierauf salzte ich mir eine Parthie Fische ein, eine ähnliche Quantität hatte ich schon getrocknet; brachte einen beträchtlichen Vorrath von Reis in mein Schiff; und baute mir sogar einen Käfig, worin ich einiges Geflügel mitnehmen konnte. Endlich fiel mir noch ein, daß mir in dem

offenen Boote die Sonnenhitze ſehr beſchwerlich fallen würde, weshalb ich mir noch eine Art Kajüte von Baumrinden auf dem Hintertheile des Schiffes erbaute. An den Seiten brachte ich Vorhänge von Palmblätter-Matten an, die ich nach Belieben herunterlaſſen, oder aufſchlagen konnte; und nun ſaß ich völlig im Schatten. —

Ehe ich aber meine Fahrt begann: ſchrieb ich noch auf, wie ich auf dieſe Inſel gekommen war, und wie lange ich hier gelebt hatte. Dieſe Nachricht ließ ich in meiner Hütte liegen; warf mich dann auf die Kniee nieder, und bat Gott, mir eine glückliche Fahrt zu verleihen; worauf ich guten Muthes unter Seegel ging. Schon den erſten Tag hatte ich Windſtille, und kam daher nicht weiter, als zu einer kleinen Inſel, die etwa ein Paar Stunden von der meinigen entfernt war. Es war ein bloßer nackter Felſen; ich ließ aber in einer kleinen Bucht den Anker ſinken, und brachte die Nacht in meinem Boote zu. Am andern Morgen hob ſich der Wind etwas, und ich ſteuerte nun gerade nach dem feſten Lande

zu, wohin mich sehnlichst verlangte. Gegen Mittag, eben da ich mein Mittagsessen verzehren wollte, wurde ich ein Schiff gewahr, welches dieselbe Richtung nahm, und mit Hülfe meines Fernrohrs erkannte ich es für ein Europäisches. Ich ließ mein Essen stehen, und strengte alle meine Kräfte an, das Schiff zu erreichen. Doch alle mein Bemühen würde vergeblich gewesen seyn: wenn mich nicht die Schiffsmannschaft entdeckt hätte, und so menschlich gewesen wäre, die Segel einzuziehen, damit ich herbei kommen konnte. Es war ein Portugiesisches Schiff, welches nach Goa segelte. Der Kapitän nahm mich so freundschaftlich auf, als Seeleute unter ähnlichen Umständen zu thun pflegen. Meine Erzählung von der Treulosigkeit der Holländer brachte ihn ganz außer sich; er schäumte vor Wuth, und schwur, wenn er sie treffen sollte, auf das Strengste mit ihnen zu verfahren. Seine Wuth über die beiden Bösewichter wurde jedoch noch durch den Nationalhaß vergrößert, den die Portugiesen gegen die Holländer überhaupt hegen; weil diese jenen, welche die ersten Eu-

eroberungen in Ostindien gemacht hätten, fast alle ihre Besitzungen nach und nach wieder abnahmen. — Schon am andern Morgen kamen wir in Goa an.

Goa war von jeher die Hauptniederlassung der Portugiesen in Ostindien, und ist auch fast das Einzige, was ihnen von ihren alten Besitzungen bis jetzt noch geblieben ist. Sie liegt auf einer Insel, welche durch ein Paar Arme eines Flusses, der sich hier ins Meer stürzt, gebildet wird. Zwar hat diese Insel kaum ein Paar deutsche Meilen im Umfange, gleichwohl herrscht auf diesem kleinen Raume eine bewundernswürdige Abwechslung von Hügeln, Ebenen und kleinen Gebüschen, von Kanälen und vortrefflichen Quellen, Dörfern, Flecken, Wiesen und Baumgärten, die stets voll grüner Blätter sind. Die Einwohner sind zum Theil Portugiesen; doch wohnen auch viele Indianer hier, und einen großen Theil der Einwohner machen die Sklaven aus. Ob Goa jetzt gleich sehr von seiner ehemaligen Größe herabgesunken ist, wo die Schätze von beinahe ganz Ostindien hieher zusammen flos-

sen: so ist es doch immer noch eine sehr bedeutende Stadt mit prächtigen Palläſten, von trefflichen Festungswerken, und einem sehr guten Hafen.

Ich verkaufte hier mein Boot, und ging mit einem Schiffe nach Surate. Von Goa bis Surate verloren wir die Küste nicht aus den Augen, und unsere Ueberfahrt ging sehr schnell und glücklich von statten. Indessen würde ich doch während dieser kurzen Zeit mit einem jungen Engländer, welchen ich meine Abentheuer erzählt hatte, so genau bekannt, daß er, da ich irgend eine Anstellung bei einem Komptoir wünschte, mir gern dazu behülflich zu werden versprach. Der Hafen, wo wir ans Land traten, ist noch zwei deutsche Meilen von der Stadt entfernt; wir mußten also von hier aus zu Lande dahin gehen.

Surate, seit der Zerstückelung des Großmogolischen Reichs eine Besitzung der Engländer, ist eine der ersten Handelsstädte Indiens. Sie zählt gegen 600,000 Einwohner, viele prächtige Gebäude, und eine Menge Mann

fakturen. Die Häuser haben sämmtlich platte Dächer, auf welchen die Bewohner in den Abendkühle spazieren gehen, auch wohl des Nachts schlafen. In der Nähe der Stadt giebt es eine Menge Gärten und weiß angestrichene Landhäuser, welche überall durch die grünenden Bäume schimmern, und die Gegend äußerst reizend machen. —

Durch die Empfehlung meines Engländers fand ich auf dem Komptoir einer seiner Landsleute bald eine sehr vortheilhafte Anstellung, und ich lernte mich in kurzer Zeit in meine neuen Geschäften finden. Doch bin ich dieserwegen einen andern Komptoir-Bedienten, der bald mein innigster Freund wurde, sehr viele Verbindlichkeiten schuldig. Die Aehnlichkeit unserer frühern Begebenheiten gründete, und die nähere Bekanntschaft befestigte diese Freundschaft.

Rackowicz, so hieß mein neuer Freund und Kamerad, war ein edler Ungar von Geburt, und sein Geburtsort nicht weit von der Polnischen Gränze. Als vor mehrern Jahren der Religion wegen Unruhen in Polen ausbrachen:

nahm er sich, selbst Protestant, seiner Glaubensgenossen, der Dissidenten, an; und wurde von den Russen, die sich in die innern Unruhen Polens mischten, und Truppen dahin sendeten, gefangen, und nach Sibirien geschickt. Aus den Sibirischen Steppen entfloh er nach einigen Jahren zu den Tartarn, die ihn als einen Feind der Russen sehr gern aufnahmen, und welche er auf ihren Streifzügen gegen die Russen sogar öfters anführte. Er wurde von seinen Gastfreunden immer mehr geehrt, und sein Umgang war denselben in vieler Hinsicht sehr nützlich. Anfangs fühlte er sich unter diesem rohen Volke, welches die Freiheit über alles schätzt, ziemlich glücklich: aber nach und nach wurde ihm die wüste Lebensart ganz zuwider, und er wünschte nichts mehr, als wieder unter kultivirte Menschen zu kommen; doch verbarg er diese Wünsche vor den Tartarn mit der größten Vorsicht. Nach einiger Zeit fand er endlich eine Gelegenheit dazu; er war so glücklich, mit einer Karavane nach Delhi, der damaligen Residenz des Großmoguls, und von da nach Bengalen zu

kommen, wo er bei den Truppen der Englisch-Ostindischen Kompagnie Dienste nahm. Mehrere Jahre focht er nun in Indien für die Engländer; zuletzt bekam er aber das militärische Leben satt. Da er indessen sich Handels-Kenntnisse zu verschaffen gewußt hatte: so wurde es ihm nicht schwer, einen Platz auf einem Englischen Komptoir in Calcutta zu finden. Das Handelshaus vertauschte nach der Zeit Calcutta mit Surate, und so war er mit demselben hieher gekommen.

Seine Streifereien in der Tartarei, und in den angränzenden Ländern, hatten ihn in den Stand gesetzt, jene Länder ziemlich kennen zu lernen. Von ihm habe ich über dieselben ohngefähr folgende Nachrichten erhalten. Die Tartarn, welche ohnstreitig die Scythen der Alten sind, theilen sich in verschiedene Horden, deren jede einen besondern Chan oder Fürsten hat. Sie sind die Nachkommen der Mongolen, die unter dem berühmten Gengis-Chan nicht allein den größten Theil von Asien eroberten, sondern auch viele Länder Europens, z. B. Ungarn und Rußland, verwüsteten

und bezwangen. Hundert Jahre hernach stürzte ein anderer Eroberer, Tamerlan den Thron des Gengis-Chan um, durchstreifte mit seinen Horden fast ganz Asien, und erschien sogar unter den Mauern von Constantinopel. Sein unermeßliches Reich zerfiel aber nach dem Tode des Stifters wieder, und erhielt sich nur bis in die Mitte des 18ten Jahrhunderts zum Theil in dem jetzt auch untergegangenen Reiche des Großmoguls. Ob sich gleich die Tartarn in viele Stämme oder Horden theilen: so haben sie doch alle einerlei Sitten, einerlei Gebräuche und einerlei Religion. Sie leben das ganze Jahr hindurch unter freiem Himmel als Nomaden, und vernachlässigen den Ackerbau völlig. Ihrer Heerden wegen ziehen sie beständig aus einer Gegend in die andere; im Sommer ziehen sie nach Norden, und im Winter kehren sie nach den südlichen Gegenden zurück. Ihre Zelte sind von Filz, in der Mitte ist der Heerd angebracht. Oben im Zelte befindet sich ein Loch, durch welches der Rauch hinaus ziehen kann, welcher einen abscheulichen Geruch um sich ver-

heitet, weil die Tartarn, in Ermangelung des Brennholzes, den Mist von allerhand Thieren als Brennmaterial benutzen. Kameele, Kühe und Schaafe mit öfters zehn bis zwölf Pfund schweren Schwänzen sind ihre gewöhnlichsten Hausthiere, und ihre Pferde gehören zu den feurigsten und flüchtigsten, sie selbst aber zu den besten Reitern in der Welt. Man sieht sie auch fast nie anders, als zu Pferde; zu Fuße fechten sie nie: aber eine gewandtere leichte Reiterei dürfte nicht leicht zu finden seyn. Bogen und Pfeile sind ihre vorzüglichsten Waffen; selbst fliehend verfehlen sie mit ihren Pfeilen den nachsetzenden Feind nicht leicht. Außerdem führen sie auch noch Piken und Säbel; mitunter aber auch große, lange, weite Flinten, die wohl sechshundert Schritte weit schießen. Der gemeine Mann kleidet sich in Thierfelle, die Wohlhabenden tragen lange seidene Röcke mit Pelzwerk ausgeschlagen. Der weibliche Anzug kömmt mit dem der Männer beinahe überein; nur sind die Kleider der Weiber etwas länger. Die Weiber tragen eben so gut, wie die Männer,

Halbstiefeln, und geben ihren Männern in d
Geschicklichkeit des Reitens wenig nach. O
gleich die Vielweiberei bei den Tartarn n
verboten ist: so begnügen sich doch die meis
unter ihnen mit einer Frau. Ein großer Th
der Tartarischen Horden sind noch einem ro
sen Götzendienste ergeben; und die Priest
bei ihnen Lama's genannt, genießen d
größten Ehrfurcht, vorzüglich das Haupt d
Priesterschaft, der Groß-Lama, oder Ba
lai-Lama. Dieser Gottmensch, wofür ih
die Tartarn halten, regiert über die Hälft
des Königreichs Tibet; über die andere herrsch
der Taischu-Lama, welchem von seine
Unterthanen die nämlichen Eigenschaften zug
schrieben werden. Die Tartarn schreiben bei
den Allwissenheit zu, und kommen von alle
Seiten herbei, ihnen ihre tiefste Verehrung z
bezeigen. Als lebende Götzenbilder empfan
gen sie in einem Alkoven, der mit den präch
tigsten Polstern ausgelegt, und mit den ko
barsten Teppichen behängt ist, die Huldigun
ihrer Unterthanen, ohne sich zu rühren. Do
bisweilen legen sie die Hände auf die Häupt
derer

Bewer, die ihnen zu Füßen liegen, und ertheilen ihnen dadurch die Absolution. Die Groß-Lama's sind unsterblich, d. h. jeder derselben ernennt vor seinem Tode seinen Nachfolger, der hierauf sogleich auch seine Stelle ohne Widerrede einnimmt. —

Tibet liefert ohnstreitig die schönste Wolle, welche selbst die Feinheit der Spanischen Merino-Wolle weit übertrifft. Auch ist hier die Bisamkatze zu Hause, welche den Bisam erzeugt. Sie hat viel Aehnlichkeit mit einer Ziege; den Bisam trägt sie unter dem Bauche in einem Beutel von der Größe eines Eis. Anfänglich ist er nur in Gänlniß übergegangenes Blut, und stinkt ganz abscheulich; nach einiger Zeit nimmt er aber den bekannten guten Geruch an. Den Bisam gewinnt man entweder dadurch, daß man das Bisamthier, dessen Fleisch auch gegessen werden kann, tödtet, oder daß man genau Acht giebt, und den Bisam auffammelt, wenn sich das Thier desselben entlediget. Denn sobald die Bisamkatze merkt, daß der Beutel sehr angefüllt ist: so reibt sie sich so lange an Felsen oder an

Bäumen, bis der Beutel aufspringt, und die köstliche Materie ausfließt. Der Bisam gehört unter die wichtigsten Artikel, welche Tibet ausführet. —

Die große Tartarei, welche nördlicher als Tibet liegt, ist ein sehr hohes Land; und daher ist es hier auch viel kälter, als in andern Ländern, die unter gleicher Breite mit demselben liegen. Man hat Beispiele, daß es im Sommer bisweilen des Nachts Eis gefroren hat. In der großen Tartarei giebt es unermeßliche Wüsten und unübersehbare Sandsolder; aber demohngeachtet fehlt es nicht an Viehweiden, und die Gräser wachsen in dem dürren Sande zu einer erstaunlichen Höhe. Einzelne Theile der Tartarei scheinen ehemals besser bevölkert und angebaut gewesen zu seyn; denn es finden sich noch hie und da Trümmer von Städten.

Samarkand (in der großen Bucharei) ist ohnstreitig jetzt noch die merkwürdigste unter den Tartarischen Städten. Sie war ehemals die Hauptstadt von Tamerlans Reich; und ist sie auch jetzt lange nicht mehr so be-

deutend, so ist sie doch noch immer beträchtlich genug, und gut bevölkert. Das Land umher ist sehr fruchtbar, und bringt die schönsten Südfrüchte, besonders Melonen, sehr gut hervor. In der Stadt herrscht starkes Gewerbe; es giebt mehrere Fabriken daselbst, und das schönste Seidenpapier in ganz Asien wird in Samarkand verfertiget. Besonders merkwürdig ist aber die hiesige Mohametanische hohe Schule, auf welcher man Studenten aus der ganzen Mohametanischen Welt, vorzüglich aber aus der Türkei, aus Persien und aus Hindostan, findet. — —

Das ist das Hauptsächlichste aus den Nachrichten meines Freundes Rackowicz, die er mir über den Zustand des innern Asiens, und besonders über die Tartarischen Länder und Völkerstämme ertheilte. Ihr seht daraus, meine Kinder, wie angenehm und wie lehrreich zugleich die Unterredungen mit ihm für mich waren. Ich benutzte seinen Umgang auch so viel ich konnte; und kam selten auf ein Kaffeehaus, oder an einen andern Lustort, wo junge Leute sonst so gern ihre Zeit und ihr

Geld zu verschwenden pflegen. Ueberhaupt lebte ich so sparsam, als möglich; damit ich mir von meinem Gehalte nach und nach so viel ersparen möchte, wovon ich vielleicht selbst einen kleinen Handel in Surate anfangen könnte. Doch bald änderte ein Zufall mein Schicksal abermals; und führte mich von neuem auf das stürmische Element, welchem ich kaum entronnen war. — —

Funfzehntes Kapitel.

Abreiſe von Surate nach dem Perſiſchen Meerbuſen. Schilderung des Zuſtandes von Perſien, und von der Aſiatiſchen Türkei. Abfahrt nach dem Arabiſchen Meerbuſen.

Eines Tages ging ich mit meinem Freunde, in Aufträgen unſers Handelsherrn, nach dem Hafen. Indem ich an demſelben auf- und abging, ſahe ich ein kleines Schiff mit Holländiſcher Flagge ankommen. Es hatte ſehr viel Aehnlichkeit mit dem Meinigen; aber es war anders angeſtrichen, und deshalb ſtand ich noch an, ob ich es wirklich für das Meinige halten ſollte. Indem wurde ich aber den treuloſen Steuermann nebſt ein Paar von meinen alten Matroſen auf dem Verdeck gewahr. Ich

stand wie versteinert, und wußte in dem Augenblicke nicht, was ich anfangen sollte. Endlich ging ich, ohne ein Wort zu verlieren, wieder nach Surate; erzählte meinem Principal, was ich so eben gesehen hatte; und bat ihn, mir wieder zu meinem Eigenthum behülflich zu seyn. Wir gingen sogleich zu dem Gouverneur von Surate, welchem ich die Treulosigkeit des Steuermanns schilderte, und zugleich die innern Kennzeichen des Schiffs, welches ich für das Meinige ansahe, angab. Augenblicklich rief der Gouverneur einen seiner Adjutanten, und befahl ihm, sich sowohl des Steuermanns, als des Schiffes zu versichern. Nach wenig Stunden war der Steuermann schon arretirt, und wurde vor den Gouverneur gebracht. Der Schurke vermochte meinen Anblick nicht zu ertragen, er sank beinahe in Ohnmacht: doch erholte er sich bald wieder. Er läugnete durchaus, daß er mich auf der wüsten Insel ausgesetzt, und sich meines Schiffs mit Gewalt bemächtiget habe: dagegen behauptete er, ich sey auf der Jagd verschwunden, und da ich, alles Nachsuchens ohn-

gerichtet, nach ein Paar Tagen nicht habe wie der gefunden werden können, so sey nichts wahrscheinlicher gewesen, als daß ich verunglückt wäre, worauf er endlich mit dem Schiffe abgesegelt sey. Da er nun nicht durch Zeugen von dem Gegentheil überführet werden konnte: so wurde er zwar nicht weiter gestraft, aber das Schiff nebst der ganzen Ladung wurde mir zuerkannt.

Jetzt war ich auf einmal wieder ein wohlhabender Mann, Schiffseigenthümer und Besitzer von einer Menge schöner Waaren, die ich, sobald ich wollte, verkaufen konnte. Weil ich aber fand, daß solcher Waaren, womit das Schiff befrachtet war, seit kurzem eine große Menge in Surate zum Verkauf ausgeschifft worden waren, und eben deswegen der Preis derselben hier sehr niedrig stand: so entschloß ich mich, mein Glück damit anderwärts zu versuchen. Mein Freund Rackowitz stimmte mir vollkommen bei, und war bereit, mich zu begleiten. Dies machte mir nicht wenig Freude; und ich eilte nun, einen geschickten Steuermann zu bekommen, welchem ich mein

Schiff anvertrauen könnte. Rackowicz bemühete sich selbst darum; und war so glücklich, einen Portugiesen zu finden, der eine ähnliche Stelle suchte, und der ihm als ein geschickter Pilote gerühmt worden war. Er führte ihn zu mir, und wir wurden bald mit einander einig. Nun entließ ich die alten Matrosen, weil sie sich mir auch verdächtig gemacht hatten, und engagirte nur ein Paar andere Europäische Matrosen; übrigens bemannte ich mein Schiff mit Indianern.

Sobald ich mit der Ausrüstung des Schiffes zu Ende war: nahm ich von meinem Prinzipal auf das rührendste Abschied; dankte ihm unter vielen Thränen, sowohl für die Aufnahme in seinem Hause, als auch für seine Verwendung bei dem Gouverneur, der ich es hauptsächlich zu verdanken hatte, daß ich mein Schiff wieder bekam; und ging hierauf mit Rackowicz an Bord. Wir waren entschlossen, unser Glück in Persien zu versuchen. Bei dem ersten günstigen Winde stachen wir in See; nach einigen Tagen passirten wir schon den Wendekreis des Krebses, segelten

ohnweit der Mündung des Indus vorüber, und bald erblickten wir die Persischen Küsten.

Der Anblick dieses berühmten Landes brachte ganz sonderbare Gefühle in uns hervor. Hier hatte einst Cyrus und seine Nachfolger vom Indus bis zum Hellespont in größter Glorie geherrscht; Persische Herrlichkeit, Macht und Ueppigkeit waren lange Zeit das Sprüchwort der Welt. Von hier aus bedroheten und erschütterten Darius Hystaspis und Xerxes das östliche Europa, das freie Griechenland. Hier war die Wiege der Magie, der Astronomie und Astrologie; hier herrschten von jeher die größten Kunstfertigkeiten in vielen Artikeln des Luxus. Hier war der Schauplatz, wo späterhin der große Alexander von Macedonien seine kriegerischen Talente entwickelte, wo nachher die gewandten, kriegerischen Parther die Römischen weltbezwingenden Legionen im Siegeslaufe hemmten, und wo endlich ein Seitensprößling von Mohamet, Ali, sich einen eigenen mächtigen Thron gründete. Hier war das Land, wo noch nicht vor hundert Jahren ein bloßer Nomade (Thamas-Kulikan) sich zum Vizir

emporschwang, den Thron seines Herrschers bestieg, und nun mit neuer Kraft ganz Asien nach allen Seiten hin erschütterte. — Ach! sagte Rackowicz, wie hat sich das hier nicht alles verändert? — Wer die Greuel innerer Unruhen recht in der Nähe kennen lernen will, der gehe jetzt nach Persien. Ich bin da gewesen, ich habe mich von den Verwüstungen, welche die Anarchie und die Partheiwuth hier angerichtet haben, mit eigenen Augen überzeugt. Das von den Alten so hochgepriesene Persepolis (die Residenz des letzten Darius, Codomannus), hat bekanntlich der Weltstürmer Alexander der Große in der Trunkenheit vernichten lassen; — aber das vielleicht nicht weniger prächtige Ispahan haben Perser selbst verwüstet. Nicht der vierte Theil dieser ehemals großen und reichen Hauptstadt Persiens stehet jetzt noch; und außerdem sind noch viele andere sonst blühende Städte und Provinzen seit den länger als funfzig Jahren hier herrschenden innern Unruhen verwüstet worden. Die Khane (Statthalter der Provinzen) veranlaßten, bei der Ohnmacht der

Sophis (Könige) von Persien, diese durch den immerwährenden Kampf um Obermacht und Unabhängigkeit, der zwischen ihnen längst statt fand. Endlich wurde der ganze alte Persische Staat aufgelöst, und es gingen daraus zwei neue Reiche hervor, das Westpersische und das Ostpersische Reich. Demohngeachtet sind die Irrungen im Innern des Landes noch nicht völlig beigelegt; sondern es entstehen öfters ganz unerwartet politische Veränderungen in diesem Reiche.

Die Könige dieser beiden Persischen Staaten führen den Titel Schach; außer ihnen giebt es aber, vorzüglich am Persischen Meere, mehrere unabhängige Arabische Herrschaften, unter eigenen Fürsten oder Schachs.

Die Residenz des Westpersischen Königs ist Teheran, in der Provinz Irak.

Diesem Könige gehört auch die berühmte Stadt Schiras, in deren Nähe der beste Wein Persiens wächst, und wo die vorzüglichste Rosenessenz verfertiget wird. Sie liegt südöstlich von Ispahan, das jetzt ohngefähr

noch 50,000 Einwohner und einen ganz ansehnlichen Handel hat. Die wichtigste Handelsstadt im westlichen Reiche ist aber ohnstreitig Tauris am Kaspischen Meere. Man hat sie bisweilen für das berühmte Ebatana der Meder halten wollen. Die Zahl ihrer Einwohner beträgt 100,000, und sie zählt eine Menge prächtiger Moscheen und Häuser. Sehr zahlreich sind die Karavanserien oder Herbergen in der Stadt; man zählt ihrer mehr als 300, und alle sind so groß, daß in jeder auf 300 Personen beherbergt werden können. Auch giebt es viele Hospitäler hier, wo viele Arme frei beköstiget werden. Die hiesigen Seiden-, Baumwollen- und Goldstick-Fabriken sind von großer Bedeutung, und die Basars (Marktplätze) sind mit den Waaren derselben angefüllt. Die Basars sind sehr lange, weite und hohe überwölbte Straßen, in welche das Tageslicht durch eine Kuppel fällt. Innerhalb derselben befinden sich eine Menge Buden. — Tauris hat eine trockne, sehr gesunde Luft, und es regnet daselbst im Sommer sehr wenig; die Winter sind aber

hier, wegen der umherliegenden hohen Gebirge, welche drei Theile des Jahres mit Schnee bedeckt sind, ziemlich streng. Lebensmittel aller Art werden in dieser Gegend in Menge gebaut, und es herrscht daher eine ziemliche Wohlfeilheit dieser Produkte da, selbst. — —

Unterdessen kamen wir zu Gomron oder Bender-Abassi an. Dies ist einer der vortrefflichsten Häfen im Persischen Meerbusen, mit einer vortrefflichen Rhede, welcher jetzt, nebst der dabei liegenden Insel Ormus, gleichfalls zu dem Westpersischen Reiche gehört.

In Gomron ist die Hauptniederlage der Indischen Waaren; aber das Klima ist hier im Sommer so unerträglich heiß und so ungesund, daß der Ort in dieser Zeit von seinen Einwohnern auf einige Monate verlassen wird.

Gomron nebst Ormus ward im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts (1512) von den Portugiesen, unter der Anführung ihres damaligen großen Vice-Königs von Indien, des Don Alfonso d'Albuquerque, erobert und

sehe befestiget. Aber nach hundert Jahren hatten die Engländer, welche den Portugiesen die Handelsvortheile mißgönnten, die ihnen den Besitz von Ormus und Gomron gewährten, den Persern, die Portugiesen wieder daraus vertrieben; und seit dieser Zeit ist beides bei Persien geblieben. — In Gomron fanden wir Gelegenheit unsere Waaren sehr gut und bald zu verkaufen; weshalb wir den ungesunden Ort schleunig wieder verlassen konnten. Unser Kaufmann war ein Armenier, aus dem eben genannten Tauris. Er bat mich, die Waaren auf meinem Schiffe tiefer in den Persischen Meerbusen, bis zu einem schicklichen Auslandungsplatze zu führen, und that mir deshalb so vortheilhafte Vorschläge, daß ich mich dazu entschloß.

Auf diese Art bekam ich von dem Persischen Reiche, welches sich bis nach Hindostan hin erstreckt, und den Indus zur Gränze hat, nichts zu sehen. Mein Freund Rackowitz nannte mir die Provinzen Chorasan und Candahar, als die wichtigsten desselben, und die Afganen, ein nomadisches

und räuberisches Volk, als die herrschende Nation daselbst. Ob diese Provinzen gleich meist gebirgig sind: so sind sie doch ungemein fruchtbar, und bringen manche vortreffliche Produkte, z. B. Indigo, Galläpfel, Kermes, u. and. in Ueberfluß hervor. Thäler und Hügel sind mit zahlreichen Heerden Horn- und Schaaf-Vieh bedeckt; und der Kunstfleiß der Bewohner der Provinz Chorasan bringt die überall bekannten prächtigen Persischen Teppiche hervor.

Candahar ist jetzt die Residenz des Ostpersischen Königs, oder des Schachs von Candahar, und wegen der Karavanen, welche von Persien und Indien hier durchgehen, sehr lebhaft. Man hält diese Stadt für den festesten Platz in Asien. — —

Wir hatten während dieser Erzählung unsere Fahrt auf dem Persischen Meerbusen fortgesetzt. Das Meer ist hier gewöhnlich sehr stürmisch; und man würde es gar nicht wagen dürfen, den Meerbusen zu befahren, wenn es nicht zugleich auch viele Ankerplätze in demselben gäbe. Die Unsicherheit des Persischen

Meerbusens veranlaßte, den Armenier, uns von den Gefahren zu erzählen, welchen man leicht auf dem Kaspischen Meere ausgesetzt werde. Er selbst war auf einer Reise nach Rußland, wo er darüber fuhr, bald in dem selben ertrunken. Auch auf diesem Landsee — denn das Meer ist von allen Seiten mit Land eingeschlossen, und bespült das Russische, Persische und Tartarische Gebiet — herrschen gleichfalls sehr häufig die wüthendsten Stürme. Es ist aber auch von einer bedeutenden Größe, seine Länge beträgt 142 deutsche Meilen, und seine Breite 45 Meilen; und es nimmt viele große Flüsse, z. B. die Wolga und den Ural auf. Unser Armenier konnte sich nicht erklären, woher es komme, daß dieses Meer, trotz des häufigen Wasserzuflusses, doch nicht größer werde; und meinte, es müßte nothwendig einen Abfluß unter der Erde weg in das große Weltmeer haben. Der gute Mann bedachte nicht, daß auch dieses Weltmeer, trotz der beständigen ungeheuern Zuflüsse, nicht an Wassermasse zunimmt, und daß die beständige Ausdünstung desselben die

Was

Waſſermaſſe immer wieder um ſo viel vermindert, als es durch die hineinfließenden Ströme Zugang erhält. —

Nach einer Fahrt von acht Tagen landeten wir endlich tief im Perſiſchen Meerbuſen in einem kleinen Hafen, wo ich dem Armenier die Waaren übergab, und von ihm die Bezahlung in Gold, Perlen und Edelſteinen empfing. Meine und meines Freundes Rackowicz Reichthümer ließen ſich nun ſehr leicht fortbringen; wir beſchloſſen daher, unſer Schiff nach Surate zurück zu ſchicken, und zu Lande durch die Aſiatiſche Türkei nach Europa zurück zu gehen. Da wir jedoch dieſes Land noch gar nicht kannten: ſo änderten wir unſern Vorſatz, und beſchloſſen, vor der Hand noch bis Baſſora, einem Türkiſchen Hafen im Perſiſchen Meerbuſen, an der Mündung des Euphrats, zu ſeegeln, und hier erſt die nöthigen Erkundigungen einzuziehen. Wir fuhren, da wir günſtigen Wind hatten, ziemlich tief in die Mündung des Euphrats hinein; und Rackowicz, nebſt dem Steuermanne und einigen Matroſen, drang in dem Boote noch wei-

ter in dem Flusse hinauf. Während seiner Abwesenheit nöthigte mich ein starker Wind eines Abends, näher ans Land zu fahren, und in einer kleinen Bucht Schutz zu suchen. Hier begegnete uns ein sonderbares Abentheuer, wodurch wir sämmtlich nicht wenig in Schrecken gesetzt wurden.

Ich hatte mich in meine Kajüte niedergelegt, und war eingeschlafen, der Hochbootsmann und die Matrosen hatten dasselbe gethan, und nur mein Bedienter, ein junger Indianer, stand auf dem Verdeck Schildwacht. Kaum war ich eingeschlafen: so weckte mich das ängstliche Geschrei des jungen Menschen aus dem tiefsten Schlafe; ich fuhr auf, und glaubte ihn in der größten Gefahr. Aus dem Bette springen, und nach der Thür eilen, war eins. Ich riß sie auf: schmiß sie aber eben so schnell wieder zu; denn ich sahe auf dem Verdeck ein schreckliches Ungeheuer. Es war Mondschein, doch leichte Wolken verhüllten den Mond bisweilen, und ließen mich nicht herausbringen, was es für ein Ungeheuer wäre; vielmehr erschien mir dasselbe im Zwie-

lichte, durch meine Phantasie immer schrecklicher. Sein fürchterliches Brüllen gab mir eben so wenig Aufschluß darüber. Ich rief nun meinen Leuten: aber nur der Indianer, der sich auf den großen Mast geflüchtet hatte, antwortete; und ich glaubte sie daher schon von dem Ungeheuer zerrissen. An Gewehr fehlte es mir nicht: aber ich getrauete mir nicht, die Thür aufzumachen. Endlich steckte ich aber meine Flinte durch ein Loch, welches ich in der Thür fand, und schoß auf das Thier, welches eben dran war, meine Thür mit den Zähnen zu zernagen. Der Schuß machte es noch wüthender, und sein Brüllen verdoppelte sich. Jetzt schoß ich noch einmal, und es wich zurück. Bei dem dritten Schusse setzte es aber noch einmal an; und warf sich mit solcher Furie gegen die Oeffnung, wo der Schuß herkam, daß ich in der That fürchtete, es möchte einige Bretter abreißen. Durch öfteres Schießen trieb ich es doch endlich zurück; und auf einmal hörte ich es durch die Oeffnung im Verdeck herunter in den Schiffsraum stürzen. Nachdem ich einige Zeit vergeblich gehorcht hatte, ob es

wieder herauf kommen werde: vermuthete ich, daß es schwer verwundet seyn müßte, und wagte es, meine Thür zu öffnen. Auf mein Rufen kamen jetzt der Indianer, der Hochbootsmann und die Matrosen herbei, aber sämmtlich von dem Maste. Die letztern hatten sich nicht weniger gefürchtet, und hatten sich in ihre Schlafstellen, wie Kaninchen im Bau verkrochen. Als aber das Thier in den Schiffsraum stürzte, und nur noch durch eine Breterwand von ihnen getrennt war: krochen sie auch auf den Maßbaum.

Jetzt waren wir wieder beisammen, und hielten uns daher auch um so sicherer; doch beschlossen wir, gemeinschaftlich die Nacht vollends in meiner Kajüte zuzubringen. Als der Tag anbrach: sahen wir endlich, mit was für einem Feind wir es zu thun gehabt hatten. Es war ein ungeheuer großer Löwe, der wahrscheinlich auf unserm Schiffe Fraß für sich gesucht hatte, und durch das Wasser an Bord geschwommen war. Er hatte mehrere Wunden, unter andern war ihm aber eine Hintertatze abgeschossen, und deswegen konnte er

nicht wieder auf das Verdeck steigen. Als er uns gewahr wurde; erneuerte sich seine Wuth, seine Augen rollten, seine Mähne sträubte sich empor, und sein Schwanz schlug unaufhörlich. Er konnte uns aber nichts mehr thun, und der Hochbootsmann schoß ihn endlich vollends todt. — Von Rackowicz, der schon am andern Tage wieder zurück kam, hörte ich, das reissende Thiere an dieser Küste, wo es mehrere wüste Gegenden giebt, sehr häufig wären, und daß man daher vor ihnen stets auf der Hut seyn müste. —

Rackowicz brachte einen Franziskaner-Mönch von Bassora mit, welcher seine Ordensbrüder im Orient besucht hatte, und jetzt im Begriffe war, nach Europa zurück zu gehen. Pater Hadrian, so hieß der Franziskaner, warnte uns sehr ernstlich vor einer Landreise durch die Asiatische Türkei. — „Sie haben", sagte er, „auf einer Landreise mit tausend Beschwerlichkeiten zu kämpfen. Bald müssen sie durch Wüsten, wo ihnen das Wasser mangelt; bald werden sie von Arabern angefallen, die eben so räuberisch, wie die Tartarn sind. Will man vor

ihnen sicher seyn: so muß man durchaus in großer Gesellschaft, oder in Karavanen reisen, und doch wird öfters die stärkste Karavane von ihnen angegriffen. Ist man auch so glücklich, den Händen dieser Räuber zu entgehen: so wird man doch gewiß öfters auf andere Art fast in allen Städten, die man berührt, beraubt. Unter andern werden die Reisenden und die Kaufleute von den Türkischen Zollbedienten meist willkührlich mit Abgaben belegt; und das leiseste Murren darüber, kann ihnen die größten Mißhandlungen zuziehen." — Diese Erfahrungen bestimmten auch den Pater Hadrian selbst die Reise zu Lande nach Europa aufzugeben, und sich lieber den Gefahren einer Seereise von neuem auszusetzen. Indessen scheute er sich doch vor der Reise um Afrika herum; und da er von Rackowicz gehört hatte, daß auch wir gern auf dem kürzesten Wege nach Europa zurück gehen möchten, so schlug er uns vor, übers rothe Meer unsere Reise zu machen. Der Plan des Paters war uns beiden sehr angenehm; wir glaubten ihm die Beschwerlichkeiten einer Landreise durch jene

unwegsamen und unwirthlichen Gegenden auf sein Wort, und hatten auch keinen Gefallen an einer längern Seereise. Deshalb entschlossen wir uns kurz, und steuerten nach dem rothen Meere, oder nach dem Arabischen Meerbusen.

Pater Hadrian war mit uns an Bord gegangen, und unterhielt uns mit der Geschichte der Asiatischen Türkei. „In dieser Gegend", erzählte er, „wurde das erste mächtige Reich, das Assyrische, durch Ninus gegründet. Er baute das prächtige Ninive, die Hauptstadt seines Reichs; aber seine berühmte Gemahlin, Semiramis, die nach seinem Tode fast mit noch mehr Kraft, als er, regierte, erbaute das berühmte Babylon, und zierte es mit vortrefflichen Wasserleitungen, und den weltbekannten hängenden Gärten. Von hieraus herrschte in der Folge auch der gefürchtete Nebukadnezar (Nebuchodonosor), König von Neu-Assyrien, und Eroberer des Jüdischen Staats, über den größten Theil von Vorder-Asien. Aber durch innere Unruhen zerrüttet, zerfiel

die mächtige Monarchie nach der Zeit in mehrere Staaten, die späterhin sämmtlich wieder unter dem mächtigen Perser, Cyrus, vereiniget wurden. Aber auch dieses große Weltreich zertrümmerte nach zwei hundert Jahren Alexander der Große, und schuf sich eine neue Monarchie in Asien und in Europa, die schon nach seinem Tode wieder in sich selbst zerfallen sollte. Seine vornehmsten Generale theilten sich in das Reich ihres Herrn. Es entstand unter andern das Königreich Syrien, auf dessen Thron die wollüstigen Seleuciden schwelgten und tyrannisirten, bis sie der Waffengewalt der mächtigen Römer weichen mußten. Ein Theil des Oströmischen Kaiserthums, wurde es späterhin die Beute der Araber oder Sarazenen, die es unter dem Kalifen Omar, einem der Nachfolger Mohamets, eroberten. Die spätern Kalifen gebrauchten öfters Türken oder Turkomanen, eine Scythische oder Hunnische Horde, als Hülfstruppen in den Arabischen Heeren; diese benutzten die zunehmende Schwäche und Weichlichkeit der reich gewordenen

Araber, unterwarfen sich das Land, welches sie vertheidigen sollten, und stürzten den Kalifen von seinem Throne herab. So kam einst dieser Theil von Asien unter die Herrschaft der Türken, die sie auch bis jetzt zu behaupten gewußt haben." —

Dieser Geschichte der politischen Veränderungen der Asiatischen Türkei ließ hierauf der Pater Hadrian die Beschreibung der vornehmsten Städte dieses Landes folgen.

Smyrna, wo er zuerst ans Land trat, als er aus Europa herüber kam, hatte den besuchtesten Hafen der Asiatischen Türkei am mittelländischen Meere. Die Stadt ist schon sehr alt; aber gut gebaut, groß und stark bevölkert. Sie liegt an der Westküste der Halbinsel zwischen dem schwarzen und zwischen dem mittelländischen Meere, welches vor Alters Klein-Asien hieß, und jetzt Natolien genannt wird, an dem Abhange eines Gebirges, welches das mittelländische Meer beherrscht, und an einem schönen Meerbusen, der ihr zugleich zu einem sichern und geräumigen Hafen dient. Ihre Lage ist daher in

der That äußerst reizend; und ob sie gleich öfters stark von Erdbeben gelitten hat, so ist sie doch eben dieser vortheilhaften Lage wegen immer sehr bald wieder aufgebauet worden. Smyrna ist, wie die meisten orientalischen Handelsstädte, mit einem bedeckten Marktplatze (Basar), dergleichen schon bei Tauris beschrieben worden ist, versehen. Auf demselben ist eine unermeßliche Menge der prächtigsten und kostbarsten Waaren aus dem Orient, wie aus dem Occident aufgestapelt. Nahe bei dem Basar steht eine prächtige Karavanserie, welche eine Menge Reisende aufnehmen kann. In Smyrna selbst wimmelt es von Kaufleuten fast aus allen Theilen der Erde, unter welchen viele unermeßliche Reichthümer besitzen. Türken und Europäer (als Franzosen, Engländer, Holländer, u. s. w., die hier sämmtlich unter dem Namen Franken begriffen werden), Armenier und Juden, Aegyptier und Indier leben hier in bunter Mischung unter einander, alle nur von einem Geiste, von dem Geiste des Handels, beseelt; alle übrige politische und religiöse Rücksichten

Dinge die Menschen öfters mit einander zu entzweien pflegen, kommen hier gar nicht in Betracht. Vielmehr sieht man christliche Betsäle, heidnische Pagoden, türkische Moscheen und jüdische Synagogen häufig neben einander erbaut. Die Umgebungen von Smyrna sind viel besser angebaut, als die übrigen Theile der Türkei. Getraidefrüchte, Baumwolle, Wein, Oliven, u. d. m. wachsen hier in Ueberfluß. An Fleisch, Wildpret und Fischen ist auch kein Mangel, und alle Lebensmittel sind überhaupt ziemlich wohlfeil. —

Von Smyrna wollte der Pater Hadrian mit einer Karavane nach Aleppo zu Lande gehen: ein Freund bestimmte ihn aber, die Reise mit ihm zur See zu machen. Auf dieser Fahrt kam ihnen auch die berühmte Insel Cypern zu Gesichte. Sie liegt nicht gar weit vom festen Lande, in einer Art Meerbusen, und gehört unstreitig unter die glücklichsten Wohnsitze der Sterblichen, weshalb sie auch gewiß die Alten, die sie Paphos nannten, der Göttin der Liebe gewidmet, und derselben hier einen Tempel erbauet hatten.

Das ganze Land, von vielen Bächen und Quellen getränkt, ist ausnehmend fruchtbar, bringt die herrlichsten Früchte, und insbesondere vortrefflichen Wein hervor. Der Ackerbau wird aber von den jetzigen trägen Bewohnern desselben ganz vernachlässigt, so ergiebig er auch bei den fleißigen Alten war. Nach mehrern politischen Veränderungen, welche diese Insel erlitten hatte, eroberten sie endlich die Türken von den Venetianern, die sie zuletzt besaßen. —

Hadrian und sein Freund landeten glücklich an der Syrischen Küste, und der erste setzte seine Reise eiligst nach Haley oder Aleppo fort. Er glaubte, seine Ordensbrüder hier zu überraschen; und erstaunte nicht wenig, als ihn einige derselben eine gute Strecke von Aleppo entgegen kamen. Beinahe wäre er in Versuchung gekommen, sie der Zauberei zu beschuldigen. Doch ging alles natürlich zu, so auffallend es ihm auch war. Man bedient sich nämlich in jener Gegend sehr häufig abgerichteter Tauben statt der Briefträger oder Briefposten, und die Kaufleute zu Aleppo

wissen es gewöhnlich durch eine solche Taube sogleich, wenn ein Schiff an der Küste angelegt hat. Diesmal hatte einer von den Reisegefährten des Paters den Spas gemacht, und den Franziskanern zu Aleppo durch eine solche Taube sogleich Nachricht von der Ankunft ihres Europäischen Ordensbruders gegeben. —

Halep oder Aleppo ist sowohl in Hinsicht seiner Größe, als in Hinsicht seiner Bevölkerung, die an 250,000 Einwohner hinansteigt, als auch in Hinsicht seines Handels, einer der wichtigsten Plätze des Türkischen Reichs. Ueber das mittelländische Meer, wovon es nicht weit entfernt liegt, bezieht es die Europäischen Waaren; und häufige Karavanen bringen ihm die Produkte und Fabrikate aus dem Innern von Asien, die es nun nach allen Richtungen wieder absetzt. Die Stadt liegt auf acht kleinen Hügeln, und ist im Ganzen gut gebaut. Jedes Haus hat außer dem Erdgeschoß noch ein oberes Stockwerk, welches meist im griechischen Styl aufgeführet ist. Die Dächer sind platt, und die Einwohner pflegen hier meist ihre Schlafstätte

aufzuschlagen, weil sie es in der Nacht in den Zimmern vor Hitze nicht aushalten können. Durch eine große Wasserleitung wird die ganze Stadt mit Wasser versorgt, und beinah jedes kleine Haus hat einen eigenen Springbrunnen. Reichere Leute haben diese in ihren Sälen Parterre angebracht, wo sie viel zur Abkühlung mit beitragen. Die Straßen der Stadt sind zwar eng, aber reinlich und gut gepflastert; auch sind sie mit besondern Fußwegen für die Fußgänger versehen. In Aleppo heißen die Wirthshäuser oder Karavanserien, die zur Aufnahme der Reisenden dienen, Hane, und ihrer sind hier sehr viele.

Um Aleppo herum giebt es sehr viel Wildpret, vorzüglich Hasen und wilde Ziegen. Besonders merkwürdig ist aber das in der Nähe dieser Stadt liegende Salzthal; ein sehr weites großes Thal, wo man eine ungeheure Menge Salz findet. Niemand weiß, wo es herkömmt, da sich auch keine Verbindung des Thals mit dem Meere entdecken läßt. Sonst giebt es hier herum nichts Merk-

würdiges; denn die weiten unabsehbaren Ebenen sind fast durchgängig lauter Einöden.

Die Provinz, worin Aleppo liegt, hat ihren alten Namen Syrien oder Soria behalten. Im Sommer ist es hier unerträglich heiß, und es regnet in den drei bis vier Sommer-Monaten äußerst selten; der Winter ist nicht kälter, als unser Frühjahr. Oliven, Getraide und edle Südfrüchte wachsen hier in Menge; und der Boden würde noch ergiebiger seyn, wenn er nur fleißiger bearbeitet würde. Rindviehzucht wird nicht stark getrieben: aber dagegen geräth man in Verwunderung; wenn man die Heerden Schaafe mit den langen Fettschwänzen sieht, welche ihrer Last wegen — manche wiegen gegen funfzig Pfund — nicht von den Thieren selbst getragen werden können, sondern auf kleinen niedrigen Kärnchen von den Schaafen nachgezogen werden.

Nach einigen Tagen setzte unser Pater Hadrian seine Reise bis Jerusalem fort. Hier sahe er alle merkwürdige Orte, welche durch fromme Schwärmerei von jeher geheiligt

get wurden. Aber bis zu Thränen wurde e gerührt: als er das gegenwärtige armselig Jerusalem mit der ehemaligen reichen und prächtigen Hauptstadt des Israelitischen Staates verglich; als er des industriösen Volkes gedachte, welches vor ungefähr dritte halb tausend Jahren durch seinen Fleiß das ganze Land zu einem wahren Paradiese machte, und sich dabei der meisten jetzigen Juden erinnerte, die durchaus allen Sinn für regelmäßigen Fleiß verloren zu haben scheinen, und in allen Reichen der Erde vertheilt, eine herumschweifende Lebensart, nebst dem Schacher, jedem festen Wohnsitze, wo sie anhaltende Arbeit treiben müssen, vorziehen. — Diese und ähnliche Betrachtungen machten ihm den Aufenthalt zu Jerusalem sehr traurig; und er war froh, als er bald eine Karavane nach Bagdad fand.

Der Weg führte die Reisenden durch mehrere beträchtliche Wüsten, wo unser Pater wilde Ziegen, Hasen, Schakals, Schlangen, Eidechsen und Zikaden in Menge sahe. Die Zikaden sind den unsrigen gar nicht ähnlich;

sie sind vielmehr eine Art Vögel, die sich unglaublich vermehren, und in Hunger-Jahren den Arabern zur vorzüglichsten Nahrung dienen; wahrscheinlich sind es dieselben Zikaden, welche Johannes der Täufer in der Wüste aß. — Der Pater Hadrian machte diese Reise auf einem Kameel, dessen schwerfälliger und harter Gang ihn nicht wenig ermüdete. Die Kameele, bekannt als die gewöhnlichen Lastthiere jener Gegenden, tragen eine Last von 1000 — 1200 Pfunden, und machen doch täglich einen Weg von zehn bis zwölf Meilen. Auf dem Wege läßt man ihnen gern ihren freien Willen, und sie gehen daher ohne alle Ordnung, wie eine Heerde Schaafe unter einander. Hält die Karavane an: so entfernen sich die Kameele, die einstweilen ihrer Last entlediget werden, und suchen sich ihre Nahrung selbst. Nach ein Paar Stunden kehren sie selbst gesättigt zur Karavane zurück. Ihre liebste Nahrung sind Disteln und andere stachlichte Gewächse; im Fall der Noth fressen sie aber auch dürre Blätter und Zweige. Da die Kameele in dem Orient zu weiten Reisen,

und öfters durch wasserarme Wüsten gebraucht werden: so ist es sehr viel werth, daß sie acht Tage, ja einige Wochen ohne zu trinken gehen können. Sie haben zu dem Ende außer den gewöhnlichen vier Abtheilungen des Magens, welche man bei allen wiederkäuenden Thieren antrifft, noch ein fünftes sehr großes Behältniß, worin sie einen hinlänglichen Vorrath von Wasser aufbewahren können. Sie saufen daher mit Einemmale, wenn sie Gelegenheit dazu haben, eine ungeheure Menge. Von diesem nehmen sie täglich nur immer so viel, als sie zu ihrem Bedürfnisse brauchen; indem sie durch Zusammenziehung der Muskeln, in ihrem Wanste, das Wasser wieder in den Schlund hinauf steigen lassen und so ihren Durst löschen. Dabei ist merkwürdig, daß das Wasser in dem Behältnisse ganz klar und frisch bleibt, und fast gar keinen Nebengeschmack annimmt. Daher auch die Reisenden, wenn sie Mangel an Wasser leiden, und kein anderes Mittel wissen, ihr Leben zu erhalten, eins ihrer Kameele niederwerfen und aufschneiden, um sich mit dem in

Behältniß befindlichen Wasser zu erfrischen. — Im Winter ist das Kameel mit langen krausen Haaren bedeckt, die zwar bei weitem nicht so fein sind, als die Haare der Kämels oder Angora-Ziege, aber doch auch zu Hüten und zur Verfertigung einiger kameel-artiger Zeuge benutzt werden. Eigentlich unterscheidet man zwei Arten Kameele; den Dromedar, mit einem Höcker, und das Trampelthier, mit zwei Höckern. Das letzte ist stärker; das erste aber geht leichter, und wird daher lieber zum Reiten gebraucht. —

Die Karavane litt während der Reise von Jerusalem nach Bagdad mehrmals Mangel an Wasser und an Lebensmitteln; auch war sie genöthiget, mehrere Nächte unter freiem Himmel zu bleiben; und überdies wurde sie öfters von räuberischen, herumstreifenden Arabern angegriffen, die sie selten ohne Lösegeld weiter ziehen ließen. Doch wurde sie bald noch durch eine andere Karavane verstärkt, die von

Damask kam. (Diese große Stadt mit ohngefähr 80,000 Einwohnern liegt nördlich von Jerusalem, und ist besonders wegen ihrer

berühmten Klingen, der Damascener Klingen, die hier verfertigt werden, sehr berühmt. Auch hat sie einige Seiden- und Baumwollen-Manufakturen.) Nach vielen Mühseligkeiten und Gefahren kamen sie doch endlich glücklich in Bagdad an, wo Pater Hadrian sogleich das Kloster seines Ordens aufsuchte, und daselbst von den Strapazen der Reise wieder ausruhete.

Bagdad liegt in der jetzigen Provinz Irak Arabi, im alten Chaldäa, nicht weit von dem Orte, wo ehemals das berühmte, aber jetzt verwüstete Babylon stand. In der glorreichsten Periode der Araber oder Sarazenen war es die beständige Residenz ihrer Khalifen, dann kam es in die Gewalt der Perser, und jetzt gehört es den Türken. Es hat prächtige Moscheen, mit einer Menge Minarets, schöne öffentliche Bäder und viele Karavanserien, die der Stadt wegen des lebhaften Verkehrs mit Persien, Arabien und Indien sehr nöthig sind. Denn es halten sich des Handels wegen stets eine Menge fremder Asiaten hier auf, und die Haupt-Handels-

Artikel ſind Indiſche Stoffe und Shawls, Perſiſche Apothekerwaaren und Seide.

In einer ohngefähr drei Meilen weiten Entfernung von Bagdad bemerkt man auf einer großen Ebene zwiſchen dem Tigris und Euphrat (den beiden wichtigſten Flüſſen in der Aſiatiſchen Türkei) eine feſte gebirgsähnliche Maſſe, die man für eine Ruine des berühmten Babyloniſchen Thurms hält. Dieſe Maſſe hat einen Umfang von mehrern tauſend Schritten, und iſt jetzt noch ungefähr 130 Fuß hoch. Etwa zwanzig Meilen nordweſtlich von Bagdad ſoll man auch noch einige Ruinen von der alten Stadt Ninive finden, die gleichfalls in dieſer Gegend ſtand.

Von Bagdad zog endlich der Pater Hadrian mit der Karavane nach Baſſora oder Basra, wo er mit meinem Freund Rackowitz bekannt wurde. Baſſora iſt blos durch ſeine Lage am Perſiſchen Meerbuſen wichtig, wodurch es eine ſehr lebhafte Stadt wird, indem ſie der Hauptſtapelplatz der Indiſchen, Perſiſchen und Arabiſchen Waaren iſt.

und auch häufig von Europäern besucht und bewohnt wird. — —

Von unserer letzten Station von Bassora seegelten wir aus dem Persischen Meerbusen heraus, und an der Ostküste von Arabien hin.

Arabien ist eine Halbinsel, die durch den Persischen und durch den Arabischen Meerbusen (das rothe Meer) gebildet wird. Der nördliche Theil, das wüste Arabien, hängt durch ungeheure Sandsteppen, wo nur einige Tamarindenbäume und niedriges Gesträuch wachsen, und wo sich höchstens einige Ziegen und Schaafe ernähren können, mit der Asiatischen Türkei zusammen.

Bei dem Anblick dieses Landes gab uns der Pater Hadrian einige Nachrichten über die Bewohner desselben zum Besten. „Die Araber", sagte er, „halten sich für die Nachkommen der alten Ismaeliten. Ihr Land wurde von Alexander dem Großen erobert, und in der Folge ein Theil des Römischen Reichs; doch blieben im Innern desselben ins

mer noch einzelne Arabische Stämme unabhängig. Zu Anfang des siebenten Jahrhunderts (622) trat Mahomet als Prophet unter ihnen auf, der den Götzendienst bei ihnen abschafte, und sie den einigen, unsichtbaren Gott anbeten, und übrigens eine Religion lehrte, wie sie den Bedürfnissen seiner Landsleute angemessen schien. Er selbst war Religionsstifter, Feldherr und Beherrscher seiner Anhänger zugleich. Anfangs fand er zwar vielen Widerspruch, und mußte selbst entfliehen: endlich gelang es ihm aber doch, die bisher entzweiten Arabischen Völkerstämme unter sich zu vereinigen, und unumschränkt zu beherrschen. Voll regen Eifers, den Islam (ihre Religion) in der ganzen Welt auszubreiten, stürzten sich die fanatischen Araber auf das Oströmische Reich; und binnen zwei hundert Jahren hatten sie vielmehr Eroberungen gemacht, als die Römer in fünf hundert Jahren zu machen im Stande gewesen waren. Sie drangen schon in dem ersten Jahrhundert ihrer Zeitrechnung in Europa ein, und machten sich vorzüglich in Spanien unter dem Namen

Mauren und Sarazenen äuſerſt furchtbar. — —

„Die Araber in den Städten führen beinahe dieſelbe Lebensart, wie die Türken, und treiben Handwerker und Künſte. Sehr verſchieden von dieſen leben aber die Beduinen-Araber, die mit ihren Heerden beſtändig in der Wüſte umherziehen, und unter Zelten von Ziegenfellen wohnen. Sie ſind eigentlich Jäger, Hirten und Räuber zugleich, Ackerbau treiben ſie wenig. Die Araber ſind eine ganz freie Nation, wiewohl die Pforte eine Art Oberherrſchaft über dieſelbe zu behaupten vorgiebt. Ihre eigentlichen Oberhäupter heiſſen Emirs, unter welchen der Groß-Emir von Ana in der Wüſte der Angeſehenſte iſt. Unter den Emirs ſtehen wieder andere Arabiſche Beherrſcher, die ſie Scheiks nennen.“

„Alle Beduinen-Araber haben einen unwiderſtehlichen Hang zu Räubereien: aber ſie ſind nicht grauſam; ja, ſie üben ſogar die treueſte Gaſtfreundſchaft gegen alle Fremde aus, die Zuflucht in ihren Hütten ſuchen. Ihr Anzug beſteht in einem weiten Hemde

mit langen Aermeln, aus langen leinenen Hosen und einem Kaftan von Kattun, und im Winter aus Westen von Lämmerfellen. Die Weiber sind eben so einfach angezogen; sie tragen nur einen Kaftan über ein blaues Hemde. Die Waffen der Araber sind Säbel und Lanze, Bogen und Pfeile, und auch Feuergewehr. In ihren Waffen treiben sie den größten Luxus, und die wohlhabenden Araber lassen sie häufig mit Gold auslegen und mit Edelsteinen besetzen. Ihre Religion erlaubt den Männern zwar, mehrere Weiber zu haben: die Araber nehmen aber selten mehr als eine. Ihre eigne Abstammung, und ihre eigenen Ahnen zu kennen, kümmert sie wenig: dagegen halten sie sich von ihren Pferden genaue Stammbäume. Dies sind aber auch die schönsten Pferde in der Welt, und von einer ausnehmenden Flüchtigkeit; sie springen wie Rehe über Gräben und Hecken, und lassen sich sehr leicht zureiten. Sie stehen daher aber auch immer in einem sehr hohen Preise.“

Wir fuhren jetzt um die südliche Küste Arabiens nach dem rothen Meere hin,

und sahen hier den schönsten und fruchtbarsten Theil des Landes, das sogenannte glückliche Arabien. Um es näher kennen zu lernen, ging ich mit Rackowitz, während unser Schiff frisches Wasser einnahm, etwas ans Land; trafen aber keinen Einwohner, und schossen einen Frischling, wovon wir uns einen Braten bereiten wollten. Mit diesem Gedanken kamen wir an den Platz zurück, wo das Schiff frisches Wasser eingenommen hatte; und waren nicht wenig bestürzt, als wir es nicht mehr antrafen. Mein erster Gedanke war, der Portugiesische Steuermann wäre eben so ein Spitzbube, wie der Holländer, der mich auf eine wüste Insel ausgesetzt hatte; und ich fürchtete für den armen Pater Hadrian, der auf dem Schiffe geblieben war, fast noch mehr, als ich mich über den Verlust meines ganzen Vermögens betrübte. Doch alles Wehklagen half nichts; die Nacht brach herein, und wir mußten uns ein Nachtquartier suchen. Dies fanden wir in einer Felsenhöhle, wo wir auch unsern Frischling brateten, und zu Abend speisten. Hierauf trugen wir Moos

zusammen, und machten uns ein ziemlich weiches Lager: Sorgen und Kummer wegen der Zukunft ließen uns aber nicht viel schlafen. Doch waren wir am andern Morgen etwas ruhiger, und begaben uns sogleich auf den Weg, irgend einen bewohnten Ort an der Küste aufzusuchen. Als wir an der Küste hingingen, bemerkten wir in einiger Entfernung ein Schiff, welches nach der Küste zu steuern schien. Es mochte nun das unsrige, oder ein fremdes seyn: so beschlossen wir doch sogleich, uns auf demselben zu retten. Nachdem wir aber einen ganzen halben Tag mit sehnsuchtsvollen Blicken dahin gesehen hatten: verschwand es wieder, und unsere Hoffnung war vereitelt. Indessen war es wieder Abend geworden; und wir suchten unsere Höhle wieder auf, wo wir auch von den körperlichen und geistigen Anstrengungen dieses Tages erschöpft sogleich auf unser Mooslager sanken. Aber wir waren noch nicht eingeschlafen, als wir einige Flintenschüsse fallen hörten. Anfänglich glaubten wir, sie kämen von herumstreifenden Arabern, und krochen tiefer in unsere Höhle:

doch der Gedanke, daß wir nichts mehr zu verlieren hatten, gab uns wieder Muth; und zu gleicher Zeit fiel uns auch ein, daß es vielleicht unsere Leute selbst seyn könnten, die uns aufsuchten, und durch diese Schüsse ein Zeichen ihrer Anwesenheit geben wollten. Wir schossen nun unsere Flinten auch ab, und alsbald wurden unsere Schüsse aus der Ferne beantwortet. Jetzt eilten wir nach der Gegend hin, wo die Schüsse herkamen, und bald trafen wir unsere Leute auch wirklich an. Der Steuermann erzählte mir nun, das Boot wäre, nachdem es Wasser eingenommen hätte, durch einen Windstoß schnell vom Lande getrieben worden, der Wind habe sich immer mehr verstärkt, und auch endlich das Schiff immer mehr seewärts getrieben; alle Anstrengung, sich dem Lande zu nähern, sey vergeblich gewesen, bis sich am andern Tage der Wind wieder etwas gelegt habe; da sey es ihm durch Laviren gelungen, das Schiff dem Lande wieder etwas näher zu bringen (— der Augenblick, wo wir das Schiff gewahr wurden —), und endlich an der äußersten Spitze

dessel-

deſſelben, in einer kleinen Bucht, Anker zu werfen; nun ſey er mit dem Boote zum Lande beſeegelt, und habe uns aufgeſucht. — Unſere Beſorgniß um den Pater Hadrian war alſo auch umſonſt geweſen: denn er befand ſich am Bord des Schiffes geſund und wohl, hatte ſich aber nicht weniger um uns geängſtet, wie wir uns um ihn.

Nach dieſem Abentheuer kamen wir bald auf der Rhede von Mockha an. Dieſe Stadt hat nebſt einem kleinen darzu gehörigen Gebiete einen eigenen Emir. Ihr Hafen iſt gut und ſicher, und wird auch viel von Europäiſchen Schiffen, die Indiſche Waaren einbringen und Kaffee ausführen, beſucht. Der Kaffee wächſt zwar nicht ganz in der Nähe von Mockha, denn der Boden umher iſt zu unfruchtbar und mager: aber weil hier vorzüglich der Hauptmarkt für den Arabiſchen Kaffee iſt, welcher vor allem andern Kaffee den Vorzug, und den Oſt- und Weſt-Indiſchen Kaffee-Plantagen ihren Urſprung gegeben hat; ſo nennt man wohl auch dieſen Kaffee überhaupt Mockha-Kaffee.

Doch wächst der Kaffee nur in dem südlichen Arabien. Der Baum wird sechs bis zwölf Fuß hoch, hat eine weißlichte glatte Rinde, und ein dunkelgrünes, dem Zitronenblatt ähnliches Blatt. Aus den Winkeln der Blätter kommen weiße, jasminartige Blumen hervor, welche doldenweise beisammen stehen, und einen angenehmen Geruch haben. Wenn die Blüthen abfallen: so kommt eine kleine Frucht an ihre Stelle, die anfangs grün ist, zur Zeit der Reife aber roth wird. Sie hat Aehnlichkeit mit einer großen Kirsche, und läßt sich gut essen. Statt des Steins umschließt sie aber die Kaffeebohne, welche nach und nach hart wird, und sich, sobald zur Zeit der Reife das äußere rothe Fleisch abfällt, gewöhnlich in zwei Theile trennt. Der Kaffeebaum liefert jährlich zwei Aernten; im May wird aber der vorzüglichste Kaffee gewonnen.

Außer dem Kaffee bringt das glückliche Arabien auch noch viele andere herrliche Produkte hervor, als Myrrhen, die man aus einem dornichten Baume zapft; Balsam, den man aus den Zweigen eines andern Baumes destillirt, Weyrauch und andere wohlriechende Sachen, Gummi, grauen Ambra, Aloe, Edelsteine, Perlen und Goldstaub.

Ohne lange auf der Rhede von Mocha zu verweilen, segelten wir mit dem ersten günstigen Winde an der Westküste Arabiens hin bis nach Mecca.

Mecca ist Mahomets Geburtsstadt und allen Mahometanern ein heiliger Ort. Aber wehe dem Christen, der sich demselben nähert! er ist den ärgsten Mißhandlungen ausgesetzt. Nach den Nachrichten, die ich von der Stadt einzog, soll sie groß, schön, und stark bewohnt seyn. An einem Ende derselben steht die berühmte Moschee, zu welcher die Mahometaner zur Zeit des Bairams aus allen Theilen der Mahometanischen Welt zu Tausenden als Pilgrimme eilen. Sie steht in der Mitte eines großen Hofs, den die Araber Haram nennen, welcher mit einer dreifachen Kolonade eingefaßt ist, auf welcher man eine bewundernswürdige Aussicht haben soll. In der Moschee ist die Kaaba, das himmlische Haus der Türken, die sich äußerlich durch nichts weiter auszeichnet. Alle Jahre muß sie aber der Türkische Großherr mit prächtigen seidenen Stoffen behängen lassen. — Alle Mahometaner müssen wenigstens in ihrem Leben einmal nach Mecca pilgern: da sie aber auch auf dieser religiösen Reise nicht einmal vor ihren Glaubensbrüdern, den Beduinen-Ara-

bern, sicher reisen können; so vereinigen sie sich stets in große Karavanen, die manchmal mehrere Tausende stark sind.

Fast alle diejenigen, welche nach Mecca pilgern, gehn in dieser Absicht auch nach Medina, welches 30 Meilen nördlicher, als jene Stadt liegt. Hieher flohe Mahomet, als er von seinen Feinden aus Mecca vertrieben wurde. Von dieser Flucht Mahomets an (im Jahre Christi 622) fangen die Mohametaner ihre Zeitrechnung (Hegira, Hedschra) an. Zu Medina schlug Mahomet in der Folge auch seinen Thron auf, und hier ist er auch begraben. Die jetzigen Beherrscher heißen Scherifs, und rühmen sich in gerader Linie von Mahomet und seiner geliebten Fatme abzustammen. Neuerlich sind diese Gegenden von den Wahabi's, einer strengen mahometanischen Sekte, die etwa um die Mitte des vorigen Jahrhunderts an der Ostküste von Arabien entstanden, und sich sehr schnell vergrößert hat, mehrmals beunruhigt worden; und obgleich der Großherr der Türken große Armeen gegen sie hat marschiren lassen, so haben sie doch bis jetzt noch nicht bezwungen werden können, und machen den altgläubigen Arabern noch viele Sorgen. —

Eduard Farber's

Reiſen

nach

allen Theilen der Erde.

Ein

Leſebuch

für die Jugend beiderlei Geſchlechts, zur Beförderung ihrer Kenntniſſe in Geſchichte, Geographie und Naturgeſchichte.

Herausgegeben

von

J. H. E. Göring,

Pfarrer zu Brüheim bei Gotha.

Drei Theile.

Neue wohlfeilere Ausgabe.

Dritter Theil.

Gotha,

bei Juſtus Perthes. 1821.

Teutschner Bibliothek

Inhalt.

Sechszehntes Kapitel. Der Plan, über Egypten nach Europa zurückzugehen, läßt sich nicht ausführen; ich wähle daher mit meinen Reisegefährten den Weg um das Kap. — Reise von Surate bis zum Vorgebirge der guten Hoffnung. Seite 3

Siebenzehntes Kapitel. Beschreibung des Kap. Fortsetzung unserer Reise bis nach Guinea. Die guten Negern. Nachrichten von Senegambien und Sahara. 37

Achtzehntes Kapitel. Abreise von Guinea. Das grüne Vorgebirge. Die Barbarei. Durch einen Sturm werden wir nach den Azoren verschlagen. 73

Neunzehntes Kapitel. Ueberfahrt nach Amerika. Mein Aufenthalt auf den westindischen Inseln, von welchen ich nach Boston gehe. 97

Zwanzigstes Kapitel. Fortsetzung der Reise nach Quebec. Anstellung daselbst. Bereisung des Antario und Erio. Gefahr in den nordamerikanischen Wäldern. Ankunft zu Neu-Orleans. . . . Seite 121

Ein und zwanzigstes Kapitel. Ich erhalte spanische Dienste, und bereise als Ingenieur-Offizier die spanischen Provinzen Mexiko und Peru. Beschreibung und kurze Geschichte dieser Provinzen. Abentheuer mit den Menschenfressern auf den Galopagas-Inseln. . . 146

Zwei und zwanzigstes Kapitel. Fortsetzung der Reise von Lima durch Chili und Paragay bis nach Buenos-Ayres. Von hier will ich mit einem spanischen Schiffe nach Europa zurückgehen: das Schiff wird aber von den Engländern genommen und nach Brasilien geführt. 182

Drei und zwanzigstes Kapitel. Rückreise nach Europa. Beschreibung von Australien durch den englischen Kapitän. Ankunft im väterlichen Hause. 209

Alphabetisches Verzeichniß

der

in dieser Schrift genannten Länder, Städte, Flüsse und Produkte.

A.

Aar, die, Fluß in der Schweiz. I. 150
Acapulco, Stadt in Mexiko. III. 156
Adel, Küste in Afrika. III. 24
Aethiopien, Reich in Afrika. III. 21
Aetna, Vulkan in Sicilien. I. 196
Afrika, Erdtheil. III. 1
Ajan, Küste in Afrika. III. 24
Aleppo, Stadt in Syrien. II. 205
Alexandrien, Stadt in Egypten. III. 9
Algier, Provinz und Stadt in Afrika. III. 83
Alpen, Schweizer- I. 154
Amiens, Stadt in Frankreich. I. 94
Amazonenfluß. III. 184
Ameisenbär. III. 163
Ammarapura, Stadt in Hinter-Indien. II. 78
Amsterdam, Stadt in Holland. I. 88

Amur, Fluß in der chines. Tartarey. II. 172
Andes, Gebirge in Südamerika. III. 177
Antillen, große. III. 103
Antillen, kleine. III. 99
Arabien, Land in Asien. II. 224
Archangel, Stadt in Rußland. I. 292
Archipel. I. 206
Arno, Fluß in Italien. I. 172
Arrakan, Provinz in Hinter-Indien. II. 78
Arras, Stadt in Frankreich. I. 94
Ascension, afrikanische Insel. III. 42
Aschaffenburg, Stadt in Deutschland. I. 255
Asien, Erdtheil. II. 1
Assomtion, amerik. Insel. III. 202
Astrachan, Stadt in Rußland. II. 5.
Athen, Stadt in Griechenland. I. 204
Augsburg, Stadt in Deutschland. I. 241
Australien, Erdtheil. III. 207
Ava, Stadt in Hinter-Indien. II. 77
Azoren. III. 93

B.

Babelmandeb, Küste in Afrika. III. 83
Babylon, Ruinen in Asien. II. 213
Baden, Großherzogthum. I. 248
Bagdad, Stadt in Asien. II. 212
Bahama, Straße. III. 115
Baiern, Königreich. I. 238
Baikal-See, Landsee in Asien. II. 25
Balearische Inseln. I. 141
Bamberg, Stadt in Deutschland. I. 240
Bantam, Provinz in Hinter-Indien. II. 98
Barbarey, Land in Afrika. III. 80

Barca, Wüste in Afrika.	III.	89
Barcelona, Stadt in Spanien.	I.	148
Basel, Stadt in der Schweiz.	I.	146
Basra oder Basora, St. in Asien.	II.	213
Batavia, St. in Ostindien.	II.	98
Batavien, oder Holland.	I.	85
Baumwollenstaude.	II.	131
Belem, Schloß in Portugal.	I.	188
Belgrad, Stadt in der Türkey.	I.	218
Bender, Stadt in Rußland.	I.	232
Bender-Abassi, Stadt in Asien.	II.	189
Bengalen, britische Provinz in Asien.	II.	184
Benin, Küste, Stadt, Fluß in Afrika.	III.	50
Benkulen, britische Niederlassung in Ostind.	II.	206
Bergen, Stadt in Norwegen.	I.	108
Berlin, Stadt in Deutschland.	I.	268
Bern, Stadt in der Schweiz.	I.	130
Bernstein, Agatstein.	I.	274
Biber, oder Castor.	III.	190
Biledulgerid, Provinz in Afrika.	III.	88
Bisamratze.	II.	177
Byehmen, Land in Deutschland.	I.	230
Bombay, Stadt in Vorder-Indien.	II.	184
Borneo, asiatische Insel.	II.	98
Boston, Stadt in Amerika.	III.	119
Botany-Bay, auf Neuholland.	III.	211
Bourdeaux, Stadt in Frankreich.	I.	143
Brandenburg, Provinz in Deutschland.	I.	267
Brasilien, Land in Amerika.	III.	205
Breslau, Stadt in Schlesien.	I.	271
Bremen, freye Stadt in Deutschland.	I.	44
Brest, Stadt in Frankreich.	I.	118
Brodfruchtbaum.	III.	223
Brüssel, Stadt in den Niederlanden.	I.	94

Buenos-Ayres, Stadt in Amerika. III. 202
Burma oder Birma, Reich in Hinter-Ind. II. 78
Burnu, Landsee und Reich in Afrika. III. 70

C.

Cacao-Baum. III. 155
Cachao, portugiesische Stadt in Afrika. III. 67
Cadix, Hafen und Stadt in Spanien. I. 190
Cairo (Kahira), Stadt in Egypten. III. 12
Calcutta, britische Stadt in Asien. II. 194
Californien, Land in Nord-Amerika. III. 160
Cambodja, Landschaft in Hinter-Indien. II. 79
Cambeche-Baum. III. 155
Canada, britische Prov. in Nord-Amerika. III. 122
Candahar, Stadt und Prov. in Persien. II. 192
Candi, Stadt auf Ceylon. II. 111
Candia, Insel. I. 198
Cantón oder Quanton, Stadt in China. II. 54
Caraiben-Inseln. III. 99
Carlsbad, Stadt in Böhmen. I. 282
Carlsruhe, Stadt in Deutschland. I. 249
Carolinen, Inselgruppen. III. 228
Carthagena, Stadt in Amerika. III. 164
Cassel, Stadt in Deutschland. I. 35
Catalonien, Provinz in Spanien. I. 149
Celebes oder Macassar, Insel. II. 90
Cenis (Mont-), hoher Berg in Italien. I. 154
Ceylon oder Seilon, Insel. II. 110
Chambery, Stadt in Italien. I. 153
Chili, Stadt in Süd-Amerika. III. 190
Chimborasso, hoher Berg in Süd-Amerika. III. 176
China, Reich in Asien. II. 34

Chinabaum. III. 179
Christiansburg, dän. Niederlassung in Afr. III. 53
Cingalesen, Einwohner von Ceylon. II. 111
St. Cloud, Schloß in Frankreich. I. 66
Coavo, Fluß in Afrika. III. 26
Cochenille. III. 153
Cochinching, Reich in Asien. II. 79
Constantinopel, Stadt in der Türkey. I. 207
Cordilleras, Alpengeb. in Süd-Amerika. III. 164
Cordova, Stadt in Spanien. I. 133
Corientes, Vorgebirge in Afrika. III. 27
Corsica, Insel. I. 164
Cracau, Stadt in Pohlen. I. 266
Cuba, Insel. III. 112
Cypern, Insel. II. 203

D.

Daenemark, Königreich. I. 103
Damask, Stadt in Asien. II. 211
Danzig, Stadt in Pohlen. I. 272
Darfur, Stadt in Afrika. III. 70
Darien, Landenge in Amerika. III. 165
Darmstadt, Stadt in Deutschland. I. 251
Decan, Reich in Asien. II. 123
Delhi, Stadt in Asien. II. 178
Delta, Ausfluß des Nils. III. 11
Dembea, Landsee in Afrika. III. 21
St. Deny's, Stadt in Frankreich. I. 66
Dessau, Stadt in Deutchland. I. 266
Deutchland, Ansicht und Beschreibung. I. 8—31
Dnieper, Fluß in Rußland. I. 284
St. Domingo, Insel. III. 104
Donau, Hauptfl. in Deutschland, Ungarn. I. 218

Dresden, Stadt in Deutschland. I. 253
Dublin, Stadt in Irland. I. 71
Düna, Fluß in Rußland. II. 288
Düsseldorf, Stadt in Deutschland. I. 47

E.

Ebro, Fluß in Spanien. I. 136
Edimburg, Stadt in Schottland. I. 84
Eger, Stadt in Böhmen. I. 231
Egypten, Land in Afrika. III. 9
Eidervogel. I. 108
Elbe, Fluß in Deutschland. I. 42
Elfenbeinküste in Afrika. III. 53
England, Reich in Europa. I. 73
Erie, Landsee in Nord-Amerika. III. 138
Eskimos, wildes Volk in Nord-Amerika. III. 134
Euphrat, Fluß in der asiatischen Türkey. II. 213
Europa, Erdtheil. I. 1

F.

Falklands-Inseln, Süd-Amerika. III. 193
Faulthier. III. 163
Fernambuco, Stadt in Brasilien. III. 206
Ferro, Insel. III. 79
Feodosia, Stadt in Rußland. I. 286
Fetz, Stadt in Afrika. III. 82
Feuerland, in Amerika. III. 198
Firnißbaum, japanischer. II. 46
Firnißbaum, chinesischer. II. 62
Flibustier, in Westindien. III. 107
Florenz, Stadt in Italien. I. 172
Florida, Provinz in Amerika. III. 116

Fluß, gelber, in China.	II.	66
Formosa, asiatische Insel.	II.	67
Frankfurt a. M., Stadt in Deutschland.	I.	32
Frankfurt a. d. O. — — —	I.	270
Frankreich, Königreich.	I.	59
Freundschafts-Inseln, Australien.	III.	222
Fulde, die, Fluß in Deutschland	I.	35

G.

Gallas, wilder Völkerstamm in Afrika.	III.	21
Galloppagos, Inseln im stillen Meere.	III.	222
Gambia, Fluß in Afrika.	III.	66
Ganges, Fluß in Asien.	II.	124
— Halbinsel diesseits des.	II.	118
— Halbinsel jenseits des.	II.	74
Gardafui, Vorgebirge in Afrika.	III.	23
Genève oder Genf, Stadt in der Schweiz.	I.	150
Genua, Stadt in Italien.	I.	162
St. Georg della Mina, Stadt in Afrika.	III.	63
Gewürznelkenbaum.	II.	89
Gibraltar, Bergfestung in Spanien.	III.	90
Goa, Stadt in Asien.	II.	169
Göttingen, Stadt in Deutschland.	I.	38
Goldküste, in Afrika.	III.	59
Golette, Hafen in Afrika.	III.	87
Gomron, Hafen in Asien.	II.	189
Gondar, Platz in Afrika.	III.	21
Gotha, Stadt in Deutschland.	I.	256
Grönland.	I.	112
Großbritannien.	I.	83
Guaham, Insel.	III.	221
Guanahani, Insel.	III.	116
Guatimala, Stadt in Amerika.	III.	164

Guyenne, Landſtrich in Afrika. III. 41
Gummibaum. III. 44

H.

Haarlem, Stadt in Holland. I. 97
Habeſſinien oder Habeſch, in Afrika. III. 18
Hainan, Inſel. II. 73
Halep, Stadt in Aſien. II. 205
Hannover, Stadt in Deutſchland. I. 99
Hanſaraks, wilder Völkerſtamm. II. 85
Havanna, Stadt auf Cuba. III. 119
Havre de grace, Stadt in Frankreich. I. 98
Hayti, Inſel. III. 108
Hebriden, die neuen, Inſeln. III. 222
Heidelberg, Stadt in Deutſchland. I. 250
St. Helene, Inſel. III. 42
Helvetien oder Schweiz. I. 247
Herrmannſtadt, in Siebenbürgen. I. 227
Heſſen, Großherzogthum. I. 252
Hiſpaniola oder Cuba, Inſel. III. 104
Holland, Land in Europa. I. 87
Hottentotten, Südafrikaniſches Volk. III. 39
Hudſonsbay, in Nordamerika. III. 138
Huronen, wilde Nationen in Nordamer. III. 125

J.

St. Jago, Stadt in Amerika. III. 190
Jakutzk, Stadt in Sibirien. II. 26
Jamaika, Inſel. III. 114
Jant-ſe-kiam, Fluß in China. II. 66
Japan, Reich in Aſien. II. 44
Java, Inſel. II. 98

Ibis. III. 15
Ichneimon. III. 14
Jeddo, Stadt in Japan. II. 49
Jedso, Land. II. 88
Jenisei, Fluß in Sibirien. II. 19
Jeniseiesk, Stadt in Sibirien. II. 19
Jerusalem, Stadt in Asien. II. 207
Indigo, Färbekraut. II. 132
Indus, Fluß in Asien. II. 122
Inseln, bahamaische. III. 115
— lukayische. III. ebd.
— glückliche. III. 78
Irkutzk, Stadt in Sibirien. II. 24
Irland, Insel. I. 69
Irokesen, nordamerikanische Wilde. III. 105
Irtisk, Fluß in Sibirien. II. 22
Iser, Fluß in Baiern. I. 232
Iserlohe, Stadt in Deutschland. I. 50
Island, Insel. I. 502
Isle de Bourbon. III. 33
Isle de France. III. 30
Ispahan, Stadt in Persien. II. 187
Italien, Königreich. I. 157
Juan Fernandez, Inseln. III. 199
Iniza, Inseln. I. 149
Jünan, Provinz in China. II. 72

K.

Kaffa, Stadt in Rußland. I. 286
Kaffeebaum. II. 222
Kaffern, südafrikanische Nation. III. 26
Kaffern, Küste. III. ebd.
Kahira, Stadt in Egypten. III. 12

Kamerli II. 209
Kamerlziege. III. 178
Kamſchatka, Provinz in Aſien II. 29
Kanarien-Vögel. III. 78
Kanariſche-Inſeln. III. 77
Kap, das, Vorgebirge der guten Hoffnung. III. 37
Kap Horn. III. 140
Kap Korſe. III. 58
Kapſtadt, Stadt in Süd-Afrika. III. 39
Karthago, Ruinen in Nord-Afrika. III. 88
Kaſan, Stadt in Rußland. II. 3
Kaſchemir, Provinz in Perſien. II. 120
Kaſchna, Stadt in Afrika. III. 70
Kiow, Stadt in Rußland. I. 294
Koenigin-Charlotten-Inſeln. II. 222
Koenigsberg, Stadt in Preußen. I. 275
Kongo, Küſte von Afrika. III. 43
Kokospalmbaum. II. 150
Kopenhagen, Stadt in Dänemark. I. 205
Korea, Halbinſel. II. 50
Korinth, Stadt in Griechenland. I. 204
Koſaken, ruſſiſche Nation. I. 284
Kreta, Inſel. I. 198
Krimm, Halbinſel. I. 286
Krokodill. III. 14
Kronſtädt, Hafen in Rußland. I. 288
Kuama, Fluß in Oſt-Afrika. III. 26
Kumis, Getränk der Tartaren. II. 14

L.

Labrador, Landſtrich in Nord-Amerika. III. 135
Ladoga, Landſee in Rußland. I. 287
Ladronen, Inſeln. III. 211

Lakedíven. II. 140
Lima. III. 178
Lappland. I. 204
Labinen. I. 151
Lech, Fluß in Baiern. I. 208
Leipzig, Handelsſtadt in Deutſchland. I. 257
Lena, Fluß in aſiat. Rußland. II. 26
Linz, Stadt in Süd-Amerika. III. 180
Liſſabon, Stadt in Portugal. I. 121
Livorno, Stadt in Italien. I. 175
Loanda (de St. Paulo), in Afrika. III. 47
Loire, Fluß in Frankreich. I. 144
London, in England. I. 79
M. Lorenz, Fluß in Nord-Amerika. III. 122
St. Louis, franzöſiſche Inſel in Afrika. III. 67
Louiſiana, Nord-Amerika. III. 142
Lübeck, freye Stadt in Deutſchland. I. 44
Lyon, Stadt in Frankreich. III. 90

M.

Macaſſar, Inſel. II. 91
Madagaſcar, Inſel. III. 34
Madeira, Inſel. III. 78
Madras, britiſche Stadt in Aſien. II. 124
Madrit, Stadt in Spanien. I. 115
Magadaſcho, Stadt in Afrika. III. 24
Magdeburg, Stadt in Deutſchland. I. 41
Magelhaens, Länder. III. 191
Magelhans, Meerenge. III. 192
Mailand, Stadt in Italien. I. 157
Mainotten, Nation in Morea. I. 204
Majorca, Inſel. I. 141
Malabar, Küſte. II. 136

Malacca, Halbinsel, Stadt. II. 79 80
Maldiven, Inseln. II. 240
Malta, Insel. I. 297
Manshot. III. 44
Manilla. II. 86
Mannabaum. II. 215
Mannheim, Stadt in Deutschland. I. 281
Manzanares, Fluß in Spanien. III. 135
Marianen, Inseln. I. 281
Marokko, Stadt in Nord-Afrika. III. 80
Marseille, Stadt in Frankreich. III. 90
Martinique, Inseln. III. 208
Mayn, der, Fluß in Deutschland. I. 32
Maynz, Stadt in Deutschland. I. 54
Mecca, Stadt in Arabien. II. 223
Medina. II. 224
Meer, caspisches. III. 198
— rothes. II. 199
— weißes. I. 293
— schwarzes. I. 206
— mittelländisches. I. 263
— baltisches. I. 203
Meiningen, Stadt in Deutschland. I. 286
Meissen, Stadt in Deutschland. I. 258
Meklenburg, deutsches Land. I. 269
Melinde, Stadt in Afrika. III. 25
Messina, Stadt in Sicilien. I. 296
Mexico, Reich und Stadt in Amerika. III. 247
Metz, Stadt in Frankreich. I. 57
Minorca, Insel. I. 241
Missuri, Fl. in Nord-Amerika. III. 244
Mississippi, Fl. in Nord-Amerika. III. 241
Mohnpflanze, Opium. II. 90
Mokha, Stadt in Arabien. II. 227

Molukken, Gewürz-Inseln. II. 87
Mondmugi, Stadt in Afrika. III. 23
Monomotapa, desgl. III. 27
Monsol, desgl. III. 23
Mont-blanc, hoher Berg auf den Alpen. I. 153
Montevideo, Stadt in Süd-Amerika. III. 208
Montferrat, berühmtes Gebirge. I. 142
Montreal, Stadt in Nord-Amerika. III. 124
Morawi, (Land-See, Stadt) in Afrika. III. 26
Morea, Halbinsel. I. 202
Mosambique. III. 26 27
Moskau, Stadt in Rußland. I. 306
München, Stadt in Deutschland. I. 238
Münster, Stadt in Deutschland. I. 45
Muscatbaum. II. 89
Mysore, Stadt in Asien. II. 123

N.

Nancy, Stadt in Frankreich. I. 57
Nanking, Stadt in China. II. 66
Nantes, Stadt in Frankreich. I. 144
Nassau, deutsches Herzogthum. I. 30
Neapel, Königreich und Stadt in Italien. I. 185
Neckar, Fluß in Deutschland. I. 230
Neger, afrikanischer Stamm. III. 31
Neu-Britannien. III. 220
Neufoundland, Insel. III. 135
Neu-Guinea. III. 220
Neu-Holland. III. 211
Neu-Irland. III. 220
Neu-Mexiko, Land in Amerika. III. 159
Neu-Orleans, Stadt in Nord-Amerika. III. 146
Neu-Seeland, Insel. III. 218

Neu-Süd-Wallis. III. 211
Neuyork, Stadt in Nord-Amerika. III. 130
Newa, Fluß in Rußland. I. 287
Niger, Fluß in Afrika. III. 49
Nigritien, Provinz in Afrika. III. 66
Nil, Fluß in Egypten. III. 10
Niphon, Insel. II. 41
Nisminowogorod, Stadt in Rußland. I. 308
Nordamerika, Freystaat. III. 117
Nordfluß. III. 160
Norwegen. I. 105
Nowaja-Semlia. I. 302
Nubien, Land in Afrika. III. 25
Nürnberg, Stadt in Deutschland. I. 240

O.

Oby, Fluß in Sibirien. II. 12
Ochotzk, Stadt in Nord-Asien. II. 26
Ochotzk-Meer. II. 26
Ocker, Fluß in Deutschland. I. 40
Oder, die, Fluß in Deutschland. I. 270
Oestreich, Kaiserthum. I. 227
Ofen, Stadt in Ungarn. I. 218
Onihau, Insel. III. 221
Ontario, Landsee in Nord-Amerika. III. 138
Orleans, Stadt in Frankreich. I. 66
Ormus, Insel. II. 189
Ostiaken, sibirischer Völkerstamm. II. 14
Owaihi, Insel. III. 221

P.

Palermo, Stadt in Sicilien. I. 196

Panama, Stadt in Amerika.	III.	165
Paris, Hauptstadt von Frankreich.	I.	64
Paraguay, Land in Süd-Amerika.	III.	196
Patagonien, desgl.	III.	192
Pegnitz, Fluß in Baiern.	I.	240
Pegu, Reich in Hinter-Indien.	II.	77
Peking, Hauptstadt von China.	II.	64
Pelew-Inseln.	III.	211
Persien, Reich in Asien.	II.	185
Perlenfischerey.	III.	166
Peru, Stadt in Süd-Amerika.	III.	178
Philadelphia, Stadt in Nord-Amerika.	III.	120
Philippinische Inseln.	II.	84
Pisa, Stadt in Italien.	I.	173
Plata La-, Fluß in Süd-Amerika.	III.	191
Po, der, Fluß in Ober-Italien.	I.	156
Pondichery, Stadt in Vorder-Indien.	II.	118
Portobello, Stadt in Amerika.	III.	166
Port-Egmont, Hafen in Süd-Amerika.	III.	193
Port-Jackson, Hafen auf Neuholland.	III.	211
Portoriko, Insel.	III.	103
Portsmouth, Hafen in England.	I.	95
Portugal, Reich in Europa.	I.	122
Potzdam, Stadt in Deutschland.	I.	268
Prag, Stadt in Böhmen.	I.	230
Pregel, Fluß in Preußen.	I.	275
Preßburg, Stadt in Ungarn.	I.	223
Preußen, Königreich in Europa.	I.	273

Puttawa, Stadt in Rußland. I. 295
Pyramiden. III. 13

Q.

Quebec, Stadt in Nord-Amerika. III. 129
Quito, Stadt in Süd-Amerika. III. 176

R.

Rakoſch, in Ungarn. I. 218
Rednitz, Fluß in Baiern. I. 240
Regensburg, Stadt in Deutſchland. I. 240
Reisbau, in Indien. II. 76
Rennthier. I. 297
Rhein, der, Fluß in Deutſchland. I. 32
Rhone, die, Fluß in Frankreich. I. 152
Riga, Stadt in Rußland. I. 283
Rio-Janeiro, Stadt in Süd-Amerika. III. 204
Rochefort, Stadt in Frankreich. I. 67
Rom, Geſchichte und Beſchreibung. I. 175
Rotterdam, Stadt in Holland. I. 91
Rouen, Stadt in Frankreich. I. 97
Ryßel oder Lille, Stadt in Frankreich. I. 94

S.

Sachſen, Königreich in Deutſchland. I. 261
Sagobaum. II. 88
Sahara, Wüſte in Afrika. III. 70
St. Salvator, auf Guinea. III. 43
St. Salvator, in Braſilien. III. 206
St. Salvator, die Inſel. III. 216
Salzkraut, in Spanien. I. 140

Samareand, Stadt in Aſien.	II.	178
Samojeden, Volk in Nord-Aſien.	II.	14
Sandwich-Inſeln.	III.	211
Santa-Fe, Stadt in Amerika.	III.	160
Saragoſſa, Stadt in Spanien.	I.	136
Schaafkameel.	III.	277
Schiras, Stadt in Perſien.	II.	187
Schottland.	I.	83
Schweden.	I.	102
Schweiz.	I.	146
Seine, die, Fluß in Frankreich.	I.	64
Senegal, Fluß in Afrika.	III.	66
Senegambien, in Afrika.	III.	66
Sennaar, Stadt in Afrika.	III.	17
Seringapatnam, Stadt in Aſien.	II.	122
Sevilla, Stadt in Spanien.	I.	132
Siam, Reich in Hinter-Indien.	II.	74
Sibirien, Land in Nord-Aſien.	II.	7
Sicilien, Inſel.	I.	193
Siebenbürgen.	I.	217
Siena, Stadt in Italien.	I.	173
Sierra-Leona, in Afrika.	III.	67
Sklavenküſte.	III.	54
Smyrna, Stadt in Aſien.	II.	201
Societäts-Inſeln.	III.	222
Sofala, Stadt in Afrika.	III.	28
Soria, Provinz in Aſien.	II.	207
Solingen, Stadt in Deutſchland.	I.	59
Spanien, Geſchichte und Beſchreibung.	I.	126
Sparta.	I.	205
Staatenland, in Süd-Amerika.	III.	193
Stettin, Stadt in Deutſchland.	I.	272
Stockholm, Hauptſtadt in Schweden.	I.	103
Straßburg, Stadt in Frankreich.	I.	35

Stuttgart, Hauptſtadt von Würtemberg. I. 247
Suez, Hafen in Afrika. III. 9
Sumatra, Inſel. II. 106
Sund, der, im baltiſchen Meere. I. 104
Sundiſche Inſeln, in Aſien. II. 93
Sydney, Stadt auf Neu-Holland. III. 211

T.

Taheiti, Inſel. III. 222
Talgbaum. II. 69
Tartarey, chineſiſche. II. 55
Tartarey, freye. II. 173
Tauris, Perſien. II. 188
Teheran, Perſien. II. 187
Teneriffa, Inſel. III. 79
Terceira, Inſel. III. 93
Terra firma, Amerika. III. 165
Terre-neuve, Inſel. III. 135
Theeſtrauch. II. 62
Tibet, Aſien. II. 177
Tigris, Fluß in Aſien. II. 213
Tlaſcala, Amerika. III. 157
Tobol, Fluß in Aſien. II. 10
Tobolskoy, Stadt in Sibirien. II. 10
Toeplitz, Stadt in Böhmen. I. 231
Toledo, Stadt in Spanien. I. 133
Tombuctu, Stadt in Afrika. III. 70
Tornea, Stadt in Schweden. I. 295
Toscana, Stadt in Italien. I. 173
Toulon, Stadt in Frankreich. III. 90
Toulouse, Stadt in Frankreich. I. 143
Tours, Stadt in Frankreich. I. 66
Tripoli, Afrika. III. 88

Tschikar, Stadt in Asien. II. 57
Tucuman, Amerika. III. 194
Tucho, Fluß in Asien. II. 68
Türkey, europäische. I. 195
Türkey, asiatische. II. 199
Tunis, Afrika. III. 86
Tunkin, Asien. II. 79
Turin, Italien. I. 256

U.

Ulm, Stadt in Deutschland. I. 245
Ungarn, Europa. I. 213

V.

Valencia, Stadt in Spanien. I. 140
Venedig, Stadt in Italien. I. 265
Vera Cruz, Amerika. III. 157
Versailles, Stadt in Frankreich. I. 65
Vesuv, Vulkan in Italien. I. 188
Vigogne. III. 177
Vogelnester, indische. II. 94
Vorgebirge der guten Hoffnung. III. 37
Vorgebirge, grünes. III. 76
— — — — Inseln des. III. 76

W.

Wachs-Baum. II. 63
Wallfischfang. I. 115
Wampo, Insel. II. 68
Warschau, Stadt in Pohlen. I. 264
Weichsel, Fluß in Pohlen. I. 265
Weimar, Stadt in Deutschland. I. 256
Weser, Fluß in Deutschland. I. 44

Wien, Hauptſtadt von Oeſtreich. I. 224
Wiliczka, Salzwerk. I. 266
Wißbaden, Stadt in Deutſchland. I. 50
Wismar, Stadt in Deutſchland. I. 269
Wittenberg, Stadt in Deutſchland. I. 291
Woerlitz, Flecken in Deutſchland. I. 266
Wolga, Fluß in Rußland. I. 308
Woroneſch, Stadt in Rußland. I. 296
Würtemberg, Königreich in Deutſchland. I. 245

Z.

Zaire, Fluß in Afrika. III. 43
Zanguebar, Küſte. III. 48
Zibethkatze. III. 16
Zikaden. II. 208
Zimmtbaum. II. 116
Zuckerrohr. III. 109

Afrika.

Sechszehntes Kapitel.

Der Plan, über Egypten nach Europa zurückzugehen, läßt sich nicht ausführen; ich wähle daher mit meinen Reisegefährten den Weg um das Kap. — Reise von Surate bis zum Vorgebirge der guten Hoffnung.

Jetzt näherten wir uns dem Hafen von Suez, einer Stadt an der Meerenge gleiches Namens, und an der nördlichsten Spitze des arabischen Meerbusens. Von hier aus wollten wir, Nackowitz, der Pater und ich, zu Lande über Kahira gehen, und uns auf dem mittelländischen Meere nach Europa einschiffen. Schon glaubten wir, vor den Thoren von Europa zu seyn, und mit frohem Herzen dachte jeder an sein geliebtes Vaterland, welches er nun bald wieder zu sehen hoffte. Mit

Pultawa, Stadt in Rußland. I. 286
Pyramiden. III. 13

Q.

Quebec, Stadt in Nord-Amerika. III. 129
Quito, Stadt in Süd-Amerika. III. 176

R.

Rakoſch, in Ungarn. I. 218
Rednitz, Fluß in Baiern. I. 240
Regensburg, Stadt in Deutſchland. I. 242
Reisbau, in Indien. II. 76
Rennthier. I. 297
Rhein, der, Fluß in Deutſchland. I. 32
Rhone, die, Fluß in Frankreich. I. 252
Riga, Stadt in Rußland. I. 283
Rio-Janeiro, Stadt in Süd-Amerika. III. 204
Rochefort, Stadt in Frankreich. I. 67
Rom, Geſchichte und Beſchreibung. I. 175
Rotterdam, Stadt in Holland. I. 91
Rouen, Stadt in Frankreich. I. 97
Ryßel oder Lille, Stadt in Frankreich. I. 96

S.

Sachſen, Königreich in Deutſchland. I. 261
Sagobaum. II. 88
Sahara, Wüſte in Afrika. III. 70
St. Salvator, auf Guinea. III. 43
St. Salvator, in Braſilien. III. 206
St. Salvator, die Inſel. III. 116
Salzkraut, in Spanien. I. 140

Samarcand, Stadt in Aſien.	II.	178
Samojeden, Volk in Nord-Aſien.	II.	14
Sandwich-Inſeln.	III.	211
Santa-Fe, Stadt in Amerika.	III.	160
Saragoſſa, Stadt in Spanien.	I.	136
Schaafkameel.	III.	277
Schiras, Stadt in Perſien.	II.	187
Schottland.	I.	83
Schweden.	I.	102
Schweiz.	I.	146
Seine, die, Fluß in Frankreich.	I.	64
Senegal, Fluß in Afrika.	III.	66
Senegambien, in Afrika.	III.	66
Sennaar, Stadt in Afrika.	III.	17
Seringapatnam, Stadt in Aſien.	II.	122
Sevilla, Stadt in Spanien.	I.	132
Siam, Reich in Hinter-Indien.	II.	74
Sibirien, Land in Nord-Aſien.	II.	7
Sicilien, Inſel.	I.	193
Siebenbürgen.	I.	217
Siena, Stadt in Italien.	I.	173
Sierra-Leona, in Afrika.	III.	67
Sklavenküſte.	III.	54
Smyrna, Stadt in Aſien.	II.	201
Societäts-Inſeln.	III.	223
Sofala, Stadt in Afrika.	III.	28
Soria, Provinz in Aſien.	II.	207
Solingen, Stadt in Deutſchland.	I.	59
Spanien, Geſchichte und Beſchreibung.	I.	126
Sparta.	I.	205
Staatenland, in Süd-Amerika.	III.	193
Stettin, Stadt in Deutſchland.	I.	272
Stockholm, Hauptſtadt in Schweden.	I.	103
Straßburg, Stadt in Frankreich.	I.	55

Gottigart, Hauptſtadt vom Würtemberg. I. 247
Suez, Hafen in Afrika. III. 3
Sumatra, Inſel. II. 106
Sund, der, im baltiſchen Meere. I. 104
Sundiſche Inſeln, in Aſien. II. 93
Sydney, Stadt auf Neu-Holland. III. 211

T.

Taheiti, Inſel. III. 222.
Talgheum. II. 69
Tartarey, chineſiſche. II. 55
Tartarey, freye. II. 173
Tauris, Perſien. II. 198
Teheran, Perſien. II. 187
Teneriffa, Inſel. III. 79
Terceira, Inſel. III. 93
Terra firma, Amerika. III. 165
Terre-neuve, Inſel. III. 135
Theeſtrauch. II. 62
Tibet, Aſien. II. 177
Tigris, Fluß in Aſien. II. 213
Tlaſcala, Amerika. III. 157
Tobol, Fluß in Aſien. II. 10
Tobolskoy, Stadt in Sibirien. II. 10
Toeplitz, Stadt in Böhmen. I. 231
Toledo, Stadt in Spanien. I. 133
Tombuctu, Stadt in Afrika. III. 70
Tornea, Stadt in Schweden. I. 295
Toſcana, Stadt in Italien. I. 173
Toulon, Stadt in Frankreich. III. 90
Toulouſe, Stadt in Frankreich. I. 143
Tours, Stadt in Frankreich. I. 66
Tripoli, Afrika. III. 88

Tſetſkar, Stadt in Aſien. II. 57
Tucuman, Amerika. III. 194
Tucho, Fluß in Aſien. II. 68
Türkey, europäiſche. I. 195
Türkey, aſiatiſche. II. 199
Tunis, Afrika. III. 86
Tunkin, Aſien. II. 79
Turin, Italien. I. 156

U.

Ulm, Stadt in Deutſchland. I. 248
Ungarn, Europa. I. 213

V.

Valencia, Stadt in Spanien. I. 140
Venedig, Stadt in Italien. I. 165
Veru Cruz, Amerika. III. 157
Verſailles, Stadt in Frankreich. I. 65
Veſuv, Vulkan in Italien. I. 188
Vigogne. III. 177
Vogelneſter, indiſche. II. 94
Vorgebirge der guten Hoffnung. III. 37
Vorgebirge, grünes. III. 76
— — — — Inſeln des. III. 76

W.

Wachs-Baum. II. 63
Wallfiſchfang. I. 115
Wampo, Inſel. II. 68
Warſchau, Stadt in Pohlen. I. 264
Weichſel, Fluß in Pohlen. I. 265
Weimar, Stadt in Deutſchland. I. 256
Weſer, Fluß in Deutſchland. I. 44

Wien, Hauptſtadt von Oeſtreich. I. 224
Wilicza, Salzwerk. I. 266
Wißbaden, Stadt in Deutſchland. I. 50
Wißmar, Stadt in Deutſchland. I. 269
Wittenberg, Stadt in Deutſchland. I. 251
Woerlitz, Flecken in Deutſchland. I. 266
Wolga, Fluß in Rußland. I. 308
Woroneſch, Stadt in Rußland. I. 296
Wirtemberg, Königreich in Deutſchland. I. 245

Z.

Zaire, Fluß in Afrika. III. 43
Zanguebar, Küſte. III. 43
Zibethkatze. III. 16
Zikaden. II. 208
Zimmtbaum. II. 116
Zuckerrohr. III. 109

Afrika.

Sechszehntes Kapitel.

Der Plan, über Egypten nach Europa zurückzugehen, läßt sich nicht ausführen; ich wähle daher mit meinen Reisegefährten den Weg um das Kap. — Reise von Surate bis zum Vorgebirge der guten Hoffnung.

Jetzt näherten wir uns dem Hafen von Suez, einer Stadt an der Meerenge gleiches Namens, und an der nördlichsten Spitze des arabischen Meerbusens. Von hier aus wollten wir, Rackowitz, der Pater und ich, zu Lande über Kahira gehen, und uns auf dem mittelländischen Meere nach Europa einschiffen. Schon glaubten wir, vor den Thoren von Europa zu seyn, und mit frohem Herzen dachte jeder an sein geliebtes Vaterland, welches er nun bald wieder zu sehen hoffte. Mit

diesem frohen Gedanken schifften wir um eine Erdzunge herum: auf einmal erblickten wir einen Menschen, der gleichsam aus einem Hinterhalte hervorbrach, hastig an den Strand lief, und uns aus Leibeskräften zurief. Wir erkannten ihn alsbald für einen Europäer, und ließen ihn durch das Boot abholen. Kaum war er am Bord des Schiffes: so fiel er vor Mattigkeit nieder, denn er hatte seit einigen Tagen weder Speise noch Trank zu sich genommen. Erst, nachdem wir seinen Hunger und Durst gestillt hatten, konnte er unsere Neugierde in Hinsicht seiner Person befriedigen.

„Ich bin", erzählte er, „ein armer Engländer. Ein benachbarter Lord ließ mich erziehen, und ließ mir die Wundarzneikunst lehren. Als ich ausgelernt hatte: ging ich mit ihm auf Reisen, und unter andern auch nach Egypten und Nubien. Auf unserer Rückreise nach Kahira machte ich Bekanntschaft mit einigen meiner Landsleute, die über das rothe Meer nach Indien gingen. Auf einmal kam mir der Gedanke ein, mein Glück auch dort zu versuchen. Der Lord rieth mir zwar von

diesem Vorhaben ab: aber seine Vorstellungen fruchteten nichts, und ich war noch überdies so ungezogen, ihn ohne Abschied zu verlassen. Anfangs ging es mir in Indien recht gut, und meine Kunst brachte mir nicht wenig ein; neben derselben fing ich auch einen Handel an, wodurch ich mir in kurzer Zeit ein beträchtliches Vermögen erwarb. Ich dachte nunmehr darauf, meine Reichthümer in Sicherheit zu bringen; und entschloß mich, wieder nach Europa zurück zu gehen. Eben wollte ich mit mehrern Bekannten die Reise um Afrika herum antreten: als sich die Nachricht verbreitete, daß zwischen England und Frankreich der Krieg ausgebrochen sey. Wie leicht konnten wir einem französischen Kaper in die Hände fallen; und alle unsere erworbene Reichthümer, die das Schiff barg, wären mit einem Male verloren gewesen. Deshalb entschlossen wir uns über Egypten nach Europa zurückzukehren. In Suez packten wir unsere Waaren auf Kameele, und wollten damit nach Kahira. Der Befehlshaber in Suez gab uns auch eine türkische Bedeckung mit, und nun glaubten

wir uns völlig sicher. Aber kaum waren wir etwa zehn Meilen von Suez: so wurden wir von räuberischen Arabern angegriffen. Anfangs hielten wir uns stark genug, ihren Angriff zurück zu schlagen: da ihre Anzahl aber beständig wuchs, die türkische Bedeckung beim ersten Angriffe davon lief, und die meisten von uns todt oder verwundet waren; so konnten wir nicht länger Widerstand leisten, und die Araber bemächtigten sich nun der ganzen Karavane. Mich rettete mein gutes Pferd: aber gleichfalls stark verwundet, sank es bald unter mir nieder, und ich mußte meinen Weg zu Fuße fortsetzen.

Nachdem ich zwei Tage in der Wüste umhergeirret war: kam ich an dem Strande des rothen Meeres an. Ohne Brod, ohne Wasser sahe ich hier dem Tode mit Gewißheit entgegen; der Anblick Ihres Schiffes gab mir neue Hoffnung; ich strengte alle meine Kräfte an, mich Ihnen bemerkbar zu machen; es gelang mir, und Ihnen habe ich daher mein Leben zu danken."

Durch die Erzählung des englischen Wund-

arztes hinlänglich vor den Gefahren gewarnt, die uns auf einer Landreise durch Egypten drohten, entschlossen wir uns kurz, nicht in den Hafen zu Suez einzulaufen, sondern auf einer andern Rhede zu ankern, wo wir den Augen der raubsüchtigen Araber nicht so sehr ausgesetzt wären. Der Pater Hadrian rieth uns nun zu Lande nach Suez zu gehen, und die Gastfreundschaft einiger Araber anzuflehen, die sie, wie er behauptete, nie verletzen. Aber weder Nackowitz, noch ich konnten uns überzeugen, daß die Araber, die uns der Engländer eben so raubsüchtig geschildert hatte, so rechtlich denken könnten. Der Pater Hadrian ließ sich aber an's Land setzen. Es vergingen acht Tage: wir hörten und sahen nichts wieder von ihm; und es wurde uns bange, es möchte ihm ein Unfall begegnet seyn. Endlich sahen wir ein Boot auf uns zukommen, und es stiegen ein Paar Männer aus, deren Anzug und Sprache uns ganz unbekannt war; diese brachten uns von ihm folgenden Brief.

„Fürchten Sie nicht allein die Araber, sondern auch die Türken; der türkische Be-

fehlshaber in Suez hat sich mit den Räubern in die englische Beute getheilt, und es ist mir höchst wahrscheinlich, daß er den Räubern selbst Nachricht von der Karavane gab, die er unter seinen Schutz genommen hatte. Es ist möglich, daß er auch auf Sie seine raubgierigen Augen richtet; darum warne ich Sie hieher zu kommen, und empfehle Ihnen einen andern Weg. Ich habe nichts zu verlieren, und bin daher Willens, mit einem arabischen Wegweiser von Suez gerade nach Kahira zu gehen. Die Ueberbringer dieses Briefes sind für ihre Mühe noch nicht bezahlt; ich muß Sie bitten, sie dafür zu belohnen. Schlüßlich danke ich Ihnen nochmals für Ihre Güte, und gebe Ihnen die Versicherung, daß ich Sie nie vergessen werde, der ich die Ehre habe ꝛc.“

Dieser Brief beunruhigte uns nicht wenig. Was sollten wir jetzt anfangen? — Nach Surate zurückseegeln? — Das konnten wir wegen des eingetretenen Passat-Windes nicht; auch fürchteten wir uns vor den englischen Kapern, von welchen mehrere in dem arabischen Meere kreuzten. Der Steuermann that den

Vorschlag, immer an der östlichen Küste von Afrika hin, und nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung zu steuern.

Es that mir leid, nur die Küsten von Egypten, und nicht das berühmte Land selbst gesehen zu haben. Dieses Land, welches durchaus für die Wiege der Kultur gilt; wo selbst die Griechen ihre Weisheit hohlten, wo der Israelite Joseph als Majordom des mächtigen Pharao eine weise Staatsverwaltung einführte, wo Moses als Heerführer und Gesetzgeber der gedrückten Israeliten auftrat, wo nach mehrern hundert Jahren der wahnwitzige Perser-König Cambyses in seiner Tollheit den Thron der Pharaonen umstürzte, und mit der Unmenschlichkeit eines wüsten Tyrannen gegen die unglücklichen Egypter wüthete, wo nach der Vernichtung des persischen Staats der große Macedonier Alexander auch das griechische Panier aufpflanzte, und sich durch die Erbauung einer Stadt, die seinen Namen noch jetzt führt *), verewigte; wo in der Folge

*) Alexandrien, am Ausflusse des Nils.

die prächtigen, Künste und Wissenschaften liebenden und unterstützenden Ptolomäer den Scepter führten, den endlich ein Weib, aber das schönste und liebenswürdigste Weib seiner Zeit, die Geliebte eines Cäsars und Antonius, Cleopatra, dem siegenden Römer Octavius Augustus überlassen mußte; wo auch nach dieser Katastrophe die griechische Gelehrsamkeit von neuem aufblühete, bis sie, als Egypten von den Arabern erobert wurde, ein fanatischer Kalif, Omar, in ihren schriftlichen Denkmählern mit Feuer zerstörte; und wo jetzt, unter der Oberherrschaft der Türken, mehrere Mameluckens Beys die einzelnen Provinzen beherrschen. — Dieses Land ist jetzt ein Schauplatz ewiger Unruhen, und die geringste Spur von ehemaliger Kultur und Gelehrsamkeit würde — selbst in den Klöstern des heil. Antonius in Oberegypten — hier durchaus umsonst gesucht werden. —

Dagegen ist seine Fruchtbarkeit noch immer dieselbe, wie sie in den ältesten Zeiten war. Der Nil überschwemmt es jährlich, und führt einen düngenden Schlamm auf. Diese Ueber-

schwemmung des Nils ist eine Folge der häufigen Regengüsse, die auf den Abessynischen Alpen, wo der Nil entspringt, periodisch fallen. Die Egypter verstehen, das Nilwasser durch allerlei Maschinen und Kanäle so geschickt zu leiten, daß diese Ueberschwemmungen dem ganzen Nilthal (drei Meilen breit) und der Gegend, welche das Delta genannt wird, sehr nützlich werden. Die Ueberschwemmung dauert gewöhnlich vom Junius bis in den Oktober, und das ganze flache Land gleicht einem Meere, worin Städte, Dörfer, Wälder liegen. Ist aber die Ueberschwemmung vorüber: so siehet man auch überall Viehheerden, Feldarbeiter, reiche Aernten, blühende und fruchtbringende Orangen-, Citronen- und andere edle Bäume. An einen Winter ist fast nicht zu denken. Wenn der Ertrag des Landes nicht ganz so groß mehr ist, wie vor Alters: so liegt die Schuld nicht so wohl an dem Boden, als vielmehr an den Menschen, die nicht mehr die Alten, und mit den ehemaligen Egyptiern fast nicht zu vergleichen sind. Doch sollen sie sich beinahe noch eben so kleiden. Die Männer tragen einen lan-

gen blauen Tuchrock mit weiten Aermeln; die Weiber sind beinahe eben so gekleidet, nur haben sie etwas kürzere Röcke, über welche sie noch ein seidnes Gewand tragen. Die Einwohner sind theils Türken, theils Araber, theils auch griechische und koptische Christen.

Kahira, Cairo, die ehemalige Residenz der Kalifen, und die jetzige Hauptstadt von Egypten, liegt am ungetheilten Nil in Mittelegypten, und ist eine überaus große, aber, weil sie öfters von der Pest entvölkert wird, verhältnißmäßig nicht sehr volkreiche Stadt; doch soll sie gegen 250,000 Einwohner zählen. Ihre Straßen sind eng, und die Häuser beinahe alle unbedeutend, und fast nach einerlei Plan erbauet. Die Wohnzimmer der Frauen und Mädchen sind ganz von dem übrigen Theile der Häuser abgesondert, wie man dies in allen andern türkischen Städten antrifft. Vor jeder der Straßen sind Thore, welche des Nachts sämmtlich verschlossen werden. An der alten Festung, welche der berühmte Saladin, Sultan von Egypten, erbauet haben soll, finden sich noch Spuren von dem Reichthum und

von der Größe dieses Monarchen. Merkwürdig sind hier noch einige Manufakturen, und eine mohametanische hohe Schule.

Einige Meilen von Kahira stehen die berühmten Pyramiden, die zu den vorzüglichsten Merkwürdigkeiten in Egypten gehören. Es sind außer mehrern kleinern noch drei große, sämmtlich von einerlei Bauart. Sie ruhen alle auf einem viereckigen Grunde, und die vier Seiten sind gerade nach den vier Hauptgegenden der Welt gerichtet. Von dem Grunde an laufen sie sämmtlich bis zur höchsten Höhe immer spitziger zu, und oben sind sie etwas abgestumpft. Die größte von ihnen ist 500 Pariser Fuß hoch. Sie sind aus ungeheuern Steinblochen aufgeführt, von welchen einige dreißig Fuß lang, vier Fuß hoch, und drei Fuß breit sind. Man gebrauchte sie zu Grabmählern, und auch die Souterrains in denselben scheinen zu nichts anderm benutzt worden zu seyn.

Ohnfern von den Pyramiden ist der Ort, wo man die Mumien gefunden hat. Es ist ein Felsen, der oben ganz platt, und ohnge-

fähr zwei Quadratmeilen groß ist; in denselben sind lauter Gemächer gehauen, worin die Mumien liegen. Sie stehen gewöhnlich aufrecht in Särgen von Sikomorenholz, das man für unverweslich hält. Die Mumien selbst sind übrigens bekanntlich einbalsamirte menschliche Körper, die so mehrere Jahrhunderte hindurch der Verwesung trotzen. Die Egyptier verstanden von jeher die Kunst des Einbalsamirens am allerbesten. —

Alle diese Nachrichten erhielt ich von dem englischen Wundarzte, der die Quellen des Nils zu untersuchen, bis nach Nubien gegangen war. Auf dieser Reise hatte er an dem Nil eine Menge Krokodille angetroffen: die meisten Verwüstungen schien ihm aber das Flußpferd, Nilpferd, an den Ufern des Nils anzurichten, welches öfters ganze Reisfrüchten vernichtet, und in dem Flusse kleine Fahrzeuge umwirft. Auch den Ichneumon oder die Pharaonsratze, welche die Eier der Krokodille, die sie zum Ausbrüten in den Sand legen, aufsuchet und verzehret, und so die zu große Vermehrung jener schädlichen

Menschen und Thieren gefährlichen Amphibien verhindert, hatte er angetroffen. Eben so hatte er den Vogel Ibis kennen lernen. Das ist eine Art Storch, welcher, nach den Ueberschwemmungen des Nils, alle in dem Schlamme zurückbleibenden Frösche und Fische, welche mit ihren verwesenden Körpern die Luft verpesten würden, aufsucht und frißt, und dadurch für Egypten ein großer Wohlthäter wird. —

Wir hatten inzwischen unsere Reise fortgesetzt, und bekamen eben die Küsten von Nubien in's Gesichte; — der Engländer nahm daher Gelegenheit, uns auch über dieses Land so viel Nachrichten mitzutheilen, als er während seiner Anwesenheit daselbst einzusammeln Gelegenheit gehabt hatte.

Nubien hat sehr viele Sandsteppen, und der Boden besteht fast ganz aus unfruchtbarem Sande; nur an den Ufern der Flüsse, oder wo Bewässerung Statt finden kann, herrscht ziemliche Fruchtbarkeit. Von dem Nil aus sind viele Kanäle zur Bewässerung in das Land geführt. Vier Monate im Jahre ist die

Hitze hier unerträglich, und häufig wehet auch der tödtende Samum. Nach den vier heißen Monaten — vom Januar bis April — tritt in den folgenden drei Monaten die Regenzeit ein, in welcher Menschen und Vieh häufig erkranken.

Die Nubier sind ganz schwarz; sie bekennen sich zum Islam, und sind in ihren Wohnungen, Möbeln und Kleidern sehr einfach. Die Weiber der Vornehmern tragen lange seidene oder kattunene Gewänder, deren Aermel bis auf die Erde herabhängen; die gemeinen Weiber aber sind nur vom Gürtel bis zu den Knieen bedeckt. Egyptische Kaufleute hohlen aus Nubien jährlich viele schwarze Sklaven, Elephantenzähne, Tabak, Goldstaub und Zibeth. Das Thier, welches dieses wohlriechende Material liefert, ist die Zibethkatze, die ohngefähr die Größe und Gestalt einer Hauskatze, aber einen fuchsähnlichen Kopf hat. Männchen und Weibchen haben zwischen dem After und den Geburtstheilen eine Oeffnung, welche sich in zwei Säckchen endiget. Hierin sammelt sich

der

der Zibeth, eine starkriechende Materie, die wöchentlich einigemal von selbst ausfließt, wenn man sie nicht alle zwei bis drei Tage einmal nimmt. Dies geschiehet aber, indem man jedes Thier einzeln in einen engen Käfig sperrt, wo es sich nicht umdrehen kann. Hierauf öffnet man den Käfig von hinten, packt das Thier beim Schwanze fest, und holt den Zibeth mit einem kleinen hölzernen Löffel aus der oben genannten Oeffnung heraus. Man bekommt jedesmal kaum ein halbes Loth. Der gute Zibeth sieht weiß aus, wie Schmeer; wenn er lange liegt oder verfälscht wird, wird er gelblich und immer dunkler. Er ist schmierig, wie Butter. Man gebraucht ihn zum Räuchern, und auch in der Medizin zur Zusammensetzung verschiedener Balsame. —

Der nördlichste Theil von Nubien ist türkisch: die übrigen Landstriche stehen aber unter der Herrschaft eingeborner Könige, unter welchen der König von Sennaar der mächtigste ist. Die Stadt Sennaar ist die Hauptstadt dieses Reichs, und die Residenz des Königs. Sie liegt auf einer Anhöhe am

Nil, und hat ohngefähr 100,000 Einwohner. Häuser und Straßen sind schlecht; die ersten sind meistentheils Hütten, und selbst der königliche Pallast ist nur ein unordentlicher Hause mehrerer unbeträchtlicher Häuser, die aber sämmtlich prächtig mit persischen Teppichen verziert sind. Man lebt in Sennaar ungemein wohlfeil: denn alle Arten Lebensmittel werden in der umliegenden Gegend in großer Menge gewonnen. —

Unser Engländer verließ uns bald wieder. Wir trafen auf ein englisches Boot, welches ihn aufnahm. Das englische Schiff lag nicht weit davon vor Anker; und wir wagten wirklich nicht wenig, da wir dem Wundarzt nachgaben, ihn an das Boot abzugeben. Kaum war das Boot auch wieder bei dem Schiffe angekommen: als wir dasselbe auf uns zu seegeln sahen. Indessen war ihm der Wind nicht recht günstig; und so gelang es uns, glücklich seiner Verfolgung zu entgehen, und uns in einen Hafen auf der abessinischen Küste zu retten.

Habessinien (Habesch), ist ein (12,000

Quadratmeilen) großes Reich im Süden von Nubien, mit vielen Gold- und andern Bergwerken. Auf einen äußerſt heißen Sommer folgt hier unmittelbar eine ſehr ſtürmiſche Regenzeit. Auf den hohen Gebirgen, die zum Theil höher als die Schweizer-Alpen ſind, herrſcht eine ziemlich gemäßigte Luft, und die meiſten ſind recht gut angebaut. Der Boden von Habeſſinien iſt überhaupt ſehr fruchtbar, und geſtattet zwei Aernten im Jahre. Weizen, Gerſte, Hirſen und eine Getraideart, die viele Aehnlichkeit mit unſerm Roggen hat, und woraus ſich ein ſehr gutes Brod backen läßt, werden hier in Menge gewonnen; Trauben giebt es von vorzüglicher Güte, aber der Wein hält ſich nicht wegen der zu großen Hitze. Auch wachſen Pfirſchen, Orangen, Citronen und Mandeln im Ueberfluß in Habeſſinien; desgleichen eine Feigenart, deren Blätter ſo groß ſind, daß man Zimmer damit tapezieret, und ſie zu Betttüchern, Tiſchtüchern und Servietten gebraucht. Sie laſſen ſich wie Hanf zurichten, färben und zu mehrern ſchönen Zeuchen verweben. Die Zweige,

Aeste, Wurzeln, und selbst der Stamm dieses sonderbaren Baumes lassen sich in Milch zu einem Brei kochen, und geben ein sehr gutes Nahrungsmittel. Die Gegenden um den Nil, welcher in Habessinien entspringt, ernähren auf ihren schönen Wiesen eine Menge grosses und kleines Vieh. Das Rindvieh ist von vorzüglicher Raçe, die Ochsen erlangen eine ausserordentliche Größe, und ihre Hörner, die öfters sechs Maß Wasser fassen, dienen den Habessiniern zu Trinkgeschirren. Das Land erzieht überdies vortreffliche Pferde, Maulesel und Kameele. Auch giebt es viele wilde Elephanten hier, die man aber nicht wie in Asien abzurichten versteht; sie thun niemand etwas, wenn sie nicht gereizt werden; dagegen hat man sich sehr vor Löwen, Tigern, Panthern, Leoparden und andern reißenden Thieren in Acht zu nehmen. Am sichersten kann man sich derselben durch große Feuer erwehren, welche die Einwohner die ganze Nacht hindurch um ihre Wohnungen zu unterhalten pflegen. Eine große Landplage für Habessinien sind endlich die Heuschrecken, welche öfters in großen

Schwärmen die Saaten verwüſten, und nicht ſelten Hungersnoth über das Land verbreiten.

Die Habeſſinier ſind nicht ſo ſchwarz, wie die meiſten Afrikaner, ſondern braun und olivenfarb. Sie tragen lange weite Hoſen von Seide und von andern Zeuchen, und über den Oberleib werfen ſie blos eine Art Mantel. Ihre Religion iſt die chriſtliche, nach dem koptiſchen Bekenntniß.

Habeſſinien wird von einem Könige, der den Titel Negus, d. i. König der Könige, führt, unumſchränkt beherrſcht. Große Städte giebt es in Habeſſinien gar nicht; die wichtigſte iſt Gondar am See Dembea, wo der König meiſt reſidirt; doch lebt er auch mit dem größten Theile ſeiner Unterthanen öfters unter Zelten.

Im Süden und Weſten von Habeſſinien wohnen, im Innern von Afrika, im ſogenannten Aethiopien, die wilden Gallas-Völker. Sie theilen ſich in viele Stämme, die alle durch Wahlkönige regiert werden. Dieſe Völker führen einen faſt immerwährenden Krieg mit den Habeſſiniern. Sie ſind

dabei so grausam, daß sie, wo sie einfallen, alles ohne Unterschied des Alters und Geschlechtes niedermachen. Ehemals waren sie den Habessiniern wegen der vergifteten Waffen, die sie führten, noch furchtbarer: nach der Zeit haben aber diese ein sicheres Mittel dagegen entdeckt; sie rühren nämlich Sand in Urin, und legen diese Mischung auf die Wunden. Da nun die Gallas nur Wurfspiese, und große an den Spitzen gebrannte Stöcke führen, bei den Habessinern aber Feuergewehr und Kanonen im Gebrauche sind: so können sie jetzt nicht viel mehr gegen sie ausrichten, und haben sich daher in ihre unzugänglichen Gebirge flüchten müssen. So roh, wie diese Völker, trifft man nicht leicht Menschen an, sie kennen durchaus kein anderes Geschäffte, als den Krieg. Ob sie gleich ein sehr schönes Land bewohnen: so bauen sie dasselbe doch gar nicht, und ihre Heerden allein kleiden und nähren sie. Das Fleisch verzehren sie roh, und mit dem Blute der geschlachteten Thiere bemalen sie ihren Körper; die Eingeweide dienen ihnen statt Halsketten und Gür-

ten, und wenn sie sie einige Zeit getragen haben, genießen sie ihre Weiber noch als Leckerbissen.

Es wäre in der That überflüssig, länger bei einem Lande und bei Völkern zu verweilen, von welchen außer dem Angeführten fast nichts weiter bekannt ist, indem sie ihrer Grausamkeit wegen von Europäern und andern gebildeten Nationen gar nicht besucht werden können. Man spricht zwar von mehrern Reichen der Galla's, als von Monsol, Mujat, Monòmugi u. and.: aber alle diese Nachrichten sind unzuverlässig, und daher des Nacherzählens nicht werth. —

Das englische Schiff hatte sich endlich entfernt, und die Gefahr war für uns vorüber: wir nahmen daher frische Lebensmittel ein, und stachen wieder in See. Nach ein Paar Tagen passirten wir zum zweitenmal die Meerenge, welche das rothe Meer schließt, und den Namen Babelmandeb führet. Nun segelten wir an der Küste Adel hin, umschifften das östlichste afrikanische Vorgebirge Gardafui, und fuhren hierauf an der

Küste Ajan herunter, bis an die Küste Zanguebar. Adel und Ajan sind ein Paar ungemein heiße, sandige, waldige, nicht sehr fruchtbare, und daher wenig bevölkerte Länder. Sie werden beide von Arabern bewohnt, die eigenen, von einander unabhängigen Schachs oder Fürsten unterworfen sind. Im nördlichen Ajan liegt die ansehnliche Handelsstadt Magadascho.

Wichtiger und viel merkwürdiger ist die Küste Zanguebar, mit welchem Namen man bisweilen die ganze östliche Küste von Afrika belegt: aber genau genommen versteht man darunter nur den Theil der afrikanischen Ostküste, welcher bei 5° nördlicher Breite anfängt, und sich bis zum 8° südlicher Breite erstreckt. Diese Küste hat nahe hinter sich eine große Gebirgskette, welche sie von dem innern Afrika trennt. Sie ist größtentheils von mohametanischen Arabern unter eigenen Fürsten bewohnt, die aber meist portugiesische Oberherrschaft anerkennen. Denn der Reichthum dieses Landes an Gold und Elfenbein hatte schon die Portugiesen im funfzehnten

Jahrhundert bewogen, sich hier niederzulassen, und sich nach und nach mehrerer festen Plätze auf derselben zu bemächtigen.

Melinde ist noch jetzt der Hauptort der portugiesischen Besitzungen auf Zanguebar, mit einem berühmten Hafen. Als die Portugiesen hierher kamen, konnten sie sich nicht genug über die Schönheit und Regelmäßigkeit dieser Stadt wundern. Sie hatte meist steinerne Häuser von mehrern Etagen und mit platten Dächern. In ihrer Nähe befanden sich eine Menge Fruchtbäume, Feigen, Palmen, Oranges, Citronen u. dergl., und alle Arten von Lebensmitteln gab es hier in Menge. Die arabischen Einwohner waren sehr kultivirt, kleideten sich in Seide und Baumwolle, und ihre Weiber trugen häufig Schleier mit Gold gestickt. Auch jetzt behauptet Melinde noch seinen Platz, und ist der Mittelpunkt eines wichtigen Verkehrs.

Westlich von Melinde, hinter der erwähnten Gebirgskette, wohnt im innern Afrika ein wildes Negervolk, vom See Marawi bis zum 30° südlicher Breite. Man kennt es unter

dem Namen der Kaffern, und die südliche Ostküste von Afrika von 18° S. B. bis zum 30° S. B. heißt nach ihnen die Kafferns Küste. Das ganze Volk der Kaffern theilt sich in viele Stämme, von welchen der Stamm der Bororoer der mächtigste ist. Ihm gehört der Staat Morawi mit der Hauptstadt gleiches Namens an dem südlichen Ende des 70 Meilen langen Sees Morawi. Die Einwohner dieses Landes sind die rohesten und unkultivirtesten Menschen; sie sollen sogar Menschenfleisch essen, und ihre Kriegsgefangenen ihren Götzen zum Opfer schlachten. —

Unser portugiesischer Steuermann theilte uns diese Nachrichten mit, und als wir hernach an der Küste Mosambique (zwischen dem Flusse Coavo im Norden, und dem Flusse Kuama im Süden) ankamen, die von der Insel Mosambique ihren Namen hat: erzählte er uns, daß auf dieser Insel die Hauptniederlassung der Portugiesen auf der ostafrikanischen Küste sey, und bei der Stadt Mosambique hätten sie einen sehr sichern und festen Hafen, den er selbst mehrmals besucht

habe. Die Meerenge zwischen dieser Küste und der Insel Madagascar heißt auch nach ihr: die Meerenge oder der Kanal von Mosambique.

Hier war es, wo wir damals von ein Paar englischen Schiffen angegriffen wurden: doch glückte es uns, denselben mit Hülfe unseres schnellseegelnden Schiffes zu entgehen, und uns in den Hafen von Sofala, auf der Küste von Monomotapa zu retten.

Monomotapa war ehemals ein sehr blühendes Reich, und sein Beherrscher einer der mächtigsten Monarchen in Afrika: jetzt ist es aber in mehrere kleine Staaten zersplittert; doch ist das eigentliche Monomotapa noch der wichtigste unter denselben. Sonst wußten die Reisenden ungemein viel von der Macht und von der Pracht des Kaisers von Monomotapa zu erzählen; seine Herrlichkeit ist untergegangen, wie die des ehemals eben so hoch gefeierten Großmoguls. — Die ganze Küste Monomotapa bis zum Vorgebirge Corientes ist, ob sie gleich durch hohe Gebirge durchschnitten wird, sehr fruchtbar und wasserreich.

Gold und Elfenbein, und kostbare Holzarten sind die wichtigsten Produkte des Landes. Das Gold findet man häufig in Flüssen, und die Goldbergwerke sind sehr reichhaltig. An Lebensmitteln fehlt es auch nicht, und Reis, indianisches Korn und Gemüße aller Art wird in Menge erbauet. Die Portugiesen sind die einzigen Europäer, welche hierher handeln. Sie setzen Seide und indianische Zeuche gegen Gold, Elfenbein, Ambra und Sklaven um, und Sofala ist ihr vorzüglichster Handelsplatz auf einer Insel an dieser Küste. Eine portugiesische Citadelle mit einer zahlreichen Besatzung schützt die Kaufleute gegen die Mißhandlungen der Eingebornen, denen sie sonst häufig ausgesetzt seyn würden. —

Wir blieben nur so lange zu Sofala, bis wir vor den englischen Corsaren sicher zu seyn meinten; nach ein Paar Tagen setzten wir unsere Reise nach dem Kap fort. Schon waren wir größtentheils die Kaffern-Küste vorbei: als die Schildwacht vom Maste uns zurief, daß sie in einiger Entfernung einen dicken Rauch bemerke. Alles lief auf das

Verdeck: aber niemand wußte sich zu erklären, wo der Rauch herkomme. Pulverdampf konnte es nicht seyn: denn der Wind kam gerade von der Seite des Rauchs her, und wir hätten daher den Donner der Kanonen gehört haben müssen. Auf einmal geschahe aber ein fürchterlicher Knall, und fast mit ihm zugleich verschwand der Rauch. Jetzt merkten wir wohl, daß ein Schiff in die Luft geflogen seyn müßte. Da sich vielleicht die Schiffsmannschaft in die Schaluppen gerettet haben konnte: so bemühten wir uns, so sehr uns auch der Wind zuwider war, gerade nach der Gegend hin zu steuern, wo wir den Rauch aufsteigen sahen. Zugleich löseten wir auch einige Kanonen, und hingen, da es indeß Nacht geworden war, Laternen am Mastbaume auf. Am folgenden Morgen segelten wir noch weiter auf dieser Höhe fort, und fanden auch einige Schiffstrümmer: aber unser Bemühen, die Unglücklichen zu entdecken, war vergebens. Wir gaben nun alle Hoffnung auf, sie zu finden, und lenkten wieder in unsern ersten Weg ein. Nicht gar lange hatten wir jedoch un-

fern Weg wieder fortgesetzt: als die Schildwacht uns vom Maste zurief, sie sehe etwas in weiter Entfernung. Mit Hülfe der Fernröhre erkannten wir ein kleines Boot, das sich kaum noch über den Wellen erhalten konnte. Als wir näher hinzukamen, sahen wir drei Männer und zwei Frauenzimmer in demselben. Alle waren vom Hunger ganz erschöpft; und als wir sie an Bord genommen hatten, war daher unsere erste Sorge, sie durch geistige Getränke und durch einige Nahrungsmittel wieder zu stärken. Einer der Geretteten, ein französischer Offizier, der Vater von den beiden jungen Frauenzimmern, welche sich mit in dem Boote befanden, erzählte uns nun, daß sie sich sämmtlich auf dem Schiffe, welches in die Luft geflogen sey, befunden hätten. Nur durch ein Wunder wären sie in dem armseligen Boote dem Tode entgangen. Das Schiff kam von Isle de France, und war nach Frankreich bestimmt. Durch die Unvorsichtigkeit des Schiffsverwalters, welcher Branntwein aus einem Fasse holen wollte, und ein Licht dabei in der Hand hatte, fing der

Brantwein Feuer. Bald verbreitete sich das Feuer über das Schiff, und alle Versuche, dasselbe zu löschen, blieben fruchtlos.

„Unglücklicher Weise vergaß man in der Bestürzung die Schaluppen auszusetzen," erzählte der Offizier weiter, „und nur dieser kleine Kahn wurde zufällig ins Meer gelassen. Kaum sah ich den Kahn in der See: als ich mit meinen beiden Töchtern hinein sprang, und aus Leibeskräften davon ruderte. Dadurch wurden wir gerettet: denn bald ergriff das Feuer die Pulverkammer, und das Schiff flog mit einem schrecklichen Knalle in die Luft. Die beiden Matrosen, die Sie auf meinem Kahne gefunden haben, sprangen ins Wasser und schwammen mir nach. Ohne Zweifel sind wir die einzigen von der ganzen Schiffsmannschaft, welche dem Tode entgangen sind. Ihr Schiff wurden wir bald gewahr, und gaben uns alle Mühe, dasselbe zu erreichen: aber es wurde Nacht, und nun gaben wir alle Hoffnung auf. Wir sahen uns nun ohne Lebensmittel und Wasser, in einem kleinen zerbrechlichen Kahne, auf der offenen See einem unvermeidlichen Tode Preis gege-

ben. Doch bald hörten und sahen wir ihre Signale wieder, und waren so glücklich, von Ihnen gerettet zu werden.“

Ihr könnt glauben, daß der Offizier und seine Töchter für uns eine sehr liebe Gesellschaft waren: denn auf einer langen Seereise ist nichts quälender, als die Langeweile. Dieser böse Dämon wurde durch den Offizier und die Mädchen, welche, sobald sie sich wieder erhohlt hatten, immer heiter und *lustig*, und unerschöpflich im Erzählen waren, *völlig* von unserm Schiffe verbannt. Durch den Offizier erhielt ich unter andern die Nachrichten, welche ich hier über die Inseln Isle de France, Isle de Bonaparte und Madagascar mittheile.

Isle de France ist die östlichste von diesen drei Inseln. Die Holländer, welche sie zuerst besetzten, verließen sie im Jahre 1712 wieder, worauf sich die Franzosen darauf niederließen, und sie zu einem Erfrischungsplatz für ihre China- und Indienfahrer benutzten. Die Insel hat ein Paar gute, stark befestigte, mit ansehnlichen Arsenälen, Magazinen u. s. w. hinlänglich versehene Häfen. Sie

hat

hat ohngefähr 15 Stunden im Umfang, hohe Gebirge und dichte Wälder. Doch wächst auch etwas Getraide, Zuckerrohr und Indigo hier. Das Land liegt unter dem glücklichsten Klima; schade, daß es öfters so viel von Orkanen und von Ratten und Heuschrecken zu leiden hat. —

Die Insel Bourbon, welche einige Zeit den Namen Isle de Bonaparte *) oder Nelsion führte, ist viel größer, als Isle de France (20 Meilen im Umfang), und auch viel fruchtbarer, als dieselbe. Es ist eine hohe Bergebene mit ein Paar Vulkanen, welche die Insel bisweilen in Schrecken setzen: aber sie hat eine sehr gesunde Luft und Ueberfluß an Lebensmitteln. Die Bäche und Flüsse sind fischreich; in den Wäldern giebt es Wildpret genug, auf den Weiden sieht man ganze Heerden Hornvieh, Ziegen u. s. w., und an dem Strand sammelt man Schildkröten, graues Ambra, Corallen und schöne Muscheln. Der Boden erzeugt Kaffee, Indigo, Zuckerrohr, Baumwolle, Pfeffer, Ge-

*) Sie erhielt diesen Namen zu Ehren des damaligen ersten Consuls Napoleon Bonaparte.

traide, Reis und alle mögliche Arten Gemüse. Demungeachtet ist die Insel nicht sehr bevölkert und mehr, als die Hälfte der Einwohner sind hier, wie auf Isle de France, Negersklaven, welche die Zucker- und Kaffeeplantagen bearbeiten müssen. Nicht selten laufen diese ihren zu strengen Herren davon, und verstecken sich in die Gebirge und Wälder. Aus diesen brechen sie dann öfters in die Plantagen ein, und richten manche Verwüstungen an. Die Plantagenbesitzer müssen daher stets gegen sie auf der Hut seyn. Auch auf dieser Insel wüthen bisweilen sehr schreckliche Orkane, welche Schiffe zertrümmern, große Bäume aus den Wurzeln reißen, und überhaupt ungeheure Verwüstungen anrichten.

Madagascar hatte der französische Offizier nicht selbst besucht: aber aus dem Munde eines Missionärs, der längere Zeit auf dieser Insel verweilte, erhielt er ziemlich genaue Nachrichten über dieselbe.

Die Insel Madagascar ist eine der größten (10,000 Quadratmeilen) Inseln in der Welt. Sie war schon den Alten bekannt; und

alle europäische Nationen, vorzüglich aber die Franzosen, haben Niederlassungen darauf zu errichten gesucht. Es gelang ihnen aber nicht, und sie haben sämmtlich den Plan, sich daselbst festzusetzen, wieder aufgeben müssen. Die Einwohner, welche theils von Negern, theils von Arabern abstammen, gehorchen mehrern Fürsten, die fast beständig im Kriege mit einander begriffen sind. Wurfspieße, welche sie mit besonderer Geschicklichkeit zu werfen verstehen, sind fast die einzigen Waffen, deren sie sich im Kriege bedienen. — Ihre Lebensart ist sehr einfach. Sie leben von Reis, Wurzeln, Milch; nur an hohen Festen genießen sie Fleisch, und dann trinken sie auch ihr Lieblingsgetränke, Meth, dazu. Um den Leib werfen sie nur ein Stück Zeuch, das ihn etwa zur Hälfte bedeckt, und ihre mit Blättern gedeckten hölzernen Hütten sind bei Reichen und Armen so niedrig, daß man kaum aufrecht in denselben stehen kann. Die Dörfer umgeben sie meist mit Palisaden und Graben. — Madagascar ist, trotz seiner hohen steilen Gebirge im Innern, sehr fruchtbar. Es hat treffliche Rindviehheer-

den, und noch merkwürdiger sind die Schaafe mit großen Fettschwänzen, die noch überdies häufig in einem Jahre drei bis vier Lämmer kriegen. Dagegen fehlt es aber auch nicht an reißenden Thieren, und an den Strömen giebt es Krokodille. Das Klima ist auf dieser Insel immer sehr temperirt, und der Boden erzeugt daher die vortrefflichsten Früchte, als Baumwolle, Zucker, Indigo, Südfrüchte, Pfeffer, Wachs, Seide u. s. w. Auch ist die Insel nicht arm an edeln Metallen, außer was sich noch alles entdecken ließe, wenn sie für kultivirte Nationen zugänglich wäre. —

Siebenzehntes Kapitel.

Beschreibung des Kap. Fortsetzung unserer Reise bis nach Guinea. Die guten Negern. Nachrichten von Senegambien und Sahara.

Während dieser Erzählung setzten wir unsern Lauf ungehindert fort; und bald entdeckten wir die drei Berge (den Tafels, Löwens und Teufels-Berg), welche uns die Nähe des Kaps verkündigten. Das Kap oder das Vorgebirge der guten Hoffnung, die südlichste Spitze von Afrika, wurde durch die Portugiesen am Ende des 15ten Jahrhunderts entdeckt, und wegen des stürmischen Meeres in der Nähe desselben, anfangs das Vorgebirge der Stürme genannt; doch der König von Por-

tugal änderte diesen Namen sogleich wieder in den —Vorgebirge der guten Hoffnung— um, weil er nun die gewisse Hoffnung hatte, auf diesem Wege das schon längst gesuchte gold- und gewürzreiche Indien zu entdecken. Obgleich die Portugiesen die Entdecker des Kaps waren: so blieb es doch den Holländern vorbehalten, eine europäische Kolonie daselbst anzulegen, wozu sie anfänglich den Landesbewohnern den Boden abkauften.

Sie verpflanzten hierauf die meisten europäischen Gewächse hierher, die sämmtlich vortrefflich gediehen; besonders erhielt der Wein, von welchem der Konstantia-Wein der berühmteste ist, eine vorzügliche Güte. Merkwürdig ist es, daß man hier den Wein mehr in den Tiefen, und dagegen die Getraidefrüchte auf den Anhöhen bauet. Große Rinderheerden machen den größten Reichthum der Kolonisten aus, und die reißenden Thiere, deren es sonst von allen Arten gab, sind vor den Kolonisten tiefer ins Land geflohen. Nur eine Menge Affen, von welchen es sehr große Arten giebt,

sind hier zurück geblieben. Unter dem Geflügel zeichnet sich auf dem Kap besonders der Strauß aus.

Die Kapstadt am Fuße der gedachten Berge ist groß und wohlgebauet, mit breiten Straßen, prächtigen Häusern und vortrefflichen Gärten. Die Häuser haben in der Regel nur eine Etage, damit sie den heftigen Stürmen nicht so sehr ausgesetzt sind. Ein Bach, der sich von den Bergen herabstürzt, versorgt die Stadt und die Festung mit Wasser. Die Festungswerke sind sehr weitläuftig und stark; und bei der Festung liegt ein großer schöner Garten, in welchem die Schiffer alle mögliche Erfrischungen finden. Jetzt ist dieser wichtige Platz in den Händen der Engländer.

Die ursprünglichen Bewohner dieses Landstrichs sind die Hottentotten. Ein Volk, nicht ganz so schwarz, wie die Negern, aber äußerst unreinlich. Sie beschmieren ihren ganzen Körper mit Butter und Schöpsenfett, wovon sie abscheulich stinken. Ihr liebstes Gerichte sind Schöpsen- und Rinderkaldaunen,

die sie in Blut kochen, und statt Messer und Gabel gebrauchen sie ihre langen Nägel, die sie niemals abschneiden. Ein Fell um die Schultern, und im Winter Halbstiefeln von Fellen, machen ihren ganzen Anzug aus. Ihre Wohnungen sehen fast aus wie unsere Backöfen; sie sind ganz rund und aus langen gekrümmten Stöcken erbaut, worüber ganz dicht geflochtene Binsenmatten, die keinen Regen durchlassen, gehängt werden. Jedes ihrer Dörfer oder Kraals, wie mehrere zusammenliegende Hottentotten-Wohnungen genennet werden, hat sein Oberhaupt, welches ihre Streitigkeiten schlichtet, und sie in den Krieg führt. Ihre Heerden sind ihr einziger Reichthum; sie ernähren und kleiden sie, und gegen die Produkte derselben tauschen sie von den Europäern Tabak und Brantwein — Genüsse, die sie sehr lieben — ein. In ihrer Religion spielt ein böser Geist eine wichtige Rolle, welchem sie alles Unglück, welches sie betrifft, zuschreiben; von religiösen Gebräuchen wissen sie nicht viel. Demohngeachtet sind sie (die wilden Buschmänner ausgenommen, welche die

Reisenden gern überfallen, ausplündern oder wohl gar ermorden), meist gutmüthige und gastfreie Menschen, unter welchen einiger Sinn für Wohlanständigkeit nicht zu verkennen ist. Vielweiberei findet zwar bei ihnen statt: aber der Ehebruch wird mit dem Tode bestraft; und Wittwen, die sich nach dem Tode ihrer Männer wieder verehlichen wollen, müssen sich, so oft sie wieder heirathen, jedes Mal ein Glied vom kleinen Finger abnehmen lassen. Unter den vielen hottentottischen Stämmen sind die Namaqua-Hottentotten wahrscheinlich die zahlreichsten, wenigstens sind sie den Europäern die bekanntesten. —

Während wir auf dem Kap verweilten, befrachteten wir unser Schiff mit mancherlei Waaren, die ein französisches Schiff von Isle de France gebracht hatte; hierauf steckten wir, um eher gegen französische und englische Kaper gesichert zu seyn, die neutrale portugiesische Flagge auf, und lichteten die Anker. Aber wir nahmen nicht den gewöhnlichen Weg der europäischen Retourschiffe an den Inseln

mal geärntet. Hirsen wird hier am meisten gebauet; Gemüße und Obst aller Art giebt es in Menge. Der Manihot ist für diese Gegend eine sehr wohlthätige Staude. Sie wächst hier in ungeheurer Menge. Die Einwohner reiben die Wurzeln, werfen das Geriebene ins Wasser, nehmen nach einigen Tagen den Bodensatz heraus, und backen eine Art Brod davon, welches sie Kassave nennen. Der Stamm wächst äußerst selten 12 Fuß hoch; er ist markig, wie der Hollunder, und sieht röthlich aus. Die Blätter, welche den Weinblättern gleichen, können auch als Gemüße gekocht werden; vorzüglich aber werden die Wurzeln, die jährlich vielleicht eine Elle lang und vier bis fünf Zoll dick werden, und wenn sie abgestochen sind, wieder von neuem wachsen, benutzt. In den Gebirgen wird Eisen, Gold, Silber und besonders viel Kupfer gewonnen.

Die Bewohner dieser Küste sind Neger, und zwar so schön schwarz, als man sie sonst nirgends findet. Sie gehorchen mehrern Königen, unter welchen der König von Kongo der mächtigste ist; doch ist auch dieser, wie die

sigen Negerfürsten, von den Portugiesen sehr abhängig. Durch die portugiesischen Missionarien auf dieser Küste hat sich nicht allein das Christenthum, sondern auch einige Kultur bei den Urbewohnern verbreitet. Doch ist noch bei weitem der gröste Theil der hiesigen Neger dem Götzendienst ergeben. Die katholischen Neger kleiden sich meist auf portugiesische Art, wenigstens thun dies die Reichern: allein die heidnischen werfen nur eine Decke von gewirkten Palmblättern über sich, die bei den Männern bis an die Knie, bei den Weibern bis auf die Füße reicht. Unter den heidnischen Negern ist die Vielweiberei gewöhnlich; die Weiber müssen bei ihnen das Feld bearbeiten, und die Männer gehen blos ihren Vergnügungen nach. Sklaverei ist die gewöhnliche Strafe für Verbrechen; und alle Kriegsgefangene haben das nehmliche Schicksal, sie werden von den Siegern an die Portugiesen verkauft, welche ehemals allein jährlich 15,000 solcher Unglücklichen nach Brasilien geführt haben sollen.

Auf Guinea pflegt man weder zu Pferde, noch zu Wagen, sondern in Hamaks zu rei-

sen. Dies sind große Tücher, deren vier Zipfel an zwei Stangen gebungen sind, welche von Negern, wie unsere Todtenbahren, auf den Schultern getragen werden. Wir mußten also eben so reisen; und da sich die Neger öfters im Tragen ablöseten, so kamen wir eben so schnell an Ort und Stelle, als wenn wir die besten Pferde gehabt hätten. Auf dieser Reise kamen wir durch mehrere Negerstädte und Dörfer, die aber alle ein sehr armseliges Ansehen hatten. Die Häuser waren nur von Erde aufgeführt, nirgends sahe ich an einem derselben ein Fenster; und unsere einzige Kost auf diesem Wege war eine Art Buchwaizenmehl mit Pataten gekocht. Von der brennenden Sonnenhitze mußten wir öfters viel leiden: öfters wurden wir jedoch durch dichte Wälder geschützt; allein dann liefen wir Gefahr, von reißenden Thieren, deren es hier sehr viel giebt, angefallen zu werden. Ein Paar Löwen fielen uns wirklich an: unsere Begleiter zündeten aber, als sie dieselben in der Entfernung gewahr wurden, sogleich das dürre Gras vor ihren Füßen an; der Wind trieb die Flamme nach den Löwen zu, worauf

sie sich alsbald wieder entfernten. Das Gras mußte aber nicht wieder gelöscht werden, und verzehrte noch lange alles Gras auf unserm Wege vor unsern Tritten hin. Eine große Schlange (denn auch dieses Ungeziefer giebt es hier zu Lande sehr viel), welche in dem Grase gelegen hatte, fanden wir von dem Rauche erstickt und am Feuer verbrannt.

Unsere Geschäffte zu St. Salvator waren bald beendigt, wir erhielten unsere Zahlung theils in Golde, theils in Wechseln auf Loanda, und eilten nun dahin zurück. Rackowitz, der hier zurückgeblieben war, hatte für uns unterdessen auf einem portugiesischen Schiffe Plätze besprochen; und unsere nächste Sorge war nun, uns zur Abreise, die nicht weit entfernt war, zu rüsten. Ehe wir aber Loanda verlassen, muß ich noch einiges über diese Stadt sagen.

Loanda liegt auf einer Anhöhe am Meere, und hat einen vortrefflichen Hafen, der durch einige Forts sehr gut vertheidiget wird. Man kann es daher als den wichtigsten Platz der Portugiesen auf der Küste Kongo ansehen; auch hat der portugiesische Statthalter hier seinen

Sitz. Die Häuser der Europäer, von welchen hier ohngefähr 3000 wohnen, sind nach europäischer Art von Steinen erbaut und mit Ziegeln gedeckt: aber die Wohnungen der Neger, welche den größten Theil der Einwohner ausmachen, sind blos von Holz aufgeführet und mit Stroh gedeckt. —

Jetzt schieden wir von unserm portugiesischen Freunde und gingen an Bord. Das Schiff lichtete die Anker und steuerte nordwärts. Nach einigen Tagen befanden wir uns schon an der eigentlichen Küste Guinea, die ohngefähr 300 Meilen lang seyn mag, und einen sehr großen Meerbusen bildet. Die ganze Küste wird von mehrern Neger-Völkern bewohnt, welche sich in ihren Gewohnheiten u. s. w. ziemlich gleich sind. Ein portugiesischer Kaufmann, der mit uns am Bord war, ertheilte uns über die Küste von Guinea und ihre Bewohner folgende Nachrichten.

„Die Portugiesen entdeckten diese Küste ohngefähr vor 400 Jahren, und bereicherten sie nach und nach mit europäischen Früchten und Hausthieren, welche bis dahin dort noch nicht bekannt

erkannt waren. In der Folge kamen die meis
ten portugiesischen Niederlassungen daselbst in
die Gewalt der Holländer; und auch andere
europäische Nationen, Engländer und Fran
zosen errichteten auf dieser Küste Faktoreien
und kleine Forts zu ihrem Schutze. Da das
Land gerade unter der Linie liegt: so ist es
hier unerträglich heiß, und man möchte öfters
vor Hitze in den Häusern verschmachten. Um
sich nur ein wenig abzukühlen, läßt man sich
dann beständig mit großen Fächern fächeln.
Während der heißen Jahrszeit fällt kaum ein
wenig Thau: aber in der Regenzeit, die zu
Anfang des Junius eintritt, und mit Ende
des Septembers vorübergehet, regnet es fast
unaufhörlich. Besonders giebt es im Julius
die furchtbarsten Gewitter mit schrecklichen
Stürmen und Platzregen. Gleichwohl ist dies
die Zeit, wo das Feld am meisten bearbeitet
wird, und in manchen Gegenden sieht man
dasselbe wie Gartenland kultiviret. Dagegen
trifft man aber auch Gegenden, wo der dürre
Sandboden alle Kultur ohnmöglich macht, oder
wo die Neger zu träge sind, den Boden zu

bearbeiten. Reis wird auf Guinea im Ueberfluß gebauet, wie auch Mais und andere Getraidearten; und binnen drei Monaten wird das Land gepflüget, besäet und abgeärntet. Man ärntet daher mehrmals in einem Jahre. Das Zuckerrohr wächst hier wild, und Baumwolle, Indigo und Tabak gedeihen bei der geringsten Kultur vortrefflich; auch trifft man hier ganze Wälder von Orangen-, Zitronen- und Palmbäumen an. Die Hausthiere, Pferde, Kühe, Ziegen und Schaafe, sind meist klein, und ihr Fleisch hat keinen guten Geschmack: merkwürdig aber ist, daß hier die Schaafe Haare und die Menschen Wolle tragen. In den Wäldern giebt es Büffel, Elephanten, Löwen und andere wilde Thiere, auch Schlangen von verschiedener Größe, und endlich eine Art großer Ameisen, welche den Bewohnern mit ihrer Gefräßigkeit sehr zur Last fallen.

Auf Guinea giebt es mehrere Negerstaaten, das Königreich Benin ist aber der mächtigste derselben. Die Hauptstadt Benin, an dem Flusse gleiches Namens, liegt in einer

reizenden Ebene, ist groß und ziemlich gut gebauet, und hat ein königliches Residenzschloß, welches aber nur ein unordentlicher Hause mehrerer Gebäude, Höfe, Gärten, Ställe u. dergl. m. ist. Der König, der seinen Unterthanen als Despot gebietet, erscheint nur selten öffentlich, und wenn es geschiehet, mit aller erdenklichen Pracht; und jedesmal werden dann ihm zu Ehren mehrere Sklaven geschlachtet und geopfert. Stirbt er: so werden viele seiner Leute und Weiber getödtet, damit es ihm in der andern Welt nicht an Bedienung und an Weibern fehle. — Dieser Theil von Guinea wird von den Europäern die Küste Benin genannt. Außer mehrern monarchischen Staaten giebt es auch noch viele Freistaaten auf Guinea.

Die Neger sind meist noch Götzendiener und Fetisch-Anbeter; viele bekennen sich zur mohametanischen, und einige Stämme auch zur christlichen Religion, die ihnen vorzüglich von den Portugiesen bekannt gemacht wurde. Einige heidnische Stämme verehren eine Art Schlangen, die so sanft seyn sollen, daß sie

nicht beißen, wenn man auch über sie hinginge. Sie fressen nur kleine Gewürme, Ratten und Mäuse, und die Neger halten sie daher so werth, daß ich niemand rathen wollte, eine solche Schlange zu verwunden oder zu tödten, er käme in Gefahr, von dem wüthenden Pöbel zerrissen zu werden. Da die Schlangen so gehegt werden: so sind sie auch ganz zahm, kriechen in die Betten hinein, und würden bald das ganze Land bedecken, wenn die Schweine eben so viel Respekt vor ihnen hätten, wie die Menschen, und sie nicht haufenweise auffräßen. — Viele Neger leben noch in der größten Wildheit, als beständige Krieger und Räuber, und diese fressen auch ihre Gefangenen auf. Sie sind schmuzig und faul, und wohnen alle in erbärmlichen Hütten; ja die Palläste ihrer Könige lassen sich kaum mit europäischen Ställen vergleichen.

Die Europäer haben der Küste von Guinea mehrere Namen gegeben, die sogleich die Waaren bezeichnen, welche sie daher erhalten. 1) Die Pfefferküste (Malaguette), von einer Art schlechten Pfeffer, der hier sehr häufig

wächst. Die Pflanze, die ihn hervorbringt, ist ein Rankengewächs, und die Frucht eine Schote, wie eine länglichte Feige, worin viele röthliche Körner liegen, die nach und nach weiß werden, aber weder so groß noch so rund sind, wie der ostindische Pfeffer. Diese Küste ist der nordwestlichste Theil von Guinea, und wird von den Europäern wenig besucht.

2) Die Zahn- oder Elfenbein-Küste; sie liegt mehr östlich bis zum Vorgebirge der drei Spitzen, und hat ihren Namen von den Elephantenzähnen erhalten, die die Europäer sonst hier einhandelten.

2) Die Goldküste, wo sich das meiste Gold auf Guinea findet; die Engländer gaben den Goldstücken, die sie aus guineischem Golde münzten, den Namen Guineen; eine Benennung, welche eine Art ihrer Goldmünzen auch noch führet. Diese Küste ist am besten angebauet, und es sind die ehemalige portugiesische, jetzt holländische Pflanzstadt St. Georg della Mina; die englische Stadt Kap Korse und die dänische Stadt Christiansburg daselbst zu merken.

4) Die Sklavenküste, noch weiter westlich bis zum Flusse Benin; sie heißt deswegen so, weil die Europäer von derselben sehr viele Sklaven erhalten. Diese Sklaven sind, wie in Kongo, entweder Kriegsgefangene oder Verbrecher, oder böse Schuldner. Leider giebt es aber genug unnatürliche Verwandte, ja sogar Väter oder Kinder, die sich von der Habsucht so beherrschen lassen, daß sie um schnöden Vortheils willen ihre Verwandten, Kinder oder Aeltern an die Europäer als Sklaven verkaufen. —

5) Endlich die Küste Benin, der südöstlichste Theil von Guinea, welcher das Königreich Benin begreift. —

Indessen waren wir längst der Küste von Guinea hin immer weiter nordwestwärts gesteuert. Es war Nacht, und alles lag im tiefen Schlafe: auf einmal rannte das Schiff auf einen Felsen, und bekam einen großen Leck. Ich fuhr aus meiner Hangmatte heraus und weckte Rackowitz, meine Frau und Schwägerin, um sich nebst mir in der großen Schaluppe, die eben ausgesetzt wurde, zu ret-

ten. Denn der ganze Schiffsraum war schon voll Waſſer, und jedermann erwartete, daß das Schiff augenblicklich ſinken würde. Wir liefen auf das Verdeck: aber, man denke ſich unſer Schrecken, es war ganz leer; die Schaluppe war fort, und wir ſahen uns jeden Augenblick in Gefahr, von den Wellen verſchlungen zu werden. Was war nun zu thun; meine Frau that den Vorſchlag, Balken und Bretter von dem Schiffe abzureißen und daraus eine Flöße zu bauen. Während wir das mit beſchäfftiget waren: ſchloſſen wir aus der ſchwachen Bewegung des Schiffes, daß es ſich dem Lande näherte. Es war ſtockfinſtre Nacht, und wir konnten ohnedies nicht arbeiten; die Hoffnung, daß ſich das Schiff dem Lande nähere, bewog uns daher, ruhig den Tag zu erwarten. Wie der Tag anbrach: entdeckten wir zu unſerer großen Freude, daß wir nur etwa noch eine Viertelſtunde vom Lande entfernt waren. Die Flöße wurde nun fertig gemacht, und mit unſern Effekten, Lebensmitteln, allerlei Werkzeugen, Flinten, Piſtolen und Säbeln, wie auch mit einigen Fäßchen

Pulver, welches das Wasser noch nicht verdorben hatte, beladen; hierauf bestiegen wir sie selbst, und wurden von der Fluth glücklich an das Land getrieben. Gleichwohl wurde es uns schwer zu landen: denn die Wellen brechen sich hier mit solcher Gewalt, daß sie uns beinahe ins Meer gestürzt hätten. Glücklicher Weise hatten wir die Vorsicht gebraucht, uns mit unserer Ladung auf der Flöße anzubinden; so kamen wir endlich glücklich an das Land, und waren nicht wenig froh, der Gefahr entgangen zu seyn.

Nicht weit von unsern Landungsplatz fanden wir ein kleines Palmwäldchen, und in demselben eine erfrischende Quelle. Dahin brachten wir unsere geborgenen Sachen, und bauten uns ein Paar Hütten von Zweigen und Blättern. In den ersten Tagen lebten wir blos von Vögeln und von Fischen, die wir in kleinen Lämpfeln fingen, wo sie das Meer bei eintretender Ebbe zurückließ. Doch bald hernach erhielten wir auch, durch einen sonderbaren Zufall, den ich so eben erzählen will, allerlei Lebensmittel aus dem Innern des Landes.

Wir hatten zu unserer Bedienung vier Leute, ich einen jungen Indianer von Surate, Rackowitz einen Neger aus Sofala, und zu Loanda hatten wir für unsere Weiber noch ein Paar Negermädchen gekauft. Das Mädchen meiner Frau schien ein sehr gutes Geschöpf, und ihrer Gebieterin von ganzem Herzen ergeben; um so mehr fiel es uns auf, als wir sie am Tage nach unserer Landung vermißten, und alles Nachsuchens ohngeachtet, nicht wieder finden konnten. Schon glaubten wir sie von einem wilden Thiere zerrissen: als sie auf einmal an der Spitze eines Haufens Neger erschien, die uns um so mehr erschreckten, da sie die ersten waren, die wir hier sahen. Mein Indianer, der eben nach Lebensmitteln ausgegangen war, entdeckte sie zuerst, und kam eiligst zurück, uns von ihrer Ankunft zu benachrichtigen, damit wir uns zur Wehre stellen könnten. Mein Wille war, unsere Weiber sollten sich einstweilen in eine Höhle am Gestade des Meeres verbergen: aber meine Frau griff nach Flinte und Säbel, und ermunterte ihre Schwester, ein Gleiches zu thun. Mit diesen Amazonen waren wir also sechs Be-

waffnete, und ein kleines Gebüsch konnte uns auch etwas schützen. Die Neger kamen getrost gerade auf uns zu; und als sie noch einen Flintenschuß von uns waren, wollte Nackowitz Feuer auf sie geben. Aber ich stellte ihm vor, daß wir ja noch nicht wüßten, ob sie wirklich in feindlicher Absicht gekommen wären; um sie zu probiren, schlug ich vor, erst einmal blind auf sie zu schießen. Er ließ sich das gefallen, und ich schoß mein Gewehr in die Luft. Jetzt liefen die Neger theils davon, theils blieben sie wie eingewurzelt auf einem Flecke stehen; nur die Negerin meiner Frau kam auf uns zu. Das gute Mädchen hatte ihre Verwandten und Freunde zu unserer Unterstützung herbei geführt: denn sie war aus diesem Lande und an die Portugiesen verkauft worden. Das war die Absicht, weshalb die Neger kamen, und bald wäre ihnen ihr guter Wille so schlecht belohnt worden. —

Die Neger, denen wir jetzt unsere Dankbarkeit zu erkennen gaben, belasteten sich hierauf mit unsern Effekten, und trugen unsere Weiber in Hamaks nach ihrem größten Dorfe. Die

Bewohner deſſelben nahmen uns mit einer Freundlichkeit und Liebe auf, die das gröſte Zutrauen einzuflöſſen vermochte, und behandelten uns mit beſonderer Auszeichnung. Man wies uns zwei der gröſten Häuſer an, und verſorgte uns reichlich mit Lebensmitteln. Hätten wir uns nicht nach Europa zurückgeſehnt, ſo hätten wir hier vielleicht ſogar glücklich leben können: aber wir konnten Europa nicht vergeſſen. Dieſer ganze Stamm ſchien in gar keiner Verbindung mit einem der europäiſchen Comptoire an der Küſte zu ſtehen; glücklicher Weiſe waren auch die europäiſchen Laſter noch nicht bis zu ihnen gedrungen, und ſie waren noch nicht gierig auf ſolche Kleinigkeiten, um welche ihre andern Brüder ſich gegenſeitig verkaufen. Sie lebten in einer republikaniſchen Verfaſſung; die alten Neger bildeten die Rathsverſammlung, und ein gewähltes Oberhaupt führte den Vorſitz in derſelben.

Leider wurde dieſes gute Völkchen öfters von einem benachbarten räuberiſchen Negerſtamme angefallen, der Gefangene fortſchleppte, und, wie meine Negerin, als Sklaven verkaufte.

Vielleicht war es möglich, dieſe Räuber durch das Uebergewicht der europäiſchen Waffen abzutreiben. Deswegen ließ ich von unſerm geſtrandeten Schiffe, welches bis jetzt noch nicht geſunken war, alle Kanonen, Flinten und andere Waffen holen, die das Waſſer noch nicht unbrauchbar gemacht hatte. Es waren 18 Kanonen und 8 Steinſtücke, etliche 60 Flinten und 20 Piſtolen, außer einer Menge Säbel, Picken u. d. m. Das Pulver war noch meiſt gut, bis auf einige Fäſſer, in welche Seewaſſer gedrungen war. Doch das Pulver wurde in ſüßem Waſſer gewaſchen, und es hatte, als es wieder trocken war, ſeine Kraft noch nicht verloren. Außer den Waffen wurden auch Betten, Kochgeſchirre, Kleider, Wäſche, mit einem Worte alles, was zu gebrauchen war, von dem geſtrandeten Schiffe gerettet.

Mit allen dieſen Sachen kamen wir in Triumph nach dem Hauptdorfe zurück. Meine erſte Sorge ging nun dahin, ein Pulvermagazin anzulegen, und die Gewehre wieder in Ordnung zu bringen. Rackowitz übernahm dieſes Geſchäffte, und befeſtigte unterdeſſen das Dorf

mit Wällen, Gräben und Pallisaden; auch legte ich einige Bastionen an, worauf die Artillerie gestellt wurde; und bald war das Dorf so fest, daß man es für diese Gegend und für diese Völker unüberwindlich nennen konnte. Die andern Dörfer ließ ich gleichfalls mit Pallisaden umgeben, und errichtete überall Lärmstangen, durch welche das ganze Ländchen sogleich von dem Einbruch der Feinde benachrichtiget wurde. Nackowitz übte die jungen Neger in den Waffen. Die Vornehmern erhielten Feuergewehre, und sie waren bald so gut exercirt, wie die besten europäischen Truppen; die übrigen führten Bogen und Pfeile. Alle bekamen aber Schilde von dickem Leder, die sie sowohl gegen Kugel, als gegen Pfeile sicherten.

Ein Zufall, wovon ich eben jetzt reden will, verschaffte mir die Würde eines Oberfeldherrn. Die vornehmsten Neger waren mit ihrem Oberhaupte einmal auf der Jagd, und Nackowitz hatte nebst den beiden Damen gleichfalls Antheil daran genommen; einiger Geschäffte wegen war ich zu Hause geblieben.

Auf einmal kündigte die Lärmstange einen Einfall der Feinde an, und ein Neger kam eilig mit der Nachricht: „daß eine feindliche Parthie das Negeroberhaupt nebst seinen Begleitern überfallen, und sie sämmtlich gefangen fortgeführt habe.“ Zwar machte mich die Nachricht anfangs etwas bestürzt: doch behielt ich Fassung genug, mit den Truppen, die ich zusammenraffen konnte, zu Hülfe zu eilen. Lange suchten wir die Feinde vergebens; endlich sahen wir sie an einer Holzecke gelagert, und ich sahe mit Schrecken, daß man meine Frau, meine Schwägerin, meinen Schwager und allen übrigen Gefangenen Stricke um den Hals gelegt hatte. Wüthend wie eine Löwin, der man die Jungen geraubt hat, drang ich mit meinen Leuten auf die Räuber ein; wir schossen und metzelten eine Menge derselben nieder; und in weniger als einer Viertelstunde waren sie meist in Stücken gehauen, gefangen, oder auf der Flucht, und ich sahe meine theuern Gefangenen befreit. Dieser Sieg erwarb mir so viel Achtung bei den Negern, daß sie mich nun einstimmig zum Oberfeldherrn erwählten.

Jetzt hatten wir vor den räuberischen Nachbarn einige Zeit Ruhe; und schon glaubten wir uns ganz sicher vor ihnen, als die Armstange auf einmal ihre Ankunft meldete. Ein Kanonenschuß rief die Vaterlandsvertheidiger nach dem Hauptort, und schon am andern Morgen zog ich mit ihnen dem Feinde entgegen. Zu meinem großen Erstaunen sahe ich nicht blos ein leichtes Korps vor mir, welches nur des Plünderns wegen gekommen war, sondern es rückte eine viel zahlreichere Armee, als die unsrige, mit einer viel größeren Ordnung, als man sonst bei den Negern findet, gegen uns an. Ich stellte meine Truppen auf einer Anhöhe auf, von welcher ich die anrückenden Feinde mit Kanonen beschießen konnte. Einige Kanonenkugeln, welche in ihre Reihen schlugen, bewirkten bald eine ziemliche Unordnung in dem feindlichen Heere, in welchem wir einen Europäer bemerkten, der sich alle Mühe gab, die Ordnung wieder herzustellen. Auf einmal sahen wir diesen die Feinde nach einem Busche führen, der uns in der Flanke lag. Doch Rackowitz hatte diesen mit seinen

Musketieren besetzt, die ein erschreckliches Feuer auf die anrückenden Feinde machten, und sie zum Rückzuge zwangen. Dreimal ließ der Europäer den Busch attakiren, dreimal wurden seine Leute zurückgeworfen, beim vierten Angriff fiel er selbst, und nun begab sich alles eiligst auf die Flucht. Die Niederlage der Feinde war vollständig; das größte Gemetzel erfolgte jedoch an einem Flusse, der die Flüchtigen in ihrer Flucht hinderte. *Hier ließ ich endlich mit dem Verfolgen einhalten, und kehrte* mit meinen Leuten auf das Schlachtfeld zurück, die Verwundeten zu verbinden und die Todten zu begraben. Der Europäer war unter den Verwundeten, es hatte ihn eine Flintenkugel in den Schenkel getroffen; ich ließ ihn in einem Hamak nach dem Hauptorte bringen, und auf das sorgfältigste behandeln.

Triumphirend kehrten wir nun aus dem Felde nach Hause; alt und jung lief herbei, die Sieger zu sehen, und überall wurde getanzt und gesprungen, und Nationalgesänge erfüllten in jedem Negerdörfchen die Luft. —

Mein europäischer Gefangener ward bald von seinen Wunden wieder hergestellt, und erzählte mir über seine Schicksale folgendes.

„Ich bin ein geborner Mailänder, und war anfänglich in östreichische Kriegsdienste, nach einiger Zeit verließ ich diese wieder, und nahm Dienste bei den sardinischen Truppen, über von diesen desertirte ich abermals, und engagirte mich auf einem genuesischen Schiffe. Unser Schiff wurde von einem Tunesischen Korsaren aufgebracht, und ich an einen Kaufmann in Tunis verkauft. Meine Sklaverei war nicht so drückend, als ich gefürchtet hatte; ich mußte meinen Herrn auf seinen Geschäftsreisen begleiten, und durchreiste mit ihm beinahe die ganze Barbarei. Unter andern begleitete ich ihn auch einmal nach der barbarischen Wüste, wo er Geschäffte mit einem Negerstamme hatte. Wir durchstrichen einen großen Theil der Wüste, und kamen endlich zu einem Gebirge, wo wir unsere Waaren gegen die Produkte der Neger umsetzten. Allein mein Herr glaubte, für diesmal nicht genug gewonnen zu haben, wurde übellaunig, und ließ

seine böse Laune an mir aus. Er mishandelte mich so sehr, daß ich die Gelegenheit absah, und zu den Negern flohe. Diese nahmen mich recht gut auf, und wegen meiner weißen Farbe ward ich von ihnen wie ein Wunderthier von einem Ort zum andern zur Schau herum geführt. So kam ich auch nach Tambuktu, und wurde dem König vorgestellt, der mich von allen Seiten betrachtete, und hierauf seiner Tochter schenkte. In der Folge vermählte sich diese Prinzessin mit dem Könige von Songo, und auf diese Art bin ich endlich in diese Gegend gekommen, wo ich Ihr Gefangener worden bin." —

Ein andermal theilte mir der Italiäner mancherlei Nachrichten über Nigritien mit, das er in seiner Sklaverei durchreist hatte.

„Nigritien erstreckt sich von Nubien bis an das atlantische Meer. Der westlichste Theil ist den Europäern ziemlich bekannt, und heißt Senegambien *). Nigritien wird von zwei großen Flüssen, von dem Niger

*) Von seiner Lage am Senégal und Gambia so genannt.

und von dem Senegal durchſtrömt. Der Senegal iſt einer der größten Flüſſe der Welt, und ergießt ſich in den atlantiſchen Ocean. An ſeiner Mündung haben die Europäer, Franzoſen, Engländer und Portugieſen Niederlaſſungen. Die Franzoſen beſitzen die Inſeln St. Louis und Goree; die Engländer die Sierra Leona (Löwenburg, von den vielen Löwen, die es daſelbſt giebt), nebſt andern Kolonien; und die Portugieſen die Stadt Cachao.

Die Europäer kommen vorzüglich hierher, um Goldſtaub, Gummi und andere Produkte gegen allerlei Kleinigkeiten von den armen Negern einzutauſchen. Auch wird hier ein ſtarker Handel mit Sklaven getrieben: denn die Neger von Senegambien verkaufen eben ſo gut, wie die auf Guinea ihre Kriegsgefangenen; und lieben den Brantwein eben ſo ſehr, daß der Vater den Sohn, und dieſer den Vater für eine kleine Quantität dieſes ſtarken Getränkes hingiebt. Die hieſigen Neger ſind theils Heiden, theils Mahometaner, und ſtehen unter mehrern kleinen Königen.

Ihre Waffen sind Bogen und Pfeile: doch führen auch einige Feuergewehre, die sie von den Europäern erhalten haben.

Senegambien ist an sich ein ziemlich fruchtbares Land, und bringt viel Reis, Mais, Hirsen, Tabak hervor, und Wassermelonen nebst andern Obstarten giebt es daselbst im Ueberfluß: und doch sind die Einwohner bisweilen dem Hungertode ausgesetzt; das liegt aber theils in ihrer Faulheit, theils in den Verheerungen, welche ungeheure Züge Heuschrecken an den Feldfrüchten anrichten. Das Hauptprodukt von Senegambien ist das arabische Gummi, welches vor der Entdeckung von Senegambien allein aus Arabien gebracht wurde. Der Gummibaum ist eine Art kleiner Akazienbaum. Er hat beständig grüne Blätter, und man sieht hier ganze Wälder davon. Sein überflüssiger Saft dringt durch die Rinde, und verdichtet sich an der Sonne zu einem Harz oder Gummi. Das Gummi wird jährlich zweimal geärntet, im Mai und im Dezember. Die Neger essen das Gummi, und auf ihren Wanderungen durch die dortis

ren Wüsten ist es öfters ihr einziges Nahrungsmittel. — Ueberdies hat Senegambien viel Gold-, Silber- und Kupferminen; und seine zahlreichen Heerden sind für die Einwohner ein geringer Reichthum. In den Wüsten und gebirgigen Gegenden trifft man aber auch viele Löwen, Tiger, Panther, Leoparden, Elephanten u. s. w. an, und an den Flüssen wohnt das Krokodill. Strauße giebt es hier sehr viel; man begegnet öfters ganzen Heerden an den Bächen und Flüssen. Sie werden gewöhnlich sieben bis acht Fuß hoch, und legen Eier, die bisweilen fünf Pfund wiegen. Diese Vögel fliegen niemals, und die Flügel dienen ihnen nur ihren Lauf zu beschleunigen. Sie haben ein grobes Fleisch, welches aber doch von manchen gegessen wird; und aus den Federn, die allein ein Handelsartikel sind, werden schöne Federbüsche gemacht. —

Das eigentliche Nigritien, welches von Senegambien ostwärts im Innern von Afrika liegt, hat seinen Namen von dem Niger, einem großen Steppenflusse, erhalten, dessen Ursprung so wenig, wie sein Ende bes

kannt ist. Er fließt von Westen nach Osten, durchströmt den Landsee Burnu, und scheint sich in dem Sande zu verlieren. An diesem Flusse liegt die von den mauriſchen Kaufleuten gerühmte Stadt Tambuctu, welche die große und schöne Hauptstadt eines mächtigen Negerstaates im Innern von Afrika seyn soll. Die Nachrichten, welche man über dieses Land und über diese Stadt hat, sind indessen eben so ungewiß, wie das, was man von den Reichen Boreu, am See gleiches Namens, Darfur und Taschna, die gleichfalls in Nigritien liegen, erzählt, und nicht des Nacherzählens werth. —

Noch unbekannter ist aber die barbarische Wüste Sahara, ein ungeheurer Strich Landes, den man auf 60,000 Quadratmeilen schätzt, nördlich von Nigritien liegt, in Osten an Egypten, und in Westen an das atlantische Meer gränzt, und im Ganzen eine sandige, beinahe ganz wasserlose Haide begreift, welche größtentheils mit einem dornartigen Strauche bewachsen ist, der den Kameelen zur Nahrung dient. In diesen mit Flugsand bedeckten Ge-

renden, wo man öfters 50 bis 80 Stunden weit nicht eine Quelle findet, und welche eigentlich einem großen Sandmeere gleichen, hat man Sturmwinde noch viel mehr zu fürchten, als auf dem offenen Meere. Denn dieser Flugsand, der durch den Wind erhoben wird, stürzt wie Meereswogen nieder, und begräbt öfters ganze Karawanen. Bisweilen trifft man aber auch auf sehr sumpfige Stellen; tiefe Abgründe sind unter Rohr verborgen, und wehe denen, die durch dasselbe hindurchgehen wollen, sie sind ohne Rettung verloren. An einen gebahnten Weg ist in diesen Steppen nicht zu denken; die Gestirne oder den Kompaß können allein zu Wegweisern durch dieselben dienen. Eben so wenig findet man einen Ruheplatz; und die reißenden Thiere, welche hier auf Beute lauern, vermehren für die Wanderer noch die Gefahr. Nur Golddurst oder das Bedürfniß mancher hier wachsenden Produkte können die Menschen vermögen, ihr Leben in diesen Steppen aufs Spiel zu setzen. Die Neger um Tambuktu und aus andern Gegenden Nigritiens werden durch die zweite

Ursache bestimmt, hierher zu kommen. Sie haben in ihrem Lande kein Salz, und in Sahara giebt es sehr viele Salzgruben. Aus diesen holen sie ihr Salz, welches ihnen mehr werth ist, als Gold, und auch bei ihnen statt des Geldes gebraucht wird. — Indessen giebt es doch auch hier und da in Sahara einzelne Distrikte, wo man einige Negerniederlassungen und große Heerden Schaafe, Ziegen und Kühe findet. In den Wüsten leben nur Antelopen und Strauße."

Achtzehntes Kapitel.

Abreise von Guinea. Das grüne Vorgebirge. Die Barbarei. Durch einen Sturm werden wir nach den Azoren verschlagen.

Wir hatten ohngefähr ein halbes Jahr recht glücklich unter den gutmüthigen Negern gelebt: als ihr Oberhaupt starb. Der Volksrath schritt sogleich zu der Wahl eines neuen Oberhauptes; und ihr könnt euch denken, wie ich erschrack, als ich erfuhr, daß die Wahl einstimmig auf mich gefallen sey. So wenig angenehm mir die neue Würde auch war: so mußte ich sie doch, wollte ich die Neger nicht beleidigen, freudig anzunehmen scheinen. Vielleicht, dachte ich auch, kannst du in derselben unter den

Negern manches Gute ſtiften; ihre Wahl iſt das Werk der Vorſehung, die jederzeit weiſe Zwecke hat, wenn ſie uns auch in Labyrinthe zu verwickeln ſcheint.

Das Zutrauen, welches die Neger ſchon früher zu mir gezeigt hatten, berechtigte mich zu der Hoffnung, daß ſie meinen Einrichtungen, die ich, als ihr ſelbſt gewähltes Oberhaupt nunmehr treffen würde, nicht entgegen ſeyn würden. Ich fing meine Regierung damit an, daß ich, da ſie noch *Götzendiener* waren, vernünftigere religiöſe *Begriffe* unter ihnen zu verbreiten ſuchte. Aber bald ſahe ich, daß ich mit meiner Reformation noch viel zu früh kam, und daß ich mir dadurch den Haß der Prieſter zuzog, die einen ſehr großen Einfluß auf das ganze Volk hatten; und es währte nicht lange, ſo erfuhr ich von einigen Getreuen, daß von ihren Prieſtern ein Anſchlag auf mein Leben gemacht ſey; wirklich wurde ich auf einmal von einem Haufen Negern in meinem feſten Schloſſe angegriffen. Der Angriff gelang ihnen zwar übel, denn ſie wurden mit einem großen Verluſte zurückgeſchlagen und

hart bestraft: indessen hatte mir diese Meuterei, welcher leicht noch mehrere folgen konnten, das Regieren höchst zuwider gemacht, und ich sehnte mich herzlich wieder von meinem Negerthrone herab. Auf einmal hörte ich, daß Schiffe an der Küste angekommen wären. Von ihnen hoffte ich, aus meiner königlichen Sklaverei erlöst zu werden; und ich säumte daher keinen Augenblick, einige getreue Neger nach dem Strande zu schicken, um nähere Erkundigung einzuziehen. Ein Brief, den ich an den Befehlshaber der Schiffe mitgab, benachrichtigte diesen von meinem Verlangen, mit ihm nach Europa zurückzugehen.

Die Neger kamen zurück, bestätigten die Anwesenheit mehrerer Schiffe, und brachten auch einen Brief des Kapitäns mit, worin er mir die Versicherung ertheilte, daß er uns recht gern mitnehmen wolle, wenn wir uns bald an der Küste einfänden. Ohne Verzug gingen wir nun, ich und Rackowitz mit unsern Weibern und Bedienten, und mit einer Bedeckung von treuen Negern nach der Küste ab; auch der Italiäner begleitete uns. Der

Befehlshaber der Schiffe (es waren französische) nahm uns sehr gut auf, und wir gingen sogleich an Bord. Unsere Neger hatten sich unsere Reise nur als eine Handelsreise gedacht; und schienen daher sehr betrübt, als sie unsere Absicht erkannten, und als wir sie reichlich beschenkt, nach ihrem Vaterlande zurückschickten. Die Negerin meiner Frau ließ sich jedoch durchaus nicht bewegen, mit ihren Landsleuten zurück zu gehen, sondern blieb bei uns. —

Schon am andern Morgen lichteten wir die Anker, und nach ein Paar Tagen kamen wir auf der Höhe der Inseln des grünen Vorgebirges an. Das grüne Vorgebirge hat seinen Namen daher erhalten, weil seine Bäume und Gesträuche ihre grünen Blätter niemals ablegen, und weil das ganze Gestade den vorüberfahrenden Schiffern stets mit einem frischen Grün bedeckt erscheint.

Die Inseln des grünen Vorgebirges liegen demselben gerade gegenüber, sind aber bei weitem nicht so angenehm. Sie gehören den Portugiesen, die sie gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts entdeckten, und

werden von chriſtlichen Negern bewohnt. Die Hitze iſt hier unerträglich, und die Luft ſehr ungeſund. Da es daſelbſt nur ſelten regnet: ſo iſt der Boden ſo heiß, daß man kaum darauf gehen kann. Bisweilen wehet aber ein äußerſt kalter Nordwind, der häufige Erkältungen verurſacht, wenn man ſich nicht gehörig dagegen verwahrt. Die Portugieſen haben auf denſelben Zuckerrohr und Weinreben angepflanzt, und der Wein wird hier zweimal im Jahre reif. Hornvieh giebt es wenig; aber viele Eſel, welche häufig nach den engliſchen Kolonien in Amerika ausgeführet werden. Ein vorzüglicher Reichthum des Landes ſind die Salzgruben, und eine Menge Schildkröten, die man einpökelt und weit verſchickt. —

Wir ſetzten unſere Fahrt immer nördlich in einiger Entfernung von der barbariſchen Wüſte fort, und kamen endlich in die Nähe der kanariſchen Inſeln, die wir links liegen ließen.

Von den kanariſchen Inſeln erzählte mir ein Offizier folgendes. „Die Kaſtilier entdeckten ſie gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts, und nahmen ſie nach einiger

Zeit auch in Besitz. Die nördlichsten, Madeira und einige kleinere Inseln, gehören jetzt den Portugiesen. Madeira erhielt ihren Namen von den ersten Entdeckern wegen des vielen Holzes, welches sie hier fanden. Man hat nach der Zeit Zuckerplantagen daselbst angelegt: sie sind aber größtentheils wieder eingegangen, und der prächtige Madeira-Wein ist gegenwärtig das Hauptprodukt der Insel.

Die südlicher liegenden spanischen Kanarien, die man sonst auch die glücklichen Inseln nannte, bringen gleichfalls einen vortrefflichen Wein hervor. Sie haben ein sehr glückliches Klima und einen äußerst fruchtbaren Boden. Getraide, Zucker, Obst, allerlei Südfrüchte werden daselbst im Ueberfluß gewonnen. Auch giebt es hier große Heerden großes und kleines Vieh, und einen Ueberfluß an Fischen. Die Wälder sind mit allerlei Geflügel und Singvögeln angefüllt, von welchen die sogenannten Kanarienvögel auch zu uns gebracht worden sind. Man zählt diese Inseln überhaupt zwölf: aber nur sieben davon sind bewohnt. Die westlichste derselben

die Insel Ferro, durch welche wir uns die erste Linie vom Südpol nach dem Nordpol gezogen denken, die wir den ersten Meridian nennen, von welchem wir die Längengrade, deren wir von Abend gegen Morgen rund um die Erde herum 360 annehmen, zu zählen anfangen. Doch ist dieser Meridian nicht von allen Nationen als der erste angenommen; und z. B. die Holländer fangen ihre Längengrade von Pik (Spitzberge) auf Teneriffa an zu zählen. Teneriffa liegt etwas östlicher, und der Pik gehört unter die höchsten Berge der Welt; sein Gipfel reicht bis in die Wolken, und ist 11,424 pariser Fuß über die Meeresfläche erhoben. Wenn der Himmel heiter ist, kann man ihn wohl 20 deutsche Meilen weit sehen. —

Indessen hatten wir uns der barbarischen Küste genähert; und der Italiäner erinnerte sich mit Schmerzen an die Tage, welche er dort in der Sklaverei verlebt hatte. Er war mit seinem mauriſchen Herrn mehrere Theile der Barbarei durchreiset, und konnte

uns daher ziemlich genaue Nachrichten von derselben mittheilen.

Die Barbarei hat ihren Namen von den Barbarn, einem Volke erhalten, welches den nördlichen Theil von Afrika schon zu der Zeit bewohnte, als die Araber von Religionseifer angetrieben, auch hier eindrangen, und die Religion Mahomets zu verbreiten suchten. Hierauf blieb sie einige Zeit unter der Herrschaft der Chalifen: bis sich endlich aus den Trümmern des großen Chalifats auch hier besondere Staaten bildeten, die theils ganz souverän sind, theils aber die Oberherrlichkeit des türkischen Großherrn anerkennen.

Der westlichste Theil begreift die Staaten von Fetz und Marokko, welche beide unter einem Könige stehen, der sie mit der größten Willkühr beherrscht.

Die Stadt Marokko ist die eigentliche Residenzstadt des Königs: aber jetzt sehr verwüstet; sie zählt nur noch 25,000 Einwohner. Der Sage nach sollen es hier die Christensklaven vorzüglich schlimm haben; sie werden nehmlich des Nachts in Souterrains eingesperrt, die

mit

mit einer eisernen Fallthür verschlossen sind; ihre Kost ist sehr schlecht und kärglich, und die Arbeit, die man ihnen auflegt, unerträglich schwer. —

Das platte Land ist sehr fruchtbar, und man ärntet mehrentheils zweimal des Jahres. Wein, Obst, Honig, Wachs, Seide, Wolle, Gummi, Zucker, Indigo und Getraide wächst hier sehr gut. Getraide baut man so überflüssig, daß man es lange nicht alles verbrauchen kann. Man verwahret den Ueberfluß in Gruben, und gewöhnlich hat man davon einen Vorrath auf fünf Jahre hinaus. Doch giebt es noch viele Gegenden, die gar nicht angebauet sind. Die Einwohner des marokkanischen Staates sind theils Araber, theils Juden, Neger und Berbern. Die meisten Araber leben unter Zelten, die sie bald hier, bald dort aufschlagen, wo sie eben die beste Weide für ihre Heerden finden. Sie geben die beste marokkanische Reiterei. Die Berbern, welche man als die Urbewohner der Barberei oder Berberei ansiehet, sind nie völlig unterjocht worden; sie haben sich in

die Gebirge des Atlas zurückgezogen, und führen dort eine nomadische Lebensart. Man will behaupten, daß sich bei ihnen noch Spuren von den karthagischen Sitten und von der karthagischen Sprache finden. —

Das Königreich Fetz hat dieselben Bewohner, wie Marokko, und bringt auch dieselben Produkte hervor; ja man hält es für noch fruchtbarer und überhaupt für eine der reichsten Provinzen in Afrika. Demohngeachtet ist wohl die Hälfte des Bodens unbebaut, woran die Faulheit der Mauren und der Despotismus der Regierung Schuld ist. Ganze Strecken liegen wüste, und selbst in der Nähe der Hauptstadt Fetz siehet man weit und breit keinen Baum.

Die Stadt Fetz gehöret unter die größten und schönsten afrikanischen Städte. Sie hat viele schöne Gebäude, in deren Höfen die reichen Mauren meist prächtige Springbrunnen halten, deren Wasser in marmorne Becken fällt, und welche rund um mit Zitronen- und Orangenbäumen besetzt sind. Hier pflegen sie sich bei der drückenden Hitze im Sommer ab-

zählen. Die Stadt hat viele Manufakturen in Seide, Wolle und Saffian; sie treibt einen ansehnlichen Karawanenhandel, und besitzt eine gelehrte arabische Schule nebst einer vorzüglichen Bibliothek. Unter den dasigen Moscheen zeichnet sich besonders eine an Größe und an Pracht aus; sie ruhet auf 1500 starken Pfeilern von dem schönsten weißen Marmor.

Das marokkanische Gebiet schließt auch einige Theile des mehr südwärts liegenden Landes Biledulgerid (d. i. Dattellandes) ein, und erstreckt sich bis in die barbarische Wüste Sahara. —

Außer dem Staate von Marokko befinden sich noch einige Freistaaten auf der nordafrikanischen Küste, welche man die barbarischen Freistaaten zu nennen pflegt, und welche sämmtlich unter türkischer Oberhoheit stehen. —

Der westlichste dieser Freistaaten ist Algier. Er hat eine militärisch-republikanische Verfassung, an deren Spitze ein Dey steht, welcher von der Armee, die aus lauter geworbenen Türken besteht, gewählet wird.

An seiner Seite leitet der Diwan, welcher die vornehmsten Offiziere ausmachen, die Geschäffte des Staates, und alle Aemter, Militär- und Civilämter werden von Kriegsbedienten bekleidet. Das Gebiet von Algier ist ohngefähr 9000 Quadratmeilen groß, hat ein vortreffliches Klima, und ist in manchen Gegenden außerordentlich fruchtbar. Getraide, Südfrüchte, vortreffliche Melonen und Weintrauben von ungeheurer Größe, an Weinstöcken, die ein Mann kaum umklaftern kann, wachsen hier sehr reichlich; die Viehzucht, besonders die Pferdezucht, ist gut, und hier und da giebt es sehr ergiebige Salzgruben. Manche Gegenden, besonders die am Atlas, sind dagegen sandig, dürre und unfruchtbar.

Die Stadt Algier, welche in Europa ihrer Seeräubereien wegen übel berüchtiget ist, liegt am Abhange eines Berges, von welchem sie in Gestalt eines Amphitheaters nach dem Hafen herabläuft. Sie ist ziemlich stark befestigt, und zählet gegen 90,000 Einwohner. Die Straßen der Stadt sind so schmal, daß kaum zwei Personen neben einander gehen kön-

nen, dadurch hat man aber Schutz vor der brennenden Sonnenhitze. Die Häuser sind meist massiv und haben alle platte Dächer, auf welchen die Bewohner Abends der frischen Luft genießen. An den meisten Häusern sind große Höfe, um welche Gallerien laufen. Unter die vorzüglichsten Paläste gehören die Residenz des Dey's und des Pascha's, den der Großherr hierher sendet. Durch eine große Wasserleitung wird die ganze Stadt mit dem nöthigen Wasser versorgt, und überall sieht man warme Bäder, welche Sitten und Religion dem Morgenländer so nöthig machen.

Die Algierer leben im Ganzen sehr einfach. Ihre schönsten Zimmer haben kaum einen Teppich; in vielen liegen nur Binsenmatten oder Decken von Palmblättern. Ihre Speisen setzen sie nicht auf den Tisch, sondern auf eine ähnliche Matte; Gabeln kennen sie nicht, und hölzerne Löffel sind ihr einziges Tischgeräthe. Man hat die Algierer beschuldigen wollen, daß sie ihre Christensklaven mit vieler Härte behandelten, damit sie dem Christenthum untreu werden und zum Islam übertreten möchten: es ist

dies aber eine leere Beschuldigung: vielmehr sind die Renegaten (das sind Christen, welche zur mahometanischen Religion übergetreten sind) bei ihnen sehr verachtet. Die Juden, deren es in Algier sehr viele giebt, sind fast das einzige Volk, welches in Algier mehrere Aeußerungen der Geringschätzung ertragen muß: aber doch haben sie ihre Synagogen.

Der innere Theil des algierischen Gebietes wird von verschiedenen mauriſchen und arabischen Stämmen bewohnt, welche meist als Nomaden unter Zelten leben, und sich nur von der Viehzucht nähren. Die Araber leben jedoch etwas besser, als die Mauren; auch herrscht mehr Kultur unter ihnen.

In Osten von Algier liegt der Freistaat Tunis mit der Hauptstadt gleiches Namens. Auch er gehört zu den Raubstaaten, welche den christlichen Europäern, wenn sie sich nicht durch jährliche Geschenke davon loskaufen, in dem Mittelmeere beständig den Krieg machen. — Tunis hat eine ähnliche Verfassung wie Algier, und steht gleichfalls unter türkischem Schutze. Das Gebiet dieses Freistaates beträgt

etwa 3400 Quadratmeilen, und hat meist guten Boden, welcher viel Getraide, wie die vortrefflichsten Südfrüchte und Wein hervorbringt. Der Wein, welchen die Christensklaven aus den schönen Trauben pressen, wird auch von denselben an die Türken und Mauren verkauft: ob es gleich gegen ihr Gesetz ist, Wein zu trinken. Das Klima und die Luft sind sehr gesund, und die Pest, welche auf der Nordküste von Afrika sonst häufig einkehrt, bricht hier sehr selten aus. Man behauptet, daß die Reinheit der Luft und die Gesundheit des Landes vorzüglich durch die aromatischen Gewächse, Myrten und Rosmarien u. dergl. m., welche man hier statt des Brennholzes benutzt, bewirkt werde: denn sonst möchten die Ausdünstungen der benachbarten Sümpfe der Gesundheit doch wohl nachtheilig werden.

Die Stadt Tunis liegt nicht weit vom Mittelmeere, und hat einen sehr schönen Hafen, Golette. Die Anzahl der Häuser, welche aber sämmtlich nur eine Etage und platte Dächer haben, steigt über 20,000, und der Einwohner mögen jetzt ohngefähr 150,000 seyn, wiewohl

sonst gegen 300,000 hier wohnten. Türken, Mauren, Araber, Juden, Christen, Renegaten machen die Einwohner von Tunis aus. Die hiesigen Mauren und Araber zeichnen sich vor den übrigen Bewohnern der nordafrikanischen Küste durch gute Sitten und durch ihren Kunstfleiß aus. Es giebt daher auch bedeutende Manufakturen von Linnen, Seide und Wolle in Tunis. Die letzte kömmt aus Spanien, und es werden meist Mützen daraus verfertiget. Außer dem Seehandel wird auch ein wichtiger Karawanenhandel in das Innere von Afrika getrieben. Nicht weit von Tunis stand ehemals die berühmte Stadt Karthago, welche mit der Republik Rom um die Weltherrschaft kämpfte, aber trotz der Anstrengungen ihres großen Generals, des Hannibal, der selbst Rom in Schrecken setzte, endlich im Kampfe unterlag, und von Grund aus zerstöret wurde. Jetzt sieht man kaum noch einige Trümmern davon. —

Noch weiter östlich liegt endlich der dritte der barbarischen Freistaaten, Tripoli. Er hat dieselbe Verfassung, wie die vorigen, steht

gleichfalls unter türkischer Hoheit, und ist, wie jene, in Kriegszeiten dem Großherrn zur Stellung einiger Kriegsschiffe verpflichtet. Der Grund und Boden ist hier lange nicht von so guter Beschaffenheit, wie in Tunis; er ist fast überall sandig, und beinahe ganz unfruchtbar, besonders nach der Wüste Barka hin, die zum Theil auch zu dem tripolitanischen Gebiete gehört, und sich von der Küste an tief ins Land erstreckt. Die Hauptstadt Tripoli liegt gleichfalls am Meere, und hat auch einen ziemlichen Hafen: ist aber im Rücken mit ungeheuern Sandfeldern umgeben. Einige Manufakturen in Korduan und die hiesigen warmen Bäder sind das einzige, was in der großen, weitläuftigen, aber schlecht bewohnten Stadt merkwürdig ist. Doch wird von hier aus ein ziemlicher Handel in das Innere von Afrika getrieben; und diesen Karawanen allein, welche von den barbarischen Staaten aus bisweilen nach dem innern Afrika abgehen, haben wir die wenigen Nachrichten über dasselbe zu verdanken.

So viel erzählte uns der Italiäner von der Beschaffenheit der Nordküste von Afrika, um

welche wir eben herumbogen, um durch die Meerenge von Gibraltar nach Toulon oder nach Marseille *) zu steuern.

Ich gedachte, alsdann meine Reise über Lyon **) nach Deutschland fortzusetzen. Aber als wir durch die Meerenge von Gibraltar ***) seegeln wollten: erblickte der wachthabende Mastrose auf dem Mast noch in weiter Entfernung ein Schiff, welches wir durch unsere Fernröhre

*) Zwei französische Städte an der Küste des mittelländischen Meeres; die erste mit einem großen sichern Kriegshafen; die zweite (mit 90000 E.) aber eine sehr wichtige Handelsstadt mit einem Hafen für Handelsschiffe, wo der Hauptsitz des französischen Handels nach der Türkei und nach Asien ist.

**) Lyon an der Rhone, die wichtigste Stadt nach Paris in Frankreich mit 90,000 Einwohnern und 8000 Häusern und den wichtigsten Manufakturen in Seide, Gold und Silber, Stickereien u. s. w.

***) Gibraltar, eine unbezwingliche Felsenfestung auf der südlichsten Spitze von Spanien, Afrika gegen über, die der Meerenge, wodurch Spanien von Afrika getrennt wird, den Namen giebt. Die Engländer eroberten Gibraltar 1704 mit leichter Mühe, und keine Gewalt hat es ihnen bis jetzt wieder entreißen können.

sehr bald für ein englisches erkannten. Es schien auch uns bemerkt zu haben, denn es segelte schnell auf uns zu; und da wir denselben nichts Gutes zutrauten, so steuerten wir westwärts, und setzten alle Seegel bei, um, wo möglich, einen spanischen Hafen zu gewinnen. Wir verließen also die afrikanische Küste; der Wind war uns günstig, unser Schiff ein guter Seegler; und wir verloren daher das englische Schiff, welches uns nicht einholen konnte, bald aus dem Gesichte.

Kaum hatten wir angefangen, uns der Freude über unsere Befreiung zu überlassen: als sich der Himmel plötzlich mit Wolken überzog, die uns eine viel größere Gefahr drohten. Es währte nicht lange: so erhob sich ein fürchterliches Ungewitter mit einem Orkan, wie er mir auf meinen weiten Seereisen noch nicht vorgekommen war. Das Meer ging ungeheuer hoch, und immer schlugen die Wellen über dem Verdeck zusammen. Das Schiff ward bald in die Wolken erhoben, bald in den Abgrund gestürzt. Alles schrie, wir sind verloren, wenn der Sturm nicht bald nachläßt. Wir

waren ganz von unserer Bahn abgekommen; und während der Sturm am andern Tage noch eben so fortwüthete, wußten wir gar nicht mehr, wo wir uns befanden. Das Schiff hatte unterdessen einen starken Leck bekommen. Das Wasser drang in Strömen ein; unsere Kräfte waren von dem anhaltenden Pumpen ganz erschöpft; und wir erwarteten alle Augenblicke, daß das Schiff sinken würde. Da warfen wir die Schaluppe ins Meer, und nun suchte sich darein zu retten, wer konnte. Ich nahm meine Frau und Schwägerin nebst Rackowitz, und zog sie in die schon übermäßig besetzte Schaluppe. Einige Zeit ging alles gut, und wir wurden auch in der Entfernung schon Land gewahr: auf einmal trieb aber der Sturm gerade eine Welle gegen uns an, die sich über die Schaluppe herstürzte, und uns sämmtlich in den Abgrund riß. Was nun weiter mit mir vorgegangen ist, weiß ich nicht. So viel kann ich mich noch erinnern, daß ich, als die Schaluppe umstürzte, meine Frau in den Armen hielt, und mit ihr zugleich in den Abgrund sank.

Die Vorsehung wollte, daß ich auch dies mal wieder gerettet werden sollte. Die Wellen hatten mich nach dem Lande zu getrieben, welches wir schon in der Ferne sahen; hier fingen

nich einige gutherzige Fiſcher auf, die eben n dem Strande waren, als mich die Fluth nſchwemmte, und brachten mich wieder ins eben. Von meiner Frau, wie von meinen brigen Freunden, oder von einem andern örper hatten ſie aber nichts geſehn; und ich efand mich alſo ganz allein unter dieſem frem en Volke, deſſen Sprache und Sitten mir war nicht bekannt waren, von welchem ich aber iele Beweiſe des Wohlwollens und der Gaſtreundſchaft erhielt. Endlich vernahm ich einige verſtümmelte portugieſiſche Worte; ich verſtand twas portugieſiſch, und ſuchte mich nun meinen neuen Freunden ſo viel, wie möglich, verſtändlich zu machen. Jetzt erfuhr ich, daß ich mich auf einer der azoriſchen Inſeln, und zwar auf der Inſel Tercera befand, welche die Portugieſen in der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts entdeckten, und da ſie unbewohnt waren, mit Koloniſten beſetzten. Die Inſeln liegen unter einem ſehr ſchönen Himmel, und haben ein ſo gemäßigtes Klima, daß man den Winter gar nicht ſpürt. Sie bringen vortreffliches Obſt, ſchönen Wein, reichliches Getraide, und überhaupt alle europäiſche Früchte ſehr reichlich hervor. Alles dies hatte ich während meines hieſigen Aufenthaltes zu beobachten Gelegenheit genug. Denn obgleich die europäiſchen Schiffe,

welche aus Amerika zurückkehren, häufig hier anlegen: so ließ sich doch lange Zeit hindurch keins derselben sehen; und ich verging bald vor Ungeduld und vor Traurigkeit über den Verlust meiner Frau und meiner Freunde, den mir die Gutmüthigkeit der Bewohner nicht zu ersetzen vermochte.

Endlich legte ein Schiff an meiner Insel an, um süßes Wasser einzunehmen. Es war zu meiner großen Freude ein französisches Kauffartheischiff: aber es ging nach Westindien; und meine Hoffnung, auf demselben nach Europa zurückzukehren, war also vergebens. Der Kapitän, dessen Bekanntschaft ich gesucht und gemacht hatte, beklagte mich aufrichtig wegen meines traurigen Geschicks; und bat mich, ihn nach Westindien zu begleiten. Da ich nun jetzt ganz von mir abhing, in Europa nicht viel zu verlieren hatte, und mein Glück vielleicht in Amerika machen konnte; und da mir überdies, weil ich den Verlust meiner Frau noch immer nicht vergessen konnte, Zerstreuung sehr nöthig war, die ich in der Gesellschaft des humoristischen Kapitäns und seiner muntern Schiffsgesellschaft zu finden hoffte: so entschloß ich mich kurz, und fuhr mit nach Amerika. —

Amerika.

Neunzehntes Kapitel.

Ueberfahrt nach Amerika. Mein Aufenthalt auf den westindischen Inseln, von welchen ich nach Boston gehe.

Während ich mich auf der Reise nach Amerika befand, beschäfftigte ich mich mit dem großen Entdecker dieses Erdtheils. Christoph Colon oder Columbus, aus einem unbedeutenden Dorfe ohnweit Genua gebürtig, der sich von seiner Jugend an mit der Stern- und Schiffahrtskunde beschäfftiget hatte, war schon früher von dem Daseyn der neuen Welt überzeugt, ehe er sie noch entdeckte. Er trug seine Ueberzeugung seinen Landsleuten, den Genuesern, wie auch den Königen von England und Portugal vergeblich vor; endlich fand

er bei den Königen von Spanien, Ferdinand und Isabelle, Gehör. Diese gaben ihm zu der Entdeckungsreise drei kleine Fahrzeuge, mit welchen er im August 1492 in See stach. Schon lange war er auf dem Meere herumgeirrt, hatte mancherlei Mühseligkeiten ertragen, und mußte endlich sogar erfahren, daß sich seine Matrosen empörten, und ihn als einen Betrüger ins Meer zu werfen droheten. Durch vieles Bitten erlangte er von ihnen noch drei Tage Frist; dann versprach er mit ihnen nach Spanien zurückzugehen, oder sich ganz ihrer Willkühr zu überlassen. Mehrere Merkmale zeugten indeß von der Nähe irgend einer Insel oder des festen Landes. Er irrte sich auch nicht: denn bald entdeckte man eine lange, flache Insel, die von nackten Wilden bewohnt war, welche sich nicht genug über die Spanier, über ihre Schiffe, über ihr Feuergewehr u. s. w., wundern konnten, aber sich sehr bald mit ihnen verstanden. Ob nun gleich dem Columbus die Ehre gebühret hätte, daß der neu entdeckte Erdtheil nach ihm, als dem Entdecker, vielleicht Columbia genannt

worden wäre: so ward er doch von seinen undankbaren Zeitgenossen dem Florentiner Amerigo Vespucci nachgesetzt, welcher erst späterhin dahin kam, und dem Lande den Namen Amerika gab. —

Nach einer kurzen und sehr glücklichen Fahrt kamen wir in der Nähe der Insel Martinique an. Dies ist eine der vorzüglichsten unter den sogenannten kleinen Antillen, die sich in einem Halbzirkel von Terra firma bis nach dem mexikanischen Meerbusen herumziehen. Diese Inseln haben ein sehr heißes Klima, welches indessen durch die häufigen Seewinde sehr gemäßiget wird. Die Nächte sind aber meist sehr feisch. Einen Winter kennet man hier fast gar nicht; die Bäume behalten ihre grünen Blätter das ganze Jahr hindurch; und man würde die Jahrszeiten gar nicht unterscheiden können, wenn es nicht eine Zeit lang sehr trocken wäre, und zu einer andern unaufhörliche Regengüsse fielen. Die Urbewohner dieser Inseln, die Caraiben, von welchen sie auch bisweilen noch die caraibischen Eilande genannt werden, haben den

Europäern größtentheils weichen müssen. Spanier, Franzosen und Engländer sind gegenwärtig im Besitz dieser Inseln; die erstern rotteten die Urbewohner mit Gewalt aus, die letztern behandelten sie mit mehr Menschlichkeit: alle haben aber nach und nach ganze Heerden Neger von der afrikanischen Küste herübergeschleppt, durch welche sie ihre Ländereien bearbeiten lassen. —

Indessen trifft man auf diesen Inseln noch viele jener alten Einwohner, die jetzt in ziemlich guten Vernehmen mit den Europäern stehen: aber durchaus ihre Oberherrschaft nicht anerkennen. Sie lieben die Freiheit unaussprechlich, und gehen fast beständig bewaffnet. Ihre Waffen sind Bogen und vergiftete Pfeile, oder auch nur große Messer und Keulen. Ihre Häuser sind bloße Löcher, in welchen sie ein Paar Pfeiler aufrichten, um ihre Hamaks daran zu hängen. Diese Hamaks bestehen aus grobem baumwollenen Zeuge, welches ihre Weiber aus freier Hand, ohne einen Weberstuhl, verfertigen. Die Männer sind nicht weniger geschickt; unter andern machen sie ein vortreff-

liches wasserdichtes Tuch; sie machen verschiedene Arten Canots, und wissen sie auch sehr geschickt zu führen. Stürzt ja eins dieser Canots um: so sind sie deshalb nicht in Verlegenheit, denn sie schwimmen ungemein fertig und gut.

Die Gesichtsfarbe dieser Wilden ist nicht wohl zu unterscheiden: denn sie bemalen sich beständig mit einer rothen Farbe, die sie aus einem Baume (Roucou oder Anotto) ziehen, und mit Oel vermischen. Es mag seyn, daß es die Mode bei ihnen so will: aber gewiß leistet ihnen das Bemalen ihres Körpers, den sie bis auf einen Schurz ganz nackt tragen, sehr gute Dienste gegen die Stiche der Mouskito's, welche hier einheimisch sind, und besonders die Europäer, die sich nicht auf die angeführte Weise anstreichen, entsetzlich plagen.

Die Caraiben zeichnen sich alle durch eine sehr platte Stirn aus: doch haben sie dieselbe nicht von Natur; sondern weil sie eine solche Stirn für eine Schönheit halten, so binden sie ihren Kindern bald nach der Geburt ein

Stück Bret auf, wodurch die Stirn so breit gedrückt wird. —

Die Insel Martinique, wo sich die Franzosen zuerst Kolonien anlegten, mag ohngefähr 9 Meilen lang seyn, und überhaupt etliche 20 Meilen im Umfange haben. Gegenwärtig ist sie ziemlich bevölkert (74,000 Neger, 10,000 Weiße): ob sie gleich viele Berge hat, deren Gipfel mit undurchdringlichen Wäldern bedeckt sind. Die Flüsse, welche auf diesen Gebirgen entspringen, sind im Grunde nur unbedeutende Bäche: kaum hat es aber ein Paar Stunden geregnet, so entstehen die reißendsten Ströme daraus. Wie auf den übrigen Antillen baut man auf Martinique viel Zuckerrohr, Indigo, Baumwolle, Cacao u. s. w. Der Kaffee wird jetzt so allgemein daselbst gebauet, daß mehrere Pflanzer die Zuckerplantagen eingehen ließen, und an ihrer Statt den einträglichern Kaffeebaum pflanzten. Auch gewinnt man vielen und guten Tabak. Dagegen wächst hier nicht viel Getraide, und aus den Trauben läßt sich kein Wein machen. Diese Lebensmittel und eine Menge gesalzenes Fleisch

erhielt Martinique aus Europa. Fische und Schildkröten giebt es dagegen am Strande überflüssig; auch eine Art Krebse, oder Krabben, welche von den Negern häufig genossen werden. — Wie in allen warmen Ländern giebt es hier auch mehrere Gattungen Schlangen, deren Biß tödtlich ist. —

Nächst Martinique gehören die Inseln Dominique, Guadeloupe, Antigua, St. Kitts, St. Eustach, Tabago, Trinidad und noch mehrere zu den kleinen Antillen, welche mit Martinique einerlei Produkte hervorbringen, und jetzt sämmtlich in der Gewalt der Briten sind, die sie meist in dem gegenwärtigen Seekriege nach und nach erobert haben.

Mit einem spanischen Schiffe ging ich nach einiger Zeit nach Portoriko. Diese Insel gehört zu den großen Antillen, und stehet unter spanischer Herrschaft. Ihre Größe ist beträchtlich: denn sie ist gegen 20 Meilen lang, und wohl 8 Meilen breit, und die Anzahl der Einwohner steigt an 100,000 Menschen. Sie ist sehr fruchtbar, gesund und angenehm mit

abwechselnden Hügeln und Thälern, Wiesen und Wäldern, Flüssen und Feldern. Baumwolle und Tabak, nebst den andern westindischen Erzeugnissen sind ihre vorzüglichsten Produkte. Auch werden sehr viel rohe Häute ausgeführt: indem es in den Wäldern viele wilde Ochsen und Kühe giebt, welche dieses Produkt liefern. Die Insel gehört zu den ersten Entdeckungen von Columbus selbst, wie auch

Die Insel St. Domingo, der er anfänglich den Namen Hispaniola gab. Auch diese besuchte ich. Diese große Insel (sie ist 80 Meilen lang und 15 Meilen breit), gleichfalls eine der großen Antillen, war, als sie von Columbus entdeckt wurde, in viele kleine Reiche getheilt, deren Oberhäupter Caziken hießen. Columbus wußte die Freundschaft eines dieser Caziken zu gewinnen, und tauschte nun von dessen Unterthanen viel Gold gegen allerlei werthlose Kleinigkeiten ein. Er baute auch ein kleines Fort, worin er 36 Mann Besatzung mit Artillerie und Munition zurück ließ, als er nach Spanien zurückseegelte. Als er aber wieder nach St. Domingo kam: fand

er mit großer Betrübniß, daß sein Fort zerstört und kein Spanier mehr zu sehen war. Die schlechte Aufführung derselben und die Gewaltthätigkeiten, welche sie sich gegen die Eingebornen erlaubt hatten, brachten diese gutmüthigen Menschen endlich so auf, daß sie mit Uebermacht das Fort angriffen, eroberten, und die ganze Besatzung niedermachten. Seit dieser Zeit wurden sie auch die abgesagtesten Feinde der Spanier. In ganzen Schwärmen griffen sie wiederholt die Spanier an: aber erschrocken flohen sie wieder, als diese ihre Gewehre auf sie abfeuerten, und auf Pferden — Thieren, welche ihnen ganz unbekannt waren — auf sie ansprengten. In kurzer Zeit war die ganze Insel erobert, und die Spanier erbauten nun die Stadt St. Domingo, von welcher in der Folge die ganze Insel den Namen erhielt.

Nach Columbus, der jetzt nach Spanien gerufen wurde, kamen mehrere spanische Statthalter nach einander auf die Insel, welche die unglücklichen Einwohner mit der raffinirtesten Grausamkeit behandelten, und ihren Soldaten

allen Muthwillen gegen dieselben gestatteten. Man vertheilte die Eingebornen wie Sklaven unter die Soldaten; man trennte die Männer von ihren Weibern, die Kinder von den Aeltern. Die Weiber mußten das Feld bauen, die Männer zwang man, in den Bergwerken zu arbeiten. Durch diese Mißhandlungen verringerten sich diese Unglücklichen nach und nach so sehr, daß sie fast ausgerottet wurden. Ehe die Spanier nach Domingo kamen, sollen 20 Millionen Indianer darauf gelebt haben; und sie besaßen es noch nicht zwanzig Jahre, so sahe man fast keinen derselben mehr.

Aber diese Grausamkeiten blieben nicht unbestraft, und die Vorsehung rächte das Blut jener Indianer auf die Art, daß sie einen Haufen Abentheurer erweckte, welche den Spaniern viele Jahre lang alles mögliche Unheil zufügten. Diese Abentheurer, meist Franzosen und Engländer, siedelten sich auf der nördlichen Küste der Insel an, die damals fast ganz verlassen war. Hier fanden sie eine Menge Schweine und Ochsen, welche von den Spa-

tiern zahm nach der Inſel gebracht worden waren, ſich in die Wälder verlaufen hatten, und in den Stand der Wildheit zurückgetreten waren. Die Jagd dieſer Thiere war ihre erſte Beſchäfftigung. Sie verkauften ihre Häute entweder roh, oder trockneten ſie an der Sonne oder am Rauchfeuer, woher ſie anfänglich Boucaniers (Jäger) genannt wurden. In der Folge ſtand ihnen dieſe Lebensart nicht recht mehr an, und ſie trieben nun Seeräuberei; den meiſten Schaden thaten ſie aber immer den Spaniern. Sie zeigten auf ihren Streifzügen eine ungemeine Tapferkeit, und führten Dinge aus, die kaum zu glauben ſind. Mit einer elenden Barke griffen ſie öfters die größten Schiffe an, und eroberten ſie durch Entern. Der Handel der Spanier nach den amerikaniſchen Kolonien wurde durch ihre Räubereien faſt ganz vernichtet; und unter dem Namen Flibuſtier (Freibeuter) wurden ſie bald der Schrecken des ganzen weſtindiſchen Oceans. Ja, bald genug wagten ſie auch Angriffe auf das Gebiet der Spanier in Amerika; und eine Hand voll dieſer Flibus-

..ter nahm öfters beträchtliche Plätze weg, schlug ansehnliche Truppenkorps, und machte immer unermeßliche Beute. Da in dieser Zeit (1664) Frankreich mit Spanien im Kriege war: so erhielten sie von dem ersten Unterstützung an Truppen und Munition, worauf sie den König von Frankreich für ihren rechtsmäßigen Herrn erkannten. Auf diese Art entstand die französische Kolonie auf der Westseite von St. Domingo, die nach und nach beinahe die Hälfte der Insel begriff, bis endlich in dem letzten Frieden zwischen Frankreich und Spanien (1795) die ganze Insel an die erste Macht abgetreten wurde. Bis jetzt hat Frankreich aber nur Schaden davon gehabt: denn seit 1792 und 93 wütheten schreckliche innere Unruhen auf der Insel, wodurch die meisten Niederlassungen größtentheils ruinirt wurden. Die Neger, deren es in den französischen Antheile allein gegen 500,000 gab, zerbrachen ihre Fesseln, ermordeten oder verjagten ihre weißen Herren, und errichteten einen Freistaat, der aber bald in ein Kaiserthum umgewandelt, und das Kaiserthum von Hayti —

der ursprüngliche Name der Insel — genannt wurde. —

Man hält Domingo für die reichste und fruchtbarste westindische Insel. Sie ist bergig und hat viele Flüsse, welche zum Theil schiffbar sind; ihr Klima ist gemäßigt und gesund. Alle westindische Produkte gedeihen hier vortrefflich; doch nehmen Kaffee, Zucker, Indigo und Baumwolle den ersten Platz ein. Ueber die Fabrikation des Zuckers fand ich Gelegenheit, mich bei einem hiesigen Pflanzer näher zu unterrichten.

Das Zuckerrohr wird gewöhnlich fingersdick und gegen zehn Fuß hoch. Der Stengel hat viele Knoten, welche immer drei bis vier Zoll weit von einander abstehen, und Blätter, die abfallen, wenn das Rohr reif zu werden anfängt. Will man das Zuckerrohr fortpflanzen: so darf man nur ein Stück, welches sechs bis sieben Knoten hat, in die Erde legen; und in kurzer Zeit treibt dann jeder Knoten einen Stengel, der nach acht bis zehn Monaten abgeschnitten werden kann. Wenn das Zuckerrohr reif ist: so wird seine harte

glatte Rinde gelb, und der Saft schmeckt ungemein süß. Will man nun den Saft auspressen: so bringt man das abgeschnittene Rohr auf eine Mühle, welche aus zwei dicken Cylindern oder Trommeln, die über einander gesetzt sind, besteht, und welche, wenn man kein fließendes Wasser haben kann, durch Pferde oder Ochsen gedrehet werden. Zwischen diesen Cylindern wird das Rohr zermalmet und der Saft ausgepreßt. Hierauf läßt man den Saft in großen Kesseln einkochen; und wenn er zu einer gewissen Dicke eingekocht ist, so gießt man ihn in Töpfe oder in Formen, welche die Gestalt eines umgestürzten Kegels und in der Spitze ein Loch haben. Was von dem Safte nun noch flüssig ist, läuft durch das Loch ab, und giebt den Zuckersyrup, der die Stärke des Honigs hat, und woraus ein sehr gesunder Brantwein gemacht wird, den die Franzosen Tafia, die Engländer aber Rum nennen. Was aber in den Formen zurückbleibt, wenn der Syrup abgelaufen ist, wird ein grober brauner Zucker. Will man diesen reinigen: so bedeckt man die Formen mit einer weißen

in Wasser eingerührten Erde, welche nach und nach durch die Zuckermasse durchdringt, sie wäscht und weißer macht; und solcher Zucker heißt dann Rahzucker oder Farinzucker. Will man endlich den Zucker in Brode formen; so muß er ordentlich raffinirt werden; und nun kann man ihn, wie man will, mehr oder weniger weiß machen. —

Die Negersklaven, welche die Zuckerplantagen bearbeiten müssen, haben freilich ein trauriges Loos; sie erregten auch meine herzlichste Theilnahme. Sie müssen fast unmenschlich arbeiten, und das geringste Versehen derselben wird von den unbarmherzigen Sklavenaufsehern öfters sehr hart bestraft. Doch werden sie nicht überall gleich hart behandelt; und die Franzosen hatten von jeher den Ruhm, daß sie ihre Sklaven in den westindischen Plantagen am menschlichsten behandelten. Es waren auch schon längst bestimmte, sehr geschärfte Gesetze vorhanden, daß die Sklaven nicht getödtet oder verstümmelt werden dürfen. Dieselben Gesetze bestimmte auch die Lebensmittel, welche die Herren ihren Sklaven eine Woche

hindurch geben, und wie sie sie jährlich kleiden sollten; auch erlaubten sie den Negern, sich über die Härte und Grausamkeit ihrer Herren bei der Obrigkeit zu beschweren. Durch diese Gesetze wurde für den Unterhalt alter und schwacher Sklaven gesorgt: denn im Fall ein Herr wirklich so unmenschlich wäre, ihnen ihren Unterhalt zu entziehen sollen; sie ins nächste Hospital gebracht, und auf Kosten des Herrn verpflegt werden. Im Gegentheil verbieten diese Gesetze aber auch, daß sich die Sklaven mit Geld loskaufen: weil dies nur zu Betrug, Diebstahl und andern Verbrechen führen würde.

Dasselbe Schiff, auf welchem ich nach Domingo gekommen war, brachte mich auch nach der etwas nordwestlich gelegenen Insel Cuba, welche nur durch einen einige Meilen weiten Kanal von Domingo getrennt ist, und gleichfalls zu den großen Antillen gerechnet wird. Dies ist die größte aller westindischen Inseln: denn ihre Länge beträgt über 120 deutsche Meilen, und ihre größte Breite über 20 Meilen. Die Bevölkerung soll aber nur 300,000 Seelen, mit Einschluß der Neger betragen.

tragen. Eine Bergkette zieht sich der Länge nach durch dieselben hin; und ob sie gleich nicht so fruchtbar, wie Domingo ist, so bringt sie doch auch viele westindische Produkte, Apothekerwaaren, Wachs und einen Tabak hervor, der nach ihrer Hauptstadt Havanna, Havannatabak genannt und sehr geliebt wird. Sonst tragen die Gebirge auch einen großen Reichthum von Cedern- und Mahagoniholz. Bei der Stadt Havanna, die an der nördlichen Seite der Insel erbaut ist, und wohl 35,000 Einwohner zählt, befindet sich ein vortrefflicher Hafen, mit den schönsten Werften und Magazinen. Er ist der Hauptsitz der spanischen Schiffahrt in diesen Gewässern.

In Havanna lernte ich einen jungen Engländer kennen, welcher von Jamaika kam, und nach Boston gehen wollte. Wir wurden bald so gute Freunde, daß ich mich ihn zu begleiten entschloß; zumal da er mir versprach, die Kosten der Ueberfahrt zu tragen, und bei seinen Freunden in Boston für mein Unterkommen zu sorgen. Einmal wollte ich mein Glück in Amerika suchen: und wo konnte

abwechselnden Hügeln und Thälern, Wiesen und Wäldern, Flüssen und Feldern. Baumwolle und Tabak, nebst den andern westindischen Erzeugnissen sind ihre vorzüglichsten Produkte. Auch werden sehr viel rohe Häute ausgeführt: indem es in den Wäldern viele wilde Ochsen und Kühe giebt, welche dieses Produkt liefern. Die Insel gehört zu den ersten Entdeckungen von Columbus selbst, wie auch

Die Insel St. Domingo, der er anfänglich den Namen Hispaniola gab. Auch diese besuchte ich. Diese große Insel (sie ist 80 Meilen lang und 15 Meilen breit), gleichfalls eine der großen Antillen, war, als sie von Columbus entdeckt wurde, in viele kleine Reiche getheilt, deren Oberhäupter Caziken hießen. Columbus wußte die Freundschaft eines dieser Caziken zu gewinnen, und tauschte nun von dessen Unterthanen viel Gold gegen allerlei werthlose Kleinigkeiten ein. Er baute auch ein kleines Fort, worin er 36 Mann Besatzung mit Artillerie und Munition zurück ließ, als er nach Spanien zurücksegelte. Als er aber wieder nach St. Domingo kam: fand

er mit großer Betrübniß, daß sein Fort zerstört und kein Spanier mehr zu sehen war. Die schlechte Aufführung derselben und die Gewaltthätigkeiten, welche sie sich gegen die Eingebornen erlaubt hatten, brachten diese gutmüthigen Menschen endlich so auf, daß sie mit Uebermacht das Fort angriffen, eroberten, und die ganze Besatzung niedermachten. Seit dieser Zeit wurden sie auch die abgesagtesten Feinde der Spanier. In ganzen Schwärmen griffen sie wiederholt die Spanier an: aber erschrocken flohen sie wieder, als diese ihre Gewehre auf sie abfeuerten, und auf Pferden — Thieren, welche ihnen ganz unbekannt waren — auf sie ansprengten. In kurzer Zeit war die ganze Insel erobert, und die Spanier erbauten nun die Stadt St. Domingo, von welcher in der Folge die ganze Insel den Namen erhielt.

Nach Columbus, der jetzt nach Spanien gerufen wurde, kamen mehrere spanische Statthalter nach einander auf die Insel, welche die unglücklichen Einwohner mit der raffinirtesten Grausamkeit behandelten, und ihren Soldaten

allen Muthwillen gegen dieſelben geſtatteten. Man vertheilte die Eingebornen wie Sklaven unter die Soldaten; man trennte die Männer von ihren Weibern, die Kinder von den Aeltern. Die Weiber mußten das Feld bauen, die Männer zwang man, in den Bergwerken zu arbeiten. Durch dieſe Mißhandlungen verringerten ſich dieſe Unglücklichen nach und nach ſo ſehr, daß ſie faſt ausgerottet wurden. Ehe die Spanier nach Domingo kamen, ſollen 20 Millionen Indianer darauf gelebt haben; und ſie beſaßen es noch nicht zwanzig Jahre, ſo ſahe man faſt keinen derſelben mehr.

Aber dieſe Grauſamkeiten blieben nicht unbeſtraft, und die Vorſehung rächte das Blut jener Indianer auf die Art, daß ſie einen Haufen Abentheurer erweckte, welche den Spaniern viele Jahre lang alles mögliche Unheil zufügten. Dieſe Abentheurer, meiſt Franzoſen und Engländer, ſiedelten ſich auf der nördlichen Küſte der Inſel an, die damals faſt ganz verlaſſen war. Hier fanden ſie eine Menge Schweine und Ochſen, welche von den Spa-

niern zahm nach der Insel gebracht worden waren, sich in die Wälder verlaufen hatten, und in den Stand der Wildheit zurückgetreten waren. Die Jagd dieser Thiere war ihre erste Beschäfftigung. Sie verkauften ihre Häute entweder roh, oder trockneten sie an der Sonne oder am Rauchfeuer, woher sie anfänglich Boucaniers (Jäger) genannt wurden. In der Folge stand ihnen diese Lebensart nicht recht mehr an, und sie trieben nun Seeräuberei; den meisten Schaden thaten sie aber immer den Spaniern. Sie zeigten auf ihren Streifzügen eine ungemeine Tapferkeit, und führten Dinge aus, die kaum zu glauben sind. Mit einer elenden Barke griffen sie öfters die größten Schiffe an, und eroberten sie durch Entern. Der Handel der Spanier nach den amerikanischen Kolonien wurde durch ihre Räubereien fast ganz vernichtet; und unter dem Namen Flibustier (Freibeuter) wurden sie bald der Schrecken des ganzen westindischen Oceans. Ja, bald genug wagten sie auch Angriffe auf das Gebiet der Spanier in Amerika; und eine Hand voll dieser Flibus

stier nahm öfters beträchtliche Plätze weg, schlug ansehnliche Truppenkorps, und machte immer unermeßliche Beute. Da in dieser Zeit (1664) Frankreich mit Spanien im Kriege war: so erhielten sie von dem ersten Unterstützung an Truppen und Munition, worauf sie den König von Frankreich für ihren rechtsmäßigen Herrn erkannten. Auf diese Art entstand die französische Kolonie auf der Westseite von St. Domingo, die nach und nach beinahe die Hälfte der Insel begriff, bis endlich in dem letzten Frieden zwischen Frankreich und Spanien (1795) die ganze Insel an die erste Macht abgetreten wurde. Bis jetzt hat Frankreich aber nur Schaden davon gehabt: denn seit 1792 und 93 wütheten schreckliche innere Unruhen auf der Insel, wodurch die meisten Niederlassungen größtentheils ruinirt wurden. Die Neger, deren es in den französischen Antheile allein gegen 500,000 gab, zerbrachen ihre Fesseln, ermordeten oder verjagten ihre weißen Herren, und errichteten einen Freistaat, der aber bald in ein Kaiserthum umgewandelt, und das Kaiserthum von Hayti —

der ursprüngliche Name der Insel — genannt wurde. —

Man hält Domingo für die reichste und fruchtbarste westindische Insel. Sie ist bergig und hat viele Flüsse, welche zum Theil schiffbar sind; ihr Klima ist gemäßigt und gesund. Alle westindische Produkte gedeihen hier vortrefflich; doch nehmen Kaffee, Zucker, Indigo und Baumwolle den ersten Platz ein. Ueber die Fabrikation des Zuckers fand ich Gelegenheit, mich bei einem hiesigen Pflanzer näher zu unterrichten.

Das Zuckerrohr wird gewöhnlich fingersdick und gegen zehn Fuß hoch. Der Stengel hat viele Knoten, welche immer drei bis vier Zoll weit von einander abstehen, und Blätter, die abfallen, wenn das Rohr reif zu werden anfängt. Will man das Zuckerrohr fortpflanzen: so darf man nur ein Stück, welches sechs bis sieben Knoten hat, in die Erde legen; und in kurzer Zeit treibt dann jeder Knoten einen Stengel, der nach acht bis zehn Monaten abgeschnitten werden kann. Wenn das Zuckerrohr reif ist: so wird seine harte

glatte Rinde gelb, und der Saft schmeckt im gemein süß. Will man nun den Saft auspressen: so bringt man das abgeschnittene Rohr auf eine Mühle, welche aus zwei dicken Cylindern oder Trommeln, die über einander gesetzt sind, besteht, und welche, wenn man kein fließendes Wasser haben kann, durch Pferde oder Ochsen gedrehet werden. Zwischen diesen Cylindern wird das Rohr zermalmet und der Saft ausgepreßt. Hierauf läßt man den Saft in großen Kesseln einkochen; und wenn er zu einer gewissen Dicke eingekocht ist, so gießt man ihn in Töpfe oder in Formen, welche die Gestalt eines umgestürzten Kegels und in der Spitze ein Loch haben. Was von dem Safte nun noch flüssig ist, läuft durch das Loch ab, und giebt den Zuckersyrup, der die Stärke des Honigs hat, und woraus ein sehr gesunder Brantwein gemacht wird, den die Franzosen Tafia, die Engländer aber Rum nennen. Was aber in den Formen zurückbleibt, wenn der Syrup abgelaufen ist, wird ein grober brauner Zucker. Will man diesen reinigen: so bedeckt man die Formen mit einer weißen

im Waſſer eingeweichten Erde, welche nach und nach durch die Zuckermaſſe durchdringt, ſie wäſcht und weiſſer macht; und ſolcher Zucker heiſſt dann Rohzucker oder Farinzucker. Will man endlich den Zucker in Brode formen; ſo muß er ordentlich raffinirt werden; und nun kann man ihn, wie man will, mehr oder weniger weiß machen. —

Die Negerſklaven, welche die Zuckerplantagen bearbeiten müſſen, haben freilich ein trauriges Loos; ſie erregten auch meine herzlichſte Theilnahme. Sie müſſen faſt unaufhörlich arbeiten, und das geringſte Verſehen derſelben wird von den unbarmherzigen Sklavenaufſehern öfters ſehr hart beſtraft. Doch werden ſie nicht überall gleich hart behandelt; und die Franzoſen hatten von jeher den Ruhm, daß ſie ihre Sklaven in den weſtindiſchen Plantagen am menſchlichſten behandelten. Es waren auch ſchon längſt beſtimmte, ſehr geſchärfte Geſetze vorhanden, daß die Sklaven nicht getödtet oder verſtümmelt werden dürfen. Dieſelben Geſetze beſtimmte auch die Lebensmittel, welche die Herren ihren Sklaven eine Woche

hindurch geben, und wie sie sie jährlich kleiden sollten; auch erlaubten sie den Negern, sich über die Härte und Grausamkeit ihrer Herren bei der Obrigkeit zu beschweren. Durch eben diese Gesetze wurde für den Unterhalt alter und schwacher Sklaven gesorgt: denn im Fall ein Herr wirklich so unmenschlich wäre, ihnen ihren Unterhalt zu entziehen sollen; sie ins nächste Hospital gebracht, und auf Kosten des Herrn verpflegt werden. Im Gegentheil verbieten diese Gesetze aber auch, daß sich die Sklaven mit Geld loskaufen: weil dies nur zu Betrug, Diebstahl und andern Verbrechen führen würde.

Dasselbe Schiff, auf welchem ich nach Domingo gekommen war, brachte mich auch nach der etwas nordwestlich gelegenen Insel Cuba, welche nur durch einen einige Meilen weiten Kanal von Domingo getrennt ist, und gleichfalls zu den großen Antillen gerechnet wird. Dies ist die größte aller westindischen Inseln: denn ihre Länge beträgt über 120 deutsche Meilen, und ihre größte Breite über 20 Meilen. Die Bevölkerung soll aber nur 300,000 Seelen, mit Einschluß der Neger betragen.

tragen. Eine Bergkette zieht sich der Länge nach durch dieselben hin; und ob sie gleich nicht so fruchtbar, wie Domingo ist, so bringt sie doch auch viele westindische Produkte, Apothekerwaaren, Wachs und einen Tabak hervor, der nach ihrer Hauptstadt Havanna, Havannatabak genannt und sehr geliebt wird. Sonst tragen die Gebirge auch einen großen Reichthum von Cedern- und Mahagoniholz. Bei der Stadt Havanna, die an der nördlichen Seite der Insel erbaut ist, und wohl 35,000 Einwohner zählt, befindet sich ein vortrefflicher Hafen, mit den schönsten Werften und Magazinen. Er ist der Hauptsitz der spanischen Schiffahrt in diesen Gewässern.

In Havanna lernte ich einen jungen Engländer kennen, welcher von Jamaika kam, und nach Boston gehen wollte. Wir wurden bald so gute Freunde, daß ich mich ihn zu begleiten entschloß; zumal da er mir versprach, die Kosten der Ueberfahrt zu tragen, und bei seinen Freunden in Boston für mein Unterkommen zu sorgen. Einmal wollte ich mein Glück in Amerika suchen: und wo konnte

ich es besser finden, als in dem nordamerikanischen Freistaate, wo jeder kenntnißreiche Europäer willkommen ist, und sehr leicht eine Anstellung findet?

Bei ihm erkundigte ich mich nach den Merkwürdigkeiten der Insel Jamaika, welche auch zu den großen Antillen gezählt wird; und erfuhr nun von ihm folgendes über dieselbe.

Jamaika liegt südwärts von Cuba. Sie ist zwar kaum halb so groß, wie diese Insel, und hat eine feuchte ungesunde Luft, und Mangel an gutem Trinkwasser: aber gleichwohl ist sie noch einmal so stark bevölkert. Außer andern westindischen Produkten wird vorzüglich viel Zuckerrohr hier gebauet, und der Jamaika-Rum ist bekannt genug. Jamaika gehörte nach der Entdeckung den Spaniern: aber die Engländer bemächtigten sich derselben, mit Hülfe der Flibustier, ums Jahr 1655; und seit dieser Zeit ist sie beständig eine Besitzung derselben geblieben, und trotz des ungesunden Klima's auf's vortrefflichste angebaut worden. Die dasigen Pflanzer sind meist unermeßlich reich, und treiben den ungeheuersten Luxus,

wie ihn in Europa kein Fürſt treiben kann. Aber man beſchuldiget ſie auch der ärgſten Grauſamkeit gegen ihre Sklaven. Viele dieſer gemißhandelten Neger entlaufen, verſtecken ſich in die Gebirge, und werden nun die unverſöhnlichſten Feinde ihrer alten Herren. Sie ſtürzen aus ihren Schlupfwinkeln auf die Beſitzungen derſelben, verwüſten ſie auf das greulichſte, und rächen ſich für die Härte ihrer Herren, an den Weißen, die ſie in ihre Gewalt bekommen, auf eine barbariſche Art. Schon oft hat man gegen dieſe Buſchneger, wie ſie dort genannt werden, Truppen ausrücken laſſen, oder doch wenigſtens ihre Schlupfwinkel blokiren müſſen.

Wir ſchifften uns auf einem nordamerikaniſchen Handelsſchiffe ein, und ſteuerten nach der Straße Bahama. Dies iſt die Meerenge, welche die lucayſchen oder die bahamaiſchen Inſeln von dem feſten Lande von Nordamerika trennt. Es iſt dies eine Gruppe von mehrern hundert Inſeln, von welchen die meiſten aber blos unbewohnbare Felſen ſind;

die merkwürdigste unter ihnen ist die Insel Guanahani oder St. Salvator. Columbus, der sie auf seiner ersten Reise selbst entdeckte, gab ihr den letzten Namen.

Dieser Inselgruppe gegenüber liegt die Halbinsel Florida. Die Spanier entdeckten sie zuerst: da sie aber kein Gold daselbst fanden; so hielten sie es anfangs nicht der Mühe werth, Kolonisten dahin zu schicken, und die Franzosen besetzten die Insel. Nach einiger Zeit entrissen sie aber die Spanier den Franzosen wieder, und besitzen sie auch noch jetzt. Aber sie vernachlässigen sie ganz: denn auf dem ungeheuern Landstriche, welcher in Ost- und West-Florida abgetheilt wird, und wovon sich der letzte bis nach Mexiko hin erstreckt, wohnen kaum 40,000 Menschen, unter welchen ohngefähr 10,000 Europäer sind. Die Eingebornen haben ein olivenfarbenes Ansehen, gehen fast ganz nackt, sind aber unbeschreiblich lebhaft. Selbst die Weiber klettern auf die höchsten Bäume, schwimmen über die breitesten Flüsse, und haben immer ihre Kinder dabei in den Armen. Ihre

Kriegsgefangenen opfern ſie den Göttern, oder freſſen ſie ſelbſt auf. —

Jetzt befanden wir uns den vereinigten Staaten von Nordamerika gegenüber, und ſeegelten beſtändig längſt der Küſte derſelben hin, die ſich vom 30° bis zum 50° n. B. erſtrecket. Mein Engländer theilte mir von dieſen Staaten folgende Nachricht mit.

Die Engländer entdeckten gegen das Ende des ſechzehnten Jahrhunderts dieſen ganzen Strich Landes: vertrieben oder tödteten aber die Einwohner nicht, wie es die Spanier in Südamerika gethan hatten, ſondern kauften ihnen einzelne Stücke Grund und Boden ab. Das that unter andern Wilhelm Penn, welcher die Kolonie Penſylvanien ſtiftete. Weil er in ſeiner Kolonie freie Religionsübung für alle Religionen bewilligte: ſo fanden ſich bald eine Menge Koloniſten aus Europa ein, beſonders aber viele Quäker, zu deren Sekte ſich Penn ſelbſt bekannte. Die Religionsſtreitigkeiten, welche damals in England herrſch-

ten, veranlaßten Viele, auszuwandern, und sich nordwärts von Pensylvanien niederzulassen; diese Niederlassung erhielt den Namen Neuengland. Auf ähnliche Weise wurde nach und nach die ganze Ostküste von Nordamerika mit europäischen Kolonisten besetzt, welche durch ihren Fleiß das Land bald sehr empor brachten. Da die Kolonien unter verschiedenen Himmelsstrichen liegen: so müssen sie auch verschiedene Produkte erzeugen. Georgien und Karolina, die südlichsten, bringen Reis, Seide, Pech und andere Artikel hervor; Virginien vortrefflichen Tabak; Pensylvanien und Neuengland Getraide im Ueberfluß, und noch viele andere Dinge. Vorzüglich aber Schiffsbauholz, Masten, viel Pelzwerk und eine ungeheure Menge Stockfische. —

Diese Kolonien rissen sich von England, dessen Parlament sie willkührlich besteuern wollte, nach einem blutigen Kriege, los; und es entstand hierauf der nordamerikanische Freistaat der dreizehen (jetzt aber

zwanzig, es sind ihrer noch sieben nachher dazu getreten) vereinigten Provinzen. Die Regierungsverfassung ist der englischen ähnlich; sie besteht auch dem Kongresse mit Ober- und Unter-Haus; und an der Spitze der Regierung steht ein Präsident mit einem selbst gewählten Staatsrath, welcher die ausübende Gewalt hat. Die Bundesstadt, worin jetzt der Kongreß seinen Sitz hat, ist die Stadt Washington, welche auf Kosten aller vereinigten Provinzen, zu Ehren des Generals Washington, der die Freiheit von Amerika erfocht, in der Provinz Maryland, im Mittelpunkt aller zwanzig Provinzen erbauet worden ist.

Die Stadt Boston, wo wir jetzt ankamen, ist als die Wiege der amerikanischen Freiheit anzusehen; hier brach die Revolution zuerst aus. Sie ist die Hauptstadt von Neuengland, hat über 20,000 Einwohner, einen geräumigen sichern Hafen zu 500 Schiffen, und treibt einen ausgebreiteten Handel mit nordamerikanischen Produkten. — Hier-

nächst ist noch die große Stadt Neuyork, mit 90,000 Einwohnern, mit einer Universität und Buchhändlermesse, am Hudson auf einer Insel; und die Stadt Philadelphia in Pensylvanien mit 80,000 Einwohnern, gutem Handel, einem guten Hafen, der ehemalige Sitz des Kongresses, zu bemerken. —

Zwanzigſtes Kapitel.

Fortſetzung der Reiſe nach Quebec. Anſtellung daſelbſt. Bereiſung des Antario und Erio. Gefahr in den nordamerikaniſchen Wäldern. Ankunft zu Neu-Orleans.

Meine Erwartung ward getäuſcht; ich konnte in Boſton keine Anſtellung finden, wie ich ſie wünſchte: ich war alſo genöthigt, mein Glück weiter zu ſuchen. Der Engländer blieb ebenfalls nicht in Boſton, ſondern ging noch bis Quebec. Ich mochte mich nicht gern in dieſem fremden Lande von ihm trennen, und begleitete ihn dahin; freilich auch in der Hoffnung, vielleicht dort zu finden, was ich in Weſtindien und in Boſton vergebens geſucht hatte. —

Auf der Reise durch viele öde, dicht mit Wald bewachsene, und von vielen Landseen durchschnittene Gegenden fehlte es uns freilich öfters an mancher Bequemlichkeit, und wir hatten nicht selten mit Hunger und Durst, mit Kälte und wilden Thieren zu kämpfen: indessen lernten wir doch auch manche Merkwürdigkeiten Amerika's auf dieser Reise kennen, welches vielleicht sonst nicht geschehen wäre.

Wir befanden uns jetzt in Canada, einer großen englischen Provinz, nördlich von den vereinigten Staaten, an dem großen St. Lorenzflusse, der den ganzen unermeßlichen Landstrich, der im Allgemeinen Canada heißt, durchströmt, durch mehrere Landseen fließt, und endlich ins atlantische Meer fällt. Auf einer Fischerbarke, welche wir zufällig trafen, fuhren wir den Fluß herunter bis nach Quebec, und ergötzten uns an den schönen Ufern, die mit Eichen, Ulmen, Kastanien-, Obstbäumen und Weinreben, welche sich an den andern Bäumen hinauf wanden, bewachsen waren. Auch manche in Europa nicht einheimische Bäume, z. B. die canadische Theres

linthe, die einen köstlichen Balsam giebt, anden wir unter denselben. Wildpret, besonders ganze Rudel Rehe, zeigte sich überall in Menge; dieses nebst den vielen Fischen gewährt den Bewohnern Canada's reichliche Nahrung. —

In Quebec fand ich eine Anstellung nach meinen Wünschen. Mein engländischer Freund wirkte sie mir bei dem Gouverneur durch seine dasigen Freunde aus. Es war eine Stelle bei dem Wasserbauamt, welcher ich wegen meiner mathematischen Kenntnisse hinlänglich gewachsen zu seyn glaubte. Ich erhielt die Stadt Quebec zu meinem beständigen Wohnort, und bereiste nun von Zeit zu Zeit die Ufer des Flusses und der Seen, auf deren Erhaltung gesehen werden mußte.

Quebec, die Hauptstadt von Canada, am nördlichen Ufer des St. Lorenzflusses, ohngefähr zwei bis drei Meilen von der Mündung desselben, hat etwa 15,000 Einwohner, und ist voller Betriebsamkeit. Der Pelzhandel macht einen Hauptartikel des hiesigen Verkehrs aus: doch ist in dieser Hinsicht die kleinere

Stadt Montreal auf einer Insel im St. Lorenzflusse noch wichtiger. —

Während ich in Quebec lebte: sahe ich auch einmal die Gesandten einer indianischen Nation, welche eines Handelsvertrags wegen hierher gekommen waren. Sie waren sämmtlich sehr von der Sonne gebrannt, und hatten ein ganz olivenfarbiges Ansehen. Diese Farbe haben sie jedoch nicht von Natur, sondern sie reiben sich mit Oel und mit allerlei Farben. Die meisten hatten ihre Haut schrecklich tattowiret und mit Schießpulver geschwärzt; alle trugen Armbänder und Halsbänder von Muscheln oder von Metall. Bis auf einen Schurz, der aus Stücken Zeugen oder andern Lappen bestand, gingen sie fast ganz nackend, und zogen trotz dem in einer gewissen Ordnung und ziemlich stolz einher. Der Vornehmste unter ihnen trug eine lange sehr schön geschnitzte Tabakspfeife, oder Calumet, aus welcher der englische Gouverneur, vor Eröffnung der Unterhandlungen mit ihnen, rauchen mußte. Ich selbst verstand zwar nichts von alle dem, was er dem Gouverneur vortrug:

einer meiner Bekannten, deren ich in Quebec schon mehrere gemacht hatte, war jedoch so gefällig, mir einige Sätze seiner Rede zu verdolmetschen; und nach diesen zu urtheilen, sprach er sehr gut und mit vieler Würde.

Mein Begleiter, den ich bei dieser Gelegenheit nach den Indianern dieser Gegend frug, erzählte mir über dieselbe folgendes.

Alle indianische Völkerstämme, als Irokesen, Huronen u. s. w., sind einander in Sitten und Gebräuchen fast ganz ähnlich. Sie sind durchaus freie Leute: doch haben sie erbliche oder gewählte Oberhäupter, die aber beinahe nichts weiter, als Kriegsobersten sind, und gegen ihre Untergebenen durchaus keinen befehlenden, sondern nur einen berathenden Ton annehmen dürfen. Man kennt bei ihnen keine Verschiedenheit der Stände; und der Reichthum gewährt hier so wenig Vortheile, und noch weniger Auszeichnung, daß sich ein Indianer nicht leicht reich zu werden bemühet. Die Worte Eigennutz und Rangsucht kennt ihre Sprache fast gar nicht. In diesem Lande, wo es Grund und Boden überflüssig giebt,

kann sich jeder davon wählen, so viel er will, und Streitigkeiten über das Eigenthum kommen unter den Mitgliedern einer Nation gar nicht vor. Oefters leben sie, z. B. wenn sie das Beste ihres ganzen Stammes zusammenruft, sogar gemeinschaftlich, und jeder theilt den andern gern von dem Gewinn mit, den ihm die Jagd oder die Fischerei gebracht hat. Ja ihre Freigebigkeit geht in diesem Falle bisweilen so weit, daß ein Indianer, der heute ziemlich glücklich jagte oder fischte, am andern Morgen schon alles aufgezehret hat, und aufs neue nach Lebensmitteln ausgehen muß."

„Die Männer jagen und fischen; aber die Weiber bauen das Feld. Das einzige Ackerinstrument ist ein krummes Stück Holz; mit diesem wühlen sie den Acker um; und hierauf machen sie Löcher, und legen die Saamenkörner vom Mais oder vom indianischen Korne hinein. Aus dieser Getraideart kochen sie eine Art Brei, den sie Sagamite nennen, und welchen sie noch mit Fleisch oder mit Fischen verdicken. — Vielweiberei ist unter diesen Naturmenschen ganz unerhört: aber desto häufi-

zer geschiehet es, daß sich ein Paar Eheleute wieder trennen und andere Verbindungen eingehen. Besondere Hochzeitgebräuche finden bei ihnen nicht Statt. Die Weiber sind übrigens, wie fast bei allen Wilden, die Sklaven der Männer; und müssen für diese, neben dem Feldbau, noch viel andere Arbeiten verrichten, sie müssen kochen und das nöthige Brennholz herbeischaffen. Je länger nun ein Dorf an einer Stelle bleibt, je weiter muß nach und nach das Holz geholet werden, und dann können die Weiber endlich nicht genug mehr beitragen. Tritt dieser Fall ein: so schlagen die Männer auf einem andern Platze im Walde ihre Lagerstätte auf, und bauen sich neue Hütten. Diese Hütten sind von starken Pfählen aufgeführt, an welche Stangen gebunden sind, worüber Baumrinden gelegt werden. In dem Dache bleibt eine Oeffnung, damit der Rauch hinausziehen kann. In einer Hütte wohnen bisweilen fünf bis sechs Familien zusammen, und unterhalten eben so viele Feuer. Sitz und Schlafstätte ist bei den Wilden einerlei; sie breiten nur Matten oder Pelzwerk auf den

ten, veranlaßten Viele, auszuwandern, und sich nordwärts von Pensylvanien niederzulassen; diese Niederlassung erhielt den Namen Neuengland. Auf ähnliche Weise wurde nach und nach die ganze Ostküste von Nordamerika mit europäischen Kolonisten besetzt, welche durch ihren Fleiß das Land bald sehr empor brachten. Da die Kolonien unter verschiedenen Himmelsstrichen liegen: so müssen sie auch verschiedene Produkte erzeugen. Georgien und Karolina, die südlichsten, bringen Reis, Seide, Pech und andere Artikel hervor; Virginien vortrefflichen Tabak; Pensylvanien und Neuengland Getraide im Ueberfluß, und noch viele andere Dinge. Vorzüglich aber Schiffsbauholz, Masten, viel Pelzwerk und eine ungeheure Menge Stockfische. —

Diese Kolonien rissen sich von England, dessen Parlament sie willkührlich besteuern wollte, nach einem blutigen Kriege, los; und es entstand hierauf der nordamerikanische Freistaat der dreizehen (jetzt aber

zwanzig, es ſind ihrer noch ſieben nachher dazu getreten) vereinigten Provinzen. Die Regierungsverfaſſung iſt der engliſchen ähnlich; ſie beſteht auch dem Kongreſſe mit Ober- und Unter-Haus; und an der Spitze der Regierung ſteht ein Präſident mit einem ſelbſt gewählten Staatsrath, welcher die ausübende Gewalt hat. Die Bundesſtadt, worin jetzt der Kongreß ſeinen Sitz hat, iſt die Stadt Waſhington, welche auf Koſten aller vereinigten Provinzen, zu Ehren des Generals Waſhington, der die Freiheit von Amerika erfocht, in der Provinz Maryland, im Mittelpunkt aller zwanzig Provinzen erbauet worden iſt.

Die Stadt Boſton, wo wir jetzt ankamen, iſt als die Wiege der amerikaniſchen Freiheit anzuſehen; hier brach die Revolution zuerſt aus. Sie iſt die Hauptſtadt von Neuengland, hat über 20,000 Einwohner, einen geräumigen ſichern Hafen zu 500 Schiffen, und treibt einen ausgebreiteten Handel mit nordamerikaniſchen Produkten. — Hier-

nächst ist noch die große Stadt Neuyork, mit 90,000 Einwohnern, mit einer Universität und Buchhändlermesse, am Hudson auf einer Insel; und die Stadt Philadelphia in Pensylvanien mit 80,000 Einwohnern, gutem Handel, einem guten Hafen, der ehemalige Sitz des Kongresses, zu bemerken. —

Zwanzigstes Kapitel.

Fortsetzung der Reise nach Quebec. Anstellung daselbst. Bereisung des Antario und Erio. Gefahr in den nordamerikanischen Wäldern. Ankunft zu Neu-Orleans.

Meine Erwartung ward getäuscht; ich konnte in Boston keine Anstellung finden, wie ich sie wünschte: ich war also genöthigt, mein Glück weiter zu suchen. Der Engländer blieb ebenfalls nicht in Boston, sondern ging noch bis Quebec. Ich mochte mich nicht gern in diesem fremden Lande von ihm trennen, und begleitete ihn dahin; freilich auch in der Hoffnung, vielleicht dort zu finden, was ich in Westindien und in Boston vergebens gesucht hatte. —

Auf der Reise durch viele öde, dicht mit Wald bewachsene, und von vielen Landseen durchschnittene Gegenden fehlte es uns freilich öfters an mancher Bequemlichkeit, und wir hatten nicht selten mit Hunger und Durst, mit Kälte und wilden Thieren zu kämpfen: indessen lernten wir doch auch manche Merkwürdigkeiten Amerika's auf dieser Reise kennen, welches vielleicht sonst nicht geschehen wäre.

Wir befanden uns jetzt in Canada, einer großen englischen Provinz, nördlich von den vereinigten Staaten, an dem großen St. Lorenzflusse, der den ganzen unermeßlichen Landstrich, der im Allgemeinen Canada heißt, durchströmt, durch mehrere Landseen fließt, und endlich ins atlantische Meer fällt. Auf einer Fischerbarke, welche wir zufällig trafen, fuhren wir den Fluß herunter bis nach Quebec, und ergötzten uns an den schönen Ufern, die mit Eichen, Ulmen, Kastanien-, Obstbäumen und Weinreben, welche sich an den andern Bäumen hinauf wanden, bewachsen waren. Auch manche in Europa nicht einheimische Bäume, z. B. die canadische There-

linthe, die einen köstlichen Balsam giebt, fanden wir unter denselben. Wildpret, besonders ganze Rudel Rehe, zeigte sich überall in Menge; dieses nebst den vielen Fischen gewährt den Bewohnern Canada's reichliche Nahrung. —

In Quebec fand ich eine Anstellung nach meinen Wünschen. Mein engländischer Freund wirkte sie mir bei dem Gouverneur durch seine dasigen Freunde aus. Es war eine Stelle bei dem Wasserbauamt, welcher ich wegen meiner mathematischen Kenntnisse hinlänglich gewachsen zu seyn glaubte. Ich erhielt die Stadt Quebec zu meinem beständigen Wohnort, und bereiste nun von Zeit zu Zeit die Ufer des Flusses und der Seen, auf deren Erhaltung gesehen werden mußte.

Quebec, die Hauptstadt von Canada, am nördlichen Ufer des St. Lorenzflusses, ohngefähr zwei bis drei Meilen von der Mündung desselben, hat etwa 15,000 Einwohner, und ist voller Betriebsamkeit. Der Pelzhandel macht einen Hauptartikel des hiesigen Verkehrs aus: doch ist in dieser Hinsicht die kleinere

Stadt Montreal auf einer Insel im St. Lorenzflusse noch wichtiger. —

Während ich in Quebec lebte: sah ich auch einmal die Gesandten einer indianischen Nation, welche eines Handelsvertrags wegen hierher gekommen waren. Sie waren sämmtlich sehr von der Sonne gebrannt, und hatten ein ganz olivenfarbiges Ansehen. Diese Farbe haben sie jedoch nicht von Natur, sondern sie reiben sich mit Oel und mit allerlei Farben. Die meisten hatten ihre Haut *schrecklich tattowiret* und mit Schießpulver *geschwärzt*; *alle* trugen Armbänder und Halsbänder von Muscheln oder von Metall. Bis auf einen Schurz, der aus Stücken Zeugen oder andern Lappen bestand, gingen sie fast ganz nackend, und zogen trotz dem in einer gewissen Ordnung und ziemlich stolz einher. Der Vornehmste unter ihnen trug eine lange sehr schön geschnitzte Tabakspfeife, oder Calumet, aus welcher der englische Gouverneur, vor Eröffnung der Unterhandlungen mit ihnen, rauchen mußte. Ich selbst verstand zwar nichts von alle dem, was er dem Gouverneur vortrug:

einer meiner Bekannten, deren ich in Quebec schon mehrere gemacht hatte, war jedoch so gefällig, mir einige Sätze seiner Rede zu verdolmetschen; und nach diesen zu urtheilen, sprach er sehr gut und mit vieler Würde.

Mein Begleiter, den ich bei dieser Gelegenheit nach den Indianern dieser Gegend frug, erzählte mir über dieselbe folgendes.

Alle indianische Völkerstämme, als Irokesen, Huronen u. s. w., sind einander in Sitten und Gebräuchen fast ganz ähnlich. Sie sind durchaus freie Leute: doch haben sie erbliche oder gewählte Oberhäupter, die aber beinahe nichts weiter, als Kriegsobersten sind, und gegen ihre Untergebenen durchaus keinen befehlenden, sondern nur einen berathenden Ton annehmen dürfen. Man kennt bei ihnen keine Verschiedenheit der Stände; und der Reichthum gewährt hier so wenig Vortheile, und noch weniger Auszeichnung, daß sich ein Indianer nicht leicht reich zu werden bemühet. Die Worte Eigennutz und Rangsucht kennt ihre Sprache fast gar nicht. In diesem Lande, wo es Grund und Boden überflüssig giebt,

kann sich jeder davon wählen, so viel er will, und Streitigkeiten über das Eigenthum kommen unter den Mitgliedern einer Nation gar nicht vor. Oefters leben sie, z. B. wenn sie das Beste ihres ganzen Stammes zusammenruft, sogar gemeinschaftlich, und jeder theilt den andern gern von dem Gewinn mit, den ihm die Jagd oder die Fischerei gebracht hat. Ja ihre Freigebigkeit geht in diesem Falle bisweilen so weit, daß ein Indianer, der heute ziemlich glücklich jagte oder fischte, am andern Morgen schon alles aufgezehret hat, und aufs neue nach Lebensmitteln ausgehen muß."

„Die Männer jagen und fischen; aber die Weiber bauen das Feld. Das einzige Ackerinstrument ist ein krummes Stück Holz; mit diesem wühlen sie den Acker um; und hierauf machen sie Löcher, und legen die Saamenkörner vom Mais oder vom indianischen Korne hinein. Aus dieser Getraideart kochen sie eine Art Brei, den sie Sagamite nennen, und welchen sie noch mit Fleisch oder mit Fischen verdicken. — Vielweiberei ist unter diesen Naturmenschen ganz unerhört: aber desto häufi-

zer geschiehet es, daß sich ein Paar Eheleute wieder trennen und andere Verbindungen eingehen. Besondere Hochzeitgebräuche finden bei ihnen nicht Statt. Die Weiber sind übrigens, wie fast bei allen Wilden, die Sklaven der Männer; und müssen für diese, neben dem Feldbau, noch viel andere Arbeiten verrichten, sie müssen kochen und das nöthige Brennholz herbeischaffen. Je länger nun ein Dorf an einer Stelle bleibt, je weiter muß nach und nach das Holz geholet werden, und dann können die Weiber endlich nicht genug mehr beitragen. Tritt dieser Fall ein: so schlagen die Männer auf einem andern Platze im Walde ihre Lagerstätte auf, und bauen sich neue Hütten. Diese Hütten sind von starken Pfählen aufgeführt, an welche Stangen gebunden sind, worüber Baumrinden gelegt werden. In dem Dache bleibt eine Oeffnung, damit der Rauch hinausziehen kann. In einer Hütte wohnen bisweilen fünf bis sechs Familien zusammen, und unterhalten eben so viele Feuer. Sitz und Schlafstätte ist bei den Wilden einerlei; sie breiten nur Matten oder Pelzwerk auf den

Sitz, wenn sie schlafen wollen, und decken sich auch mit Pelzwerk zu. Immer bauen sie mehrere Hütten nahe bei einander, die sie dann mit Palliſaden einſchließen, damit die Alten die Weiber und Kinder, welche ſie bei ihren Kriegszügen zurücklaſſen, vor Ueberfällen geſichert ſind. Gewöhnlich liegen die indianiſchen Völkerſtämme beſtändig im Kriege mit einander: doch bisweilen nehmen ſie auch Parthei in den Kriegen, welche die Europäer in dieſer Gegend mit einander führen. Sonſt hatten ſie nur Bogen und Pfeile: ſeitdem ſie aber mit den Europäern Verkehr treiben, führen ſie eine Flinte, ein langes Meſſer und ein Beil. Sprechen ſie: Wir heben das Beil auf, ſo iſt dies eine Kriegserklärung; und ſagen ſie: Wir legen das Beil hin, ſo zeigen ſie damit an, daß ſie Friede machen wollen. Ihre Kriege haben niemals Eroberungen zur Abſicht, ſondern ſind ſtets Rachekriege. Sie fechten blos in kleinen Trupps, und ſuchen häufig durch Ueberfälle zu ſiegen. Gefangene und die Haupthaare der erſchlagenen Feinde ſind die einzige Beute, welche ſie mit nach Hauſe bringen.

Wenn

Wenn sie nehmlich einen Feind getödtet haben: so schneiden sie ihm rund um den Hirnschädel die Haut durch, und reißen sie ab, wie man einem Kalbe oder einem Schöpse die Haut abzieht. Dies nennen sie Scalpiren; und diese abgezogenen Haupthaare hängen sie als Siegeszeichen über den Thüren ihrer Hütten auf. Die Gefangenen behandeln sie sehr ungleich; einige werden den Aeltern derer geschenkt, die im Gefechte geblieben sind, und diese werden augenblicklich in der Nation selbst aufgenommen; andere hingegen behandeln sie mit der größten Unmenschlichkeit, und richten sie mit den grausamsten Martern hin.

Die Hauptbeschäftigung der Wilden ist die Jagd, welche sie sowohl ihres Unterhalts, als auch der Häute und des Pelzwerks wegen treiben, um dagegen von den Europäern Schießgewehr, Pulver, Blei und andere Dinge einzutauschen. Canada ist sehr reich an den schönsten Pelzthieren; außer Wölfen, Luchsen, Füchsen, Mardern, Hermelinen u. a. sind die Biber hier einheimisch.

Der Biber, obgleich vierfüßig, gehört er doch unter die Amphibien. Er liebt die Geselligkeit; man sieht daher immer mehrere Biberfamilien, welche sich zusammen eine Wohnung bauen, in welcher jedoch jede Familie für sich lebt. Diese Wohnungen bauen die Biber an die Ufer, und entwickeln dabei so wundernswürdige Kunstfertigkeiten. Sie bauen Dämme von 80 bis 100 Fuß lang in dem Wasser; fällen Bäume und behauen sie mit ihren Zähnen, rollen oder flößen sie dahin, wo sie damit bauen wollen; und wenn sie dann alle Materialien bei einander haben, so fangen sie den Bau selbst an. Jeder Biber hat dabei sein bestimmtes Geschäft; und in kurzer Zeit ist eine Hütte fertig, deren Größe sich jedesmal nach der Anzahl der Biberfamilien richtet, welche dieselbe bewohnen wollen. Meistentheils bestehen diese Hütten in drei Stockwerken, wovon das unterste unter dem Wasser steht. Auch lassen sie meist zwei Zugänge zu ihren Wohnungen, einen nach der Wasserseite, und den andern nach der Landseite. Inwendig ist alles glatt und reinlich, und der Fußboden mit

Moos belegt. In diesen Hütten sitzen die Biber fast immer so, daß der Schwanz ins Wasser hängt, welches ihre Fischnatur zu verlangen scheint. — Die Farbe des Bibers ist meist kastanienbraun, selten schwarz, und noch seltener weiß. Er ist ohngefähr vier Fuß lang, hat einen fast viereckigen, ratzenartigen Kopf, kleine Augen, eine kurze dicke Schnauze, kurze, runde, und von außen behaarte Ohren. Außer acht Backzähnen auf jeder Seite, hat er vier starke, schiefzugeschärfte Vorderzähne, mit welchen er die Bäume zu seiner Wohnung abhauet. Seine Beine sind kurz; und die Hinterfüße sind mit einer Schwimmhaut versehen, und haben breite stumpfe Nägel; die Vorderfüße aber sind an den fünf Fingern mit langen scharfen Nägeln, wie an Menschen, besetzt. Diese gebraucht er zum Arbeiten, jene zum Schwimmen. Der Schwanz ist lang, platt, mit Schuppen besetzt, und öfters vier Pfund schwer. Man will behaupten, daß er sich bei seinen Arbeiten desselben statt einer Maurerkelle bediene, und auch den Lehm auf demselben herbeiführe. Das Fleisch des Bibers, den

Schwanz ausgenommen, der einen vollkommenen Fischgeschmack hat, ist nur für die Wilden genießbar. Der Schwanz aber wird für eine Delikatesse gehalten, und öfters sehr theuer — man sagt, mit 3 bis 4 Dukaten — bezahlt. Außer dem Pelze erhält man aber auch von dem Biber das Bibergeil. In der Nähe des Afters finden sich nehmlich, sowohl beim männlichen als weiblichen Biber, zwei Säckchen von der Größe eines Hühnereies, worin eine zimmtfarbige, fette und mit vielen dünnen Häutchen durchwebte Materie enthalten ist, die einen betäubenden Geruch und bittern Geschmack hat. Diese schneidet man ab, wäscht sie und trocknet sie im Rauche, wodurch man sie vor dem Verderben bewahret. Dies ist das Bibergeil, welches in Apotheken geführt, und zu mancherlei Arzneien sehr vortheilhaft angewendet wird. Doch hält man das russische, polnische und preußische Bibergeil für wirksamer, als das amerikanische. —

Canada liegt unter derselben Breite mit Frankreich und Deutschland: gleichwohl tritt der Winter dort viel früher ein, und ist auch

viel strenger. Die Menge der Landseen, Sümpfe und die ungeheuern Wälder sind hauptsächlich daran Schuld. Noch kälter ist es aber an der nördlicher liegenden Hudsonsbay, welche ebenfalls von den handelnden Europäern besucht wird, wo sie Biberfelle, schwarze Fuchsfelle u. d. m. einhandeln, die sie mit Gewehr und Schießpulver, und mit allerlei werthlosen Kleinigkeiten bezahlen, welche den dortigen wilden Bewohnern Spas machen. Die Bewohner der Hudsonsbay haben beinahe noch weniger Bedürfnisse, als die Wilden in Canada. Sie haben nicht einmal Zelte oder Hütten, wie diese. Auch im tiefen Winter irren sie beständig auf der Jagd umher; und kömmt die Nacht herbei, so suchen sie sich einen Platz aus, schaufeln den Schnee hinweg, und umgeben ihn mit Baumzweigen. Diese brennen sie an, und schlafen zwischen den brennenden Reißig ganz ruhig. Oefters thun sie auch dies nicht einmal; sondern sie machen nur ein Loch in den Schnee, und legen sich hinein. Kann einer Alters wegen diese herumirrende Lebensart nicht mehr fortsetzen: so bittet er

meist seine Kinder, daß sie seinem Leben ein Ende machen. Er steigt in einen Graben, macht sich eine Pfeife Tabak an, und nimmt noch einen tüchtigen Schluck Branntwein; hierauf legen ihm zwei seiner Kinder einen Strang um den Hals, und erwürgen ihn ohne weitere Umstände. —

Die Eskimos, die an der östlichen Küste der Hudsonsbay wohnen, sind sehr verschieden von den Wilden, deren so eben gedacht worden ist. Sie haben viel Aehnlichkeit mit den Grönländern, von welchen sie nur durch eine Meerenge getrennt sind; vielleicht haben sie einerlei Ursprung mit diesen. Sie treiben wie die Grönländer den Wallfischfang, und Fischthran ist für diese, wie für jene ein Göttertrank. Fischerei und Jagd sind ihre einzigen Beschäftigungen; den Acker bauen sie gar nicht, und genießen auch keine Vegetabilien. Sie wohnen zerstreut in einzelnen Hütten, und ändern ihre Wohnplätze, wie es ihnen eben einfällt. Ihre Kleidung besteht aus Thierhäuten und Seehundsfellen, bisweilen auch aus Vögelhäuten, die sie zu diesem Zwecke zusam-

mennähen. An den Kleidern haben sie Kapuzen wie die Mönche; die Weiber, die übrigens ganz wie die Männer gekleidet sind, haben aber größere Kapuzen, um ihre Kinder darin zu tragen. Beide Geschlechter tragen Stiefeln, und öfters mehrere über einander, wie es die Kälte erfordert. Die Stiefeln der Weiber sind jedoch etwas weiter, wie die Mannsstiefeln, damit sie ihre Kinder hineinstecken können, wenn sie sie nicht auf den Armen tragen wollen. — Die Eskimos sind nicht ohne Erfindungsgeist. Da sie kein Eisen haben, womit sie ihre Pfeile und Harpunen beschlagen können: so gebrauchen sie statt dessen Fischzähne oder Fischgräten; ja sie machen sich daraus sogar Beile, Messer und andere Werkzeuge. Auch ihre Kähne beweisen durch ihre gute Bauart, daß sie nicht ohne Genie sind. Sie werden durch Ruder fortbewegt, und sind meist mit Seekalbfellen ausgeschlagen.

Durch eine Meerenge ist das Land der Eskimos, Labrador, von Neufoundland (Terre-Neuve) geschieden. Diese Insel, welche ohngefähr 150 Meilen im Umfange haben

mag, liegt an dem Eingange in den Meerbusen, welchen der St. Lorenzfluß bei seinem Ausflusse in das Meer bildet, und ist wegen der Stockfische bekannt, die an den Sandbänken daselbst in ungeheurer Menge gefangen, und getrocknet auch zu uns gebracht werden. Die Insel gehört jetzt den Engländern, und die 25,000 Einwohner bestehen aus Eskimos, Engländern und aus Franzosen, welche die Insel früher besaßen. Das innere Land ist ganz unbekannt: die Küsten aber haben mehrere gute Häfen, und auf den Gebirgen findet man sehr gutes Nutz- und Brennholz. An den Flüssen scheint der Boden nicht zu schlecht, um ihn anzubauen: aber die Länge und die Strenge des Winters macht es unmöglich. Denn obgleich in den Paar Sommermonaten die Hitze unerträglich ist: so ist sie doch nicht im Stande, den Boden so zu durchwärmen, daß das Getraide auf demselben reifen könnte. — In allen diesen hochnördlichen Ländern Amerika's ist die Kälte im Winter so groß, daß selbst gebrannte Wasser gefrieren; und die Luft ist mit einer unermeßlichen Menge Eistheilchen angefüllt,

die die Gestalt kleiner Spieße haben: am gröss-ten ist jedoch die Kälte immer zur Zeit des Vollmonds. Nebensonnen und Nordlichter sind in dieser Zeit sehr häufig, und oft sieht man um die Sonne und um den Mond sehr hellleuchtende Ringe mit allen Farben des Re-genbogens. In dem tiefsten Norden kömmt aber die Sonne eine geraume Zeit des Jahres gar nicht über den Horizont. —

Alle diese Nachrichten erhielt ich während meines Aufenthaltes in Quebec von einzelnen Bekannten, die ich nach und nach machte, und denen ich überhaupt die angenehmste Unterhal-tung während des langen und strengen Win-ters, den ich hier verlebte, zu verdanken hatte.

Endlich war der Winter vorüber, und meine Geschäfte im Freien nahmen ihren Anfang. Ich erhielt den Auftrag von dem Gouverne-ment, die Ufer des St. Lorenzflusses zu unter-suchen: weil er in einigen Gegenden ausgetre-ten war, und große Verwüstungen angerichtet hatte. Nebst mehreren Werkleuten, die mir zur Ausführung meiner Plane mitgegeben wur-

darin zu vertheidigen. Wir waren nicht lange in der Höhle, als wir Fußtritte über derselben hörten; es war gewiß, unsere Feinde waren in der Nähe. Glücklicher Weise kamen sie nicht herunter, sondern suchten immer weiter in dem Walde fort. Den folgenden Tag vernahmen wir nichts weiter von ihnen, und schlossen daraus, daß sie unsere Verfolgung aufgegeben hätten. Aber unsere Lage wurde dadurch nicht besser; in der Höhle konnten wir nicht bleiben, wenn wir nicht vor Hunger und Durst umkommen wollten, und heraus durften wir uns wenigstens bey Tage nicht wagen; und wenn wir herausgehen wollten, was sollten wir für einen Weg einschlagen? — Es war eben Vollmond: daher beschlossen wir endlich, in der Nacht unsern Weg immer mehr südwärts fortzusetzen, wo wir endlich nach der spanischen Provinz Louisiana zu kommen hofften. Aber wie weit hatten wir dahin, und welche Gefahren droheten uns nicht auch auf diesem Wege? Wurzeln und einige Baumfrüchte, die wir hie und da fanden, schützten uns indessen gegen den Hungertod, und der gestirnte

Himmel, den ich ziemlich genau kannte, war unser Wegweiser.

Nach einer Reise von mehrern Wochen, deren Andenken mir noch jetzt Grausen verursacht, und ausgehungert wie Skelette hörten wir endlich das Rauschen eines großen Stroms. Ich vermuthete, daß es der Missisippi seyn müßte; und es wurde beschlossen, dem Laufe desselben nachzugehen. Indem wir an dem Ufer desselben hinwanderten: fanden wir mehrere Bäume mit vortrefflichen reifen Früchten, von welchen wir so viel beisteckten, als wir zu tragen vermochten; und kurz darauf wurden wir auch ein Floß gewahr, welches angebunden auf dem Flusse lag. Jetzt bedachten wir uns keinen Augenblick, denn es mochte gehen wie es wollte, unglücklicher als wir schon waren, konnten wir nicht werden; das Floß wurde abgelöst, und voll Hoffnung einer glücklichern Zukunft, fuhren wir den Strom herab.

Nach einigen Tagen bemerkten wir, daß das Land an den Ufern des Flusses mehr kultivirt war; und schlossen daraus, daß wir in

der Nähe einer europäischen Niederlassung seyn möchten. Wir hatten uns nicht geirrt: denn bald sahen wir am Ufer einige Menschen, an deren Kleidung wir die Europäer erkannten. Sie waren uns eine sehr erfreuliche Erscheinung; wir glaubten es wagen zu dürfen, uns ihnen anzuvertrauen, und ruderten nach dem Lande. Die Aufnahme, welche wir bei ihnen fanden, entsprach unserer Erwartung vollkommen. Sie nahmen uns mit nach ihrer Wohnung, welche nicht gar weit vom Strome entfernt war; und indem sie unser trauriges Schicksal herzlich beklagten, sorgten sie auch dafür, uns die nöthigen Erfrischungen zu bringen, die unsere ausgemergelten Körper so sehr bedurften. Als wir ein Paar Tage die Pflege dieser guten Menschen genossen hatten: stellten sich unsere Kräfte auch wieder ein, und bald waren wir im Stande, das Land, welches sie bewohnten, selbst kennen zu lernen.

Wir befanden uns wirklich in Louisiana, der Strom, welchen wir herabgefahren waren, war der Missisippi, und unsere sorgfälti-

gen Abkunft stammten von französischen Kolonisten ab, welche sich vor ohngefähr 40 Jahren, wo diese Provinz noch französisch war, hier niedergelassen hatten. Sie hatten die guten Eigenschaften, welche der französischen Nation eigen sind, Dienstfertigkeit, Höflichkeit, Menschenfreundlichkeit u. s. w. nicht verloren, sondern gaben uns eben noch eine leuchtende Beweise davon. Ihnen habe ich auch die Nachrichten zu verdanken, welche ich über diese nordamerikanische Provinz mittheilen kann.

Louisiana an der Westseite des Mississippi, welcher hier auch den großen Missurifluß aufnimmt, ist ein sehr großes Land, und hat wegen der Gebirge und Niederungen, wegen seiner von Süden sich tief nach Norden erstreckenden Lage, ein sehr verschiedenes Klima und auch sehr verschiedene Produkte. Der Boden bringt Reis, Getraide, Baumwolle, Indigo, Zucker, guten Tabak hervor, und ganze Strecken des Landes sind mit den schönsten Waldungen bedeckt, die einen großen Reichthum des Landes ausmachen. Die europäi-

schen Kolonisten haben sich mehr am Ausflusse des Missisippi, folglich in der niedrigsten und ungesundesten Gegend der Provinz angesiedelt; der nördliche Theil ist besser, und wird von mehrern wilden Völkerschaften bewohnt, welche zum Theil sehr kriegerisch sind, sämmtlich aber einen beträchtlichen Handel mit den Europäern treiben. - Den obern Missisippi bis zum Missuri herab bewohnen die kriegerischen Sioux; an der Gränze von Canada die Illinäer; am untern Missisippi die schönen weißen Akansas; und die wilden Chicachas wohnen jenseits des Missisippi an der Gränze von Florida. Alle diese Völker und noch mehrere Stämme, die dieses weitläuftige Land bewohnen, haben in Sitten und Gebräuchen die größte Aehnlichkeit mit den canadischen Indiannern. Ihre Häuser sind ebenfalls bloße Hütten, ihre Felder kratzen sie nur ein wenig auf, um Mais hinein zu pflanzen, und Jagd und Fischerei sind auch ihre vorzüglichsten Nahrungszweige. Die Bärenjagd bringt ihnen besonders viele Vortheile: da sie aus den Tazzen derselben eine Menge Fett gewinnen, welches ihnen die

die Europäer, die es für ſehr delikat und geſund halten, abkaufen, und zu Ragouts oder zu Backwerk gebrauchen, oder Sallat damit ölen, oder auch daſſelbe ſtatt Butter auf dem Brode eſſen. —

Sobald wir uns wieder bei den guten Koloniſten etwas erholt hatten: ſetzten wir unſere Reiſe auf dem Miſſiſippi fort, und kamen, ohne einen Unfall weiter zu haben, glücklich nach Neu-Orleans. —

Ein und zwanzigſtes Kapitel.

Ich erhalte ſpaniſche Dienſte, und bereiſe als Ingenieur-Offizier die ſpaniſchen Provinzen Mexiko und Peru. Beſchreibung und kurze Geſchichte dieſer Provinzen. Abentheuer mit den Menſchenfreſſern auf den Galopagos-Inſeln.

Neu-Orleans liegt an der Mündung des Miſſiſippi, auf einer Inſel, in einer ziemlich angenehmen und geſunden Gegend. Dieſe Stadt, die Hauptſtadt von Louiſiana, ward zuerſt von franzöſiſchen Koloniſten angelegt, und iſt meiſt regelmäßig und gut gebauet. Als ich hierher kam: gehörte ſie, wie die ganze Provinz Louiſiana, den Spaniern *).

*) Die Spanier traten dieſelbe im Basler Frieden 1795 an Frankreich ab, welches ſie 1803 den nordamerikaniſchen Freiſtaaten käuflich überließ, die ſie auch jetzt noch beſitzen.

Der spanische Gouverneur, welchem ich meine sonderbaren Schicksale erzählte, zeigte viel Mitleiden mit mir, und versprach mir alle mögliche Unterstützung. Er hielt auch treulich Wort: denn er empfahl mich bald hernach einem andern spanischen Offizier, welcher als Ingenieur die festen Plätze des spanischen Amerika besuchen mußte, zum Gehülfen. Einige Probearbeiten, welcher dieser vorher von mir verlangte, erhielten seinen ganzen Beifall; und mein näherer Umgang mit ihm erwarb mir bald seine herzlichste Zuneigung.

Don Francisco de Menares, so hieß der Offizier, ging bald hierauf nach der Provinz Alt-Mexiko oder Neu-Spanien, wohin ich ihn begleitete. Eine leichte Barke führte uns schnell von Neu-Orleans über den Golf von Mexiko nach diesem reichen Lande.

Mexiko ward zuerst von den Spaniern entdeckt. Seine Bewohner waren schon damals nicht ohne alle Kultur: ob sie gleich ihre Kriegsgefangenen noch ihren Götzen opferten und Menschenfleisch aßen. Sie standen unter Caziken, welche sämmtlich dem Kaiser von

Mexiko unterworfen waren, der ein sehr weitläuftiges Reich besaß. Künste und Wissenschaften waren den Mexikanern nicht ganz unbekannt; sie wohnten in gut gebauten Städten, von welchen noch jetzt prächtige Ruinen, die die Kunst ihrer Erbauer beweisen, gefunden werden. Merkwürdig ist, daß jene Völker durchaus keine eisernen Werkzeuge zu ihren Arbeiten gebrauchten: denn sie kannten das Eisen und den Nutzen dieses Metalls überhaupt noch gar nicht.

Zu Anfang des 15ten Jahrhunderts wurde der mexikanische Staat von den Spaniern erobert. Der berühmte Ferdinand Cortez erhielt zu dieser Expedition von dem damaligen Gouverneur der Insel Cuba nicht mehr als 500 Mann, einige Reiterei und ein Paar Kanonen: aber sein Muth ersetzte, was ihm an Streitkräften fehlte. Sobald er ans Land gestiegen war: ließ er die Transportschiffe verbrennen. Dadurch ward seinen Truppen die Aussicht zur Flucht benommen; und sie mußten nun durchaus siegen, wenn sie dem Tode oder der Sklaverei entgehen wollten. Ein india-

mischer Stamm, dessen Freundschaft er zu gewinnen gewußt hatte, schloß sich auf seinem Zuge an ihn an. Aber bald stellte sich ihnen ein tapferes Volk entgegen, und zahlreiche Heere zogen gegen das Häuflein Spanier ins Feld. Doch die Spanier hatten durch ihr Feuergewehr, durch ihre Artillerie und durch ihre Reiterei, welches alles den Mexikanern ganz unbekannte Dinge waren, ein so großes Uebergewicht, daß die Indianer mehrmals besiegt und zum Frieden gezwungen wurden. Die Spanier erschienen den Mexikanern als überirdische Wesen; das tödtende Feuer, welches sie aus ihren Händen schleuderten, und die Pferde, mit welchen die Reiter zusammengewachsen schienen, waren ihnen so furchtbar, daß sie fernern Widerstand für Vermessenheit hielten.

Ja sie verbanden sich sogar mit ihren Besiegern, und begleiteten den spanischen Feldherrn auf seinem Zuge gegen die Hauptstadt Mexiko, den er jetzt unternahm. Furcht und Schrecken war vor den Spaniern hergegangen; und der Kaiser von Mexiko wagte es nicht,

sich zu widersetzen, sondern nahm sie sehr freundschaftlich auf. Allein trotz der Freundschaftsversicherungen des mexikanischen Monarchen, wurden doch einige Spanier von den Mexikanern ermordet. Dies gab dem Cortez Veranlassung, sich der Person des Kaisers zu bemächtigen. Die Mexikaner mochten überhaupt mit den friedlichen Gesinnungen ihres Kaisers vom Anfang nicht zufrieden gewesen seyn; die Strenge, womit sie von den Spaniern nach ihres Kaisers Gefangennehmung behandelt wurden, reizte sie zu einem förmlichen Aufstande. Cortez suchte sie dadurch zu beruhigen, daß er ihnen ihren Kaiser öffentlich zeigte: aber ihr Unmuth über denselben war so groß, daß sie ihn mitten unter den Spaniern durch einen Steinwurf tödteten, und seinen Schwiegersohn auf den Thron riefen, welcher die Spanier in Mexiko einschloß. Damit sie ihm durchaus nicht entwischen konnten, wollte er den Damm durchstechen, welcher die Stadt Mexiko mit dem festen Lande verbindet; und Cortez konnte sich nur durch eine Schlacht, worin er selbst viele Leute verlor, und wobei ein Theil der

Oeffnung, welche der Kaiser von Mexiko in den Damm hatte machen lassen, mit den Leichnamen der getödteten Mexikaner ausgefüllt worden war, Luft verschaffen. Er war jetzt sehr geschwächt, und ein neuer ernstlicher Angriff der Eingebornen hätte ihn höchst wahrscheinlich gänzlich aufgerieben: aber die Eifersucht des Gouverneurs von Cuba, der, ihn zu verderben, ein neues Korps nach dem festen Lande schickte, war sein Glück. Denn der tapfere Cortez überfiel den General, der gegen ihn geschickt war, nahm ihn gefangen, und vereinigte hierauf sehr leicht das neuangekommene Korps mit seinen alten Truppen. Nunmehr war er im Stande, sich mit den zahlreichen mexikanischen Heeren im freien Felde zu schlagen, und die Belagerung von Mexiko, das er hatte räumen müssen, von neuem anzufangen. Mit zwölf Brigantinen, welche er erst bauen ließ, bemächtigte er sich des kleinen Sees, worin die Stadt Mexiko liegt, und bald hernach der Stadt selbst. Der neue Kaiser fiel hier in seine Gewalt, und das ganze Reich hatte bald das nehmliche Schicksal.

Leider begingen die Spanier bei der Eroberung von Mexiko die schrecklichsten Grausamkeiten an den unglücklichen Indianern; das Blut der Eingebornen floß stromweise, und der Kaiser selbst wurde durch die Folter gezwungen, den Ort zu zeigen, wo er seine Schätze verborgen hatte. Ja drei Jahre hernach ließ ihn Cortez sogar aufhenken, weil er eine Verschwörung gegen die Spanier eingeleitet haben sollte. Doch Cortez genoß die Früchte seiner Eroberung und seiner Grausamkeiten nicht lange. Sein Glück erregte den Neid der spanischen Höflinge; diese wußten es einzuleiten, daß er nach Spanien zurückgerufen wurde, wo man ihn und seine Dienste bald völlig vergaß. —

Auf unserer Reise nach Mexiko, die wir über den mexikanischen Meerbusen machten, stieß uns nichts Merkwürdiges auf. Die gegenwärtigen Einwohner von Mexiko bestehen aus Spaniern, Creolen, Indianern, Mestitzen, Schwarzen und Mulatten. Aber obgleich noch immer viele Spanier aus Europa herüber kommen, und jährlich viele Negersklaven eingeführt

werden: so ist die Bevölkerung doch viel geringer, als zur Zeit der Eroberung. Die Indianer (die Eingebornen) sind durch die ungeheuern Arbeiten, die man ihnen in den Bergwerken auflegte, fast ganz ausgerottet. Sie wurden in die Wohnsitze der Spanier vertheilt, wo sie einen so geringen Lohn erhielten, daß ihre Arbeiten den härtesten Frohndiensten ähnlich sahen. Wenn man diese Unglücklichen in Neu-Spanien weniger hart behandelte: so würde es gewiß eins der blühendsten Länder der Erde seyn. Denn außer seinem Reichthum an Golde und Silber bringt der Boden die vortrefflichsten Produkte in reichem Maße hervor. Auch die europäischen Getraidearten haben sich sehr gut in diesem glücklichem Lande acclimatisiren lassen. Eins der merkwürdigsten einheimischen Produkte von Neu-Spanien ist die Cochenille, eine Schildlaus von der Größe unserer Hauswanze, welche man auf den Blättern, einer Art indianischer Feigen findet, aus welchen sie ihre Nahrung ziehet. Diese Insekten geben die schönste rothe Farbe, die man kennt, und welche an Schönheit den

Purpur der Alten noch übertrifft. Ihre Vermehrung ist unglaublich groß, und es giebt von ihnen drei Generationen des Jahres. Sieben zigtausend dieser Insekten sollen auf ein Pfund gehen; und man behauptet, daß jährlich gegen eine Million Pfund derselben nach Europa gebracht werden. Hierzu geben aber auch die übrigen spanischen Provinzen in Amerika ihren Beitrag. Die spanische Regierung suchte ehemals die Verbreitung der Cochenille sehr ängstlich zu verhindern, und setzte sogar die Todesstrafe auf die Ausführung solcher lebendiger Insekten. Gleichwohl hat man sie nach und nach auch nach den ehemaligen französischen Provinzen in Amerika und nach Westindien verpflanzt; das spanische Amerika treibt also jetzt nicht mehr, wie vormals, allein damit Handel. In Europa hat es nicht gelingen wollen, dieses nützliche Insekt zu ziehen, weil das Klima für die Pflanze, woraus dasselbe seine Nahrung ziehet, auch in den wärmsten Gegenden nicht warm genug ist.

Nächst diesem Farbematerial liefert das Gebiet von Mexiko auch mehrere Farbehölzer

von welchen der Campechebaum, welcher am häufigsten bei Campeche auf der Halbinsel Jucatan wächst, das vorzüglichste giebt. Dieser Baum hat einen blutrothen Kern, der im Alter eine dunklere Farbe annimmt, die, wenn man den Baum fällt, ins Schwärzliche übergeht. Das Campecheholz dient nicht nur zu einer purpurartigen, sondern auch zur Gründung der feinsten schwarzen und violetblauen Farbe. Diese letzte Eigenschaft hat ihm den Namen Blauholz gegeben. Honig, Zucker, Seide, Baumwolle und vorzüglich Cacao liefert Mexiko im Ueberfluß. Die Cacaobohnen sind die Frucht eines Baumes, welcher etwa die Größe eines Orangenbaumes erreicht. Die gelbe Blüthe kommt unmittelbar aus dem Holze hervor, und setzet eine länglich-runde Frucht an, drei Zoll dick, und noch einmal so lang, die einer Gurke ähnelt. Die Schaale der Frucht ist warzig, und sieht anfangs grün, zuletzt aber roth aus. In derselben liegen zwanzig bis dreißig Saamenkerne, breiter und dicker als Mandeln, aber nicht so lang. Sie sind mit einer rauhen

schwarzrothen Haut umgeben; die Farbe des Kerns selbst ist dunkelviolet, und sein Geschmack angenehm bitter, dabei besitzt er ungemein viel Oel. Die Indianer machen einen vielfachen Gebrauch von dieser Frucht, weshalb sie auch den Baum sehr hochschätzen. Von ihnen lernten die Spanier zuerst daraus das Getränke bereiten, welches auch in Deutschland unter dem Namen Chokolade bekannt genug ist.

Kein Land in der Welt hat, nebst diesen schätzbaren Produkten, eine glücklichere Lage zum Handel, als Mexiko. Es kann seine Waaren rechts und links auf den größten Meeren der Erde auf dem atlantischen und auf dem stillen südlichen Ocean verschiffen.

Die Stadt Acapulco an dem stillen Meere, treibt einen sehr starken Handel nach Asien, besonders nach den Philippinen, wohin jährlich eine Gallione abgehet, welche die Schätze Amerika's gegen die Schätze jener Inseln eintauscht und zurückbringt.

Am atlantischen Meere hat Mexiko mehrere Häfen, unter welchen jedoch der Hafen von

Vera Cruz der vornehmste ist. Cortez stieg hier ans Land, und legte den Grund zu der Stadt Vera Cruz am mexikanischen Meerbusen.

Hier trat auch ich mit Don Ferdinand ans Land. Don Ferdinand fand daselbst Briefe, welche ihn nach der Hauptstadt des Landes selbst riefen; wir traten daher unsere Reise sogleich dahin an. Da wir denselben Weg einschlugen, den Cortez genommen hatte: so kamen wir unter andern auch durch das Gebiet von Tlascala, dessen republikanische Einwohner sich den Spaniern anfangs so ernstlich widersetzten, aber sie in der Folge selbst eifrigst in der Eroberung von Mexiko unterstützten. Deshalb befreite sie auch Karl V. für immer von allen Auflagen; und in der That sind die Einwohner von der Provinz Tlascala lange nicht so sehr gedrückt, wie die übrigen spanischen Provinzen in Amerika.

Nach einem sehr beschwerlichen Wege, der über mehrere hohe Berge führte, sahen wir endlich von dem Gipfel eines Berges die Stadt Mexiko mitten in einem See vor uns lie-

gen; ein äußerst entzückendes Schauspiel. Dieser See hat ohngefähr 15 deutsche Meilen im Umfange, und seine Umgebungen gewähren einen durchaus malerischen Anblick. Durch eine schmale Landenge wird er in zwei Theile getrennt, von welchen der eine, sonderbar genug, schönes, süßes, fischreiches Wasser hat, der andere aber salziges Wasser enthält, worin kein Fisch anzutreffen ist, und der wie die See Ebbe und Flut hat.

Die Stadt Mexiko liegt an und in dem salzigen See, indem sie, wie Venedig, meist auf Pfähle gebauet ist. Vermittelst einiger schönen Straßendämme hängt sie mit dem festen Lande zusammen, und eine prächtige Wasserleitung mit 365 steinernen Bogen führt ihr mitten durch den Salzsee das nöthige süße Wasser zu. Sie hat jetzt ohngefähr 150,000 Einwohner. Vor der Eroberung durch die Spanier war sie stärker bevölkert. Die Stadt ist schön und regelmäßig gebauet; sie hat weite Straßen, und große herrlich verzierte Plätze, und eine Menge Brücken über die vielen Kanäle, welche sie durchschneiden. Unter den

vorzüglichsten Palläſten, welche die Stadt zieren, zeichnet ſich der Pallaſt aus, welcher der Familie des Eroberers Cortez gehört.

Der ſpaniſche Vicekönig hat hier ſeinen Sitz; und eine Menge reicher Spanier wohnen in dieſer Stadt, welche der Mittelpunkt der ſpaniſchen Kolonialhandlung, und ſo reich iſt, daß man daſelbſt manche Geräthſchaften von Gold und Silber verfertiget, wozu man anderwärts gewöhnlich Eiſen gebrauchet.

Ich machte hier die Bekanntſchaft eines katholiſchen Prieſters, welcher von ſeinem Orden als Miſſionär nach Neu-Mexiko, welches ich nicht ſelbſt zu bereiſen Gelegenheit hatte, geſchickt worden war, und welcher daher das Land ziemlich genau kannte. Er theilte mir ſeine Bemerkungen darüber mit.

Neu-Mexiko liegt nördlich von Alt-Mexiko, und wurde von den Spaniern in der Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts entdeckt. Nach und nach unterwarfen ſie beträchtliche Strecken davon ihrer Herrſchaft: vieles blieb aber unter der Botmäßigkeit der Ureinwohner, welche von beſondern Fürſten

oder Caziken regieret werden. Das Klima ist dort sehr gut und fruchtbar. Die Einwohner lernten mit dem Christenthum auch die Kultur der europäischen Getraidearten kennen, und gegenwärtig schickt Neu-Mexiko jährlich eine beträchtliche Quantität Getraide nach Alt-Mexiko oder Neu-Spanien. Sonst findet man hier auch viele edle Metalle, und in den großen Wäldern eine Menge Wildpret. Die Stadt Santa Fé, am Nordflusse, ist die Hauptstadt und der Sitz des spanischen Statthalters.

Westlich von Neu-Mexiko und durch einen Meerbusen von diesem Lande getrennt, liegt die Halbinsel Kalifornien, welche der Missionär gleichfalls bereist hatte. Dies ist ein gebirgiges, sandiges, zum Theil unwirthbares Land, und fast gar nicht kultivirt: doch bringt es viel Schiffsbauholz, Seeotterfelle und einen guten Wein hervor, der aber durch die Spanier erst von Madera aus dahin verpflanzt wurde; auch fischt man an den Küsten viele Perlen. Die Californier haben sehr viel Aehnlichkeit mit den übrigen nordamerikanischen Wilden;

Wilden; sie leben, wie diese, familienweise unter Familienältesten, haben aber eine schmuzige gelbe Farbe, wie sie, und malen und tattowiren überdies ihr Gesicht äußerst häßlich, welches sie dadurch noch mehr entstellen, daß sie in die Nase und in die Lippen Löcher stechen.

Die Gemüthsart dieser Indianer ist sehr sanft, und es herrscht ein beständiger Friede unter ihnen: aber man schildert sie übrigens als Menschen, die am Körper sowohl, wie am Geiste schwach sind. Zum Theil kennen sie noch keine andere Kleidung, als rohe Thierfelle; andere machen sich Kleider von einer Art Palmblätter, welche sie so lange klopfen, bis die Fäden oder Ribben derselben noch allein übrig sind; aus diesen Fäden machen sie alsdann eine Art dichten breiter Franzen, welche vorzüglich dem weiblichen Geschlechte zur Bedeckung dienen.

Die Wohnungen dieser Völker sind noch schlechter, als ihre Kleidung. Im Winter leben sie in Höhlen, und im Sommer bauen sie sich kleine elende Hütten, worin sie sich nicht ausstrecken können, wenn sie schlafen wollen. Diese

Hütten schaffen sie immer von einem Orte zu dem andern, wo sie eben ihren Unterhalt am sichersten zu finden hoffen. Ihre Wanderungen kosten ihnen aber lange nicht so viel Mühe, als wir uns vorstellen: denn ein Wurfspieß, eine Schüssel, ein Trinkgefäß, ein Säckchen dürres Holz zum Feueranmachen, ein Sack, worin er etwas Lebensmittel trägt, und ein anderer, den er an eine Stange gebunden hat, worin er seine Kinder trägt, ist des Kaliforniers ganzer Hausrath. Die Meisterstücke kalifornischer Kunstfertigkeit sind ihre Canots; auch verstehen sie mit vieler Geschicklichkeit Fischnetze zu knüpfen. —

Auf die Verwendung meines Freundes, Don Francisco, war ich von dem spanischen Vicekönig in Mexiko zum Ingenieur-Offizier befördert worden; und erhielt nunmehr die Bestimmung, mit Don Francisco nach Peru abzugehen, um auch in jener Provinz die festen Punkte zu untersuchen und ausbessern zu lassen.

Wir machten unsere Reise sehr bequem in einer Sänfte; unsere Bedienten begleiteten uns zu Pferde, und ein Paar Maulthiere trugen

unsere Bagage. So zogen wir durch die ganze Provinz Alt-Mexiko oder Neu-Spanien; und überzeugten uns überall von der Fruchtbarkeit des Bodens und von dem Reichthum des Landes, welches ganz auf europäische Art kultiviret wird, und wo man jetzt alle europäische Hausthiere wiederfindet. Ehe die Spanier nach Mexiko kamen: kannte man daselbst, weder Pferde, noch Kühe, noch Schaafe, noch Ziegen, noch zahme Schweine, noch Esel u. dergl. Die Spanier brachten diese Thiere erst hierher, und seit jener Zeit sind sie völlig einheimisch geworden. Löwen, Bären, Tiger, wilde Schweine, Füchse u. s. w. gab es immer in diesem Lande: aber die Löwen sehen hier grau aus, und haben keine Mähnen, wie in der alten Welt. Der Ameisenbär und das Faulthier sind hier zu Hause. Das letzte ist eine Art Affe: aber gerade darin den Affen höchst unähnlich, daß es äußerst träge ist; denn wenn es die Blätter oder Früchte eines Baumes aufgezehrt hat, so brauchet es wohl fünf bis sechs Tage Zeit, um wieder herunter und auf einen andern Baum zu steigen. — Das

Geflügel hat hier durchaus ein prächtigeres Gefieder, als in Europa; und die alten Mexikaner verfertigten ihren vornehmsten Putz aus Federn, welche sie so geschickt zusammen zu setzen verstanden, daß ordentliche bunte Zeuche daraus wurden.

Unser Weg führte uns über sehr hohe und steile Berge *). An einem derselben mußten wir ein Paar Tage stille liegen, und einen bessern Wind erwarten: denn der Gipfel dieses Berges ist so kahl und schmal, daß ein etwas starker Windstoß die Reisenden leicht in die tiefsten Abgründe stürzen kann. Die kühnsten Reisenden wagen nur zu Fuße über diese Gebirge zu gehen; ja manche kriechen auf Händen und Füßen darüber.

So gefährlich aber auch der Weg ist: so reizend ist die Aussicht, welche man von diesen Gebirgen über das weite Südmeer hat. Wir endigten ihn, ohne einen Unfall gehabt zu haben, und kamen nach einigen Tagen nach Guatimala, der Hauptstadt der spanischen Provinz gleiches Namens, welche mit

*) Eine Fortsetzung der Cordilleras.

40,000 Einwohnern bevölkert ist, einen guten Handel treibt, und besonders eine äußerst reizende Lage hat.

Von hier setzten wir unsere Reise nach Panama, der Hauptstadt von Terra Firma, fort, welches gleichfalls unter der spanischen Regierung stehet. Den Namen Terra Firma erhielt diese Provinz von Christoph Columbus selbst, weil er hier zuerst das feste Land von Amerika betrat. Die Spanier, welche hier gleichfalls viel edle Metalle fanden, eroberten das Land unter vielen Grausamkeiten, und vernichteten die Eingebornen über die Hälfte. Statt derselben führten sie in der Folge Negersklaven aus Afrika ein.

Nach einer sehr langen und langweiligen Reise kamen wir endlich zu Panama an. Die Stadt wurde von den Spaniern gegründet, und ist, ob sie gleich seit ihrer Gründung mehrere Unglücksfälle betroffen haben, doch eine große und schöne Stadt, mit etwa 30,000 Einwohnern. Sie liegt auf der Südseite der Landenge, die von ihr den Namen hat (die auch Darien genannt wird); und ist der

Hauptstapelplatz für alle Waaren, welche von Peru und Chili nach Europa gehen, denn hier werden sie ausgeschifft, zu Lande über die Landenge nach Portobello, einer Stadt mit 20,000 Einwohnern an der Nordseite der Landenge, gebracht, und daselbst für Europa wieder eingeschifft.

Bei Panama wird auch eine sehr einträgliche Perlenfischerei getrieben. Die Perlen, welche hier gefunden werden, haben sehr viel Wasser, und zeichnen sich durch ihre Größe und durch ihre Gestalt vortheilhaft aus. Die Perlenfischerei wird durch Negern getrieben, welche sich von ihren Flößen ins Wasser stürzen, untertauchen, und aus der Tiefe des Meeres die Perlenmuscheln hervorholen. Die meisten Einwohner von Panama halten sich eigene Neger zu der Perlenfischerei.

Außer der Stadt Panama ist auf Terra Firma *), besonders noch die Stadt Cathagena (mit 25,000 Einwohnern) zu merken,

*) Hier liegen auch die durch ihren Aufstand in den letzten Jahren bekannt gewordenen Provinzen Venezuela und Carracas.

welche ich zwar nicht beſucht habe, von wel-
cher ich aber hörte, daß ſie einen prächtigen
Hafen hat, in welchen vornehmlich die ſpaniſ-
ſchen Gallionen mit den europäiſchen Waaren
einzulaufen pflegen. So lange dieſe Waaren
ausgeladen werden, iſt hier ein beſtändiger
Markt: denn aus der ganzen Terra Firma
kommen Kaufleute hierher, und tauſchen euro-
päiſche Waaren gegen Gold und Silber, Per-
len und edle Steine, beſonders gegen Sma-
ragde ein, welche hier häufig gegraben
werden. —

Nach einem kurzen Aufenthalte zu Panama
ſchiffte ich mich mit meinem Reiſegefährten nach
Peru ein. Die erſten Tage unſerer Reiſe gin-
gen recht gut vorüber: als wir uns aber der
Linie näherten, entſtand ein Sturm, welcher
uns weſtwärts nach den Gallopagos-Inſeln
trieb. Glücklicher Weiſe fanden wir bald eine
Bucht, worin wir ganz ſicher liegen konnten.
Wir entſchloſſen uns daher, ſo lange daſelbſt
zu bleiben, bis ſich der Sturm gelegt haben
würde. Aber wir lagen ſchon ſechs Tage vor
Anker, und noch immer wüthete der Sturm.

Ich begriff nicht, warum man das Meer, auf welchem wir uns eben befanden, mit dem Namen des stillen Meeres beehret hatte. Endlich wurde uns die Zeit zu lang, und ich ging mit Francisco ans Land, um mich selbst zu überzeugen, ob diese Inseln, wie man behauptet, wirklich unbewohnt wären. Auf einem Hügel konnten wir die unsrige beinahe ganz übersehen; sie war mit dichten Wäldern bedeckt, und diese schienen von Wildpret und allerlei Vögeln zu wimmeln. Es kam uns die Lust zum Jagen an; wir schossen bald mehrere Vögel und auch eine Antelope. In der Hitze der Jagd verloren wir uns tief in den Wald; wir kamen von einander, und konnten uns nicht wiederfinden. Ich rief, ich schrie, ich schoß meine Flinte mehrmals ab, ich versuchte alles mögliche, um meinen Freund auf mich aufmerksam zu machen; vergebens, er hörte mich nicht, so weit waren wir von einander gekommen. Unterdessen kam die Nacht herbei. Es war zu fürchten, daß es in diesem warmen Lande Schlangen oder anderes schädliches Ungeziefer geben könnte; ich

wagte daher nicht, mich auf die platte Erde niederzulegen. Ein Baum ſchien mir zum Ausruhen ſicherer. Ich ſtieg auf einen ſehr hohen Baum, und ſuchte mir zwiſchen drei Aeſten einen ſo ſichern Sitz aus, daß ich darauf, ohne Gefahr, herunter zu fallen, ſchlafen konnte. Aber daran war nicht zu denken. Denn kaum war es völlig dunkel geworden: ſo hörte ich in den benachbarten Bäumen und Geſträuchen ein verdächtiges Geräuſch, welches mich Furchtſamen auf die Anweſenheit von Wilden ſchließen ließ. Ich glaubte nun ganz gewiß, ſie wären mich gewahr worden, und verſammelten ſich jetzt, um mich ganz ſicher zu fangen, zu braten und zu verzehren. Jetzt hörte ich, wie es von Aſt zu Aſt ſprang, und ſich mir immer mehr näherte. Die Vermuthung, daß mich die Wilden lebendig fangen wollten, wurde nunmehr bei mir zur Gewißheit. Bis jetzt hatte ich den Odem an mich gehalten, und nicht zu ſchnauben gewagt: allein da ich glaubte, daß ich einmal doch entdeckt ſey, und daß es mein Leben gelte; ſo beſchloß ich auch, daſſelbe ſo theuer, als mög-

lich, zu verkaufen. Ich nahm meine Doppelflinte zur Hand, und schoß nach einem der Wilden, die ich bei dem schwachen Schimmer der Sterne in den Bäumen bemerkte. Pum! purzelte etwas von dem Baume herab; ich schoß mit dem zweiten Laufe, und nun stürzte alles über Hals und über Kopf von den Bäumen herunter. Ha! dachte ich, fürchtet ihr euch vor Schießgewehr: so habe ich wohl nicht mehr Ursach, noch länger in Angst zu seyn. Doch bald fiel mir ein, daß die Wilden auch nur weggelaufen seyn könnten, um Verstärkung zu holen; ich war daher nicht weniger, wie vorher auf meiner Huth. Indessen fiel nichts weiter vor, und es wurde endlich Tag. Jetzt sah ich die Leichname meiner Feinde zu meinen Füßen liegen. Hilf Himmel! es waren ein Paar große Affen. In der Nacht hatten sie mir noch einmal so groß geschienen, als sie wirklich waren; daher war es gekommen, daß ich sie für Menschen gehalten, und mich vor ihnen gefürchtet hatte. — Jetzt hörte ich einen Kanonenschuß; er kam von unserm Schiffe, und ich wußte nun, wohin ich gehen mußte,

um wieder zu demselben zu kommen. Ich war von Hunger und Strapazen ganz entkräftet, als ich das Schiff erreichte, und wurde von Don Francisco und von der übrigen Schiffsmannschaft wegen meines Abentheuers mit den vermeintlichen Wilden höchlich ausgelacht. Aber gleichwohl wollten mehrere von dem Schiffe auf die Jagd dieser Wilden geflissentlich ausgehen, da sie das Fleisch derselben sehr wohlschmeckend fanden. Doch wir bekamen bald wieder guten Wind, wir gingen daher sogleich unter Seegel; und nach ein Paar Tagen sahen wir schon die Küsten von Peru.

Dieses reiche Land wurde von den Spaniern entdeckt, nachdem sie schon Mexiko entdeckt hatten. Es war vorher ein sehr mächtiges Reich, und wurde von eignen Fürsten regiert, welche den Titel Inca führten. Zwei Söhne des letzten Inca stritten sich damals um die Regierung, und beide riefen den Spanier Pizarro zu Hülfe, der schon mit 200 Mann Infanterie und mit 60 Reitern von Mexiko aus gegen Peru im Anzuge war.

Ehe sich Pizarro für diesen oder jenen erklären konnte: war der eine der Brüder von

dem andern geschlagen und getödtet worden. Pizarro benutzte diesen Umstand, schickte eine Gesandschaft an den Sieger, ließ ihm die Freundschaft seines Königs Karls V antragen. Der Monarch von Peru empfing die spanischen Gesandten mit aller ersinnlichen Pracht, und versprach, den folgenden Tag ihren General selbst zu besuchen. Er hielt auch Wort, und kam unter einer zahlreichen militärischen Begleitung nach dem Lager der Spanier; Pizarro empfing ihn an der Spitze seiner Truppen. Als sich der Inca den Spaniern näherte: ging ihm ein spanischer Mönch entgegen, und hielt ihm in der einen Hand ein Kreuz, in der andern ein Brevier vor; zugleich hielt er einen langen Vortrag über die christliche Religion. Der Inca hörte sehr andächtig zu, und hielt das Brevier, welches ihm der Mönch zur Einsicht reichte, ans Ohr, um die weitern Lehren desselben zu vernehmen. Da das Buch aber stumm blieb: so ward er unwillig, und warf es wider die Erde. Der fanatische Mönch glaubte dadurch das Heiligthum geschändet, und rief die Spanier zur Rache auf. Diese

griffen zu den Waffen; Pizarro selbst stürzte sich auf den unglücklichen Kaiser, und riß ihn aus der Sänfte, während die spanischen Soldaten unter den erschrockenen Peruvianern ein schreckliches Blutbad anrichteten. Nach dieser Metzelei bot der gefangene Inca dem spanischen Generale ein ganzes Zimmer voll Gold und voll Silber für seine Befreiung. Pizarro nahm das Anerbieten an, und das Gold und Silber wurde größtentheils herbeigeschafft: aber gleichwohl war der Spanier so treulos und unmenschlich, den unglücklichen Inca strangulliren zu lassen.

Mit Pizarro war noch ein anderer spanischer Abentheurer, Namens Almagro, nach Peru gekommen. Beide waren bis dahin Freunde gewesen; die erbeuteten peruvianischen Reichthümer entzweiten sie, und machten sie zu unversöhnlichen Feinden. Pizarro fand bald Gelegenheit, seinen Feind hinrichten zu lassen: aber er selbst fiel unter den Dolchstichen der Anhänger desselben. Nunmehr stritten sich der Sohn Almagro's und ein Bruder Pizarro's um den Oberbefehl der spanischen Truppen, und beide starben eines gewaltsamen Todes;

ein gleiches Schicksal hatten kurz hinter einem der mehrere spanische Befehlshaber.

Die Schätze des reichen Peru lockten eine Menge Spanier aus allen Gegenden der Anarchie herbei: aber bald sahe man, wie diese Eroberer Amerika's sich einander stürzt aufrieben, und der göttlichen Vorsehung selbst zum Werkzeuge dienten, die Unmenschlichkeiten, welche sie oder ihre Vorgänger an den unglücklichen Peruvianern verübt hatten, zu rächen. Endlich schickte Karl V den Vacca de Castro nach Peru. Dies war vielleicht damals der einzige Mann in der weitläuftigen spanischen Monarchie, welcher Uneigennützigkeit und Energie besaß, den eingerissenen Greueln zu steuern, und die zerrüttete Ordnung wieder herzustellen. Er schlug die rebellischen Spanier, nahm ihren Anführer gefangen, und ließ ihn enthaupten. Dadurch wurde die Ruhe wieder hergestellt. Nunmehr ging seine vornehmste Bemühung dahin, das Land anzubauen, Städte anzulegen, und besonders die Spanier an eine menschlichere Behandlung der Indianer zu gewöhnen. Seine uneigennützige Verwaltung gefiel aber

den spanischen Ministern, welchen ebenfalls nach den amerikanischen Schätzen gelüstete, so wenig, daß sie ihn zurückriefen, und einen Vicekönig an seine Statt nach Peru schickten.

Kaum hatte Vacca de Castro Peru verlassen, als sich neue Unruhen erhoben. Der Vicekönig selbst blieb in einem Treffen gegen die Meuterer, deren Anführer ein zweiter Bruder des bekannten Pizarro war. Jetzt schickte die spanische Regierung einen Priester gegen diese Aufrührer, gab ihm aber weder Geld noch Soldaten. Pietro de la Gasca, so hieß dieser Priester, wußte sich jedoch gleichwohl zu helfen. Nachdem er den Pizarro vergebens zur Unterwerfung ermahnt hatte: gelang es ihm, eine Armee zusammen zu bringen, mit welcher er die Rebellen angriff und zerstreute. Pizarro nebst den vornehmsten seiner Anhänger wurden gefangen, und verloren die Köpfe. So rächte die Gottheit auch noch an diesem letzten Zweige der Familie Pizarro die Grausamkeiten, womit sie die unglücklichen Indianer behandelt hatte. Pietro de la Gasca stellte durch seine Milde die Ruhe in Peru völlig

wieder her; und es läßt sich nichts mehr zu seinem Lobe sagen, als, er ging eben so unbemittelt wieder nach Europa zurück, als er nach Amerika gekommen war. —

Sobald wir, Don Francisco und ich, ans Land gestiegen waren, begaben wir uns nach Quito. Diese Stadt ist jetzt die Hauptstadt einer besondern Statthalterschaft. Sie liegt nahe am Aequator, an dem Abhange eines sehr hohen Berges, und in der Nähe des Chimbarasso, welcher für den höchsten Berg der Welt gilt, und 21,126 Fuß hoch ist. Ihre Bevölkerung steigt an 60,000 Einwohner, welche in vielen Manufakturen arbeiten, deren Arbeiten einen guten Absatz in dem spanischen Südamerika finden.

Die Stadt Quito war schon unter den alten Peruanern eine ansehnliche Stadt. Ob diese Indianer gleich den Gebrauch des Eisens nicht kannten: so bauten sie drum nicht weniger große und prächtige Gebäude. Ihre Sonnentempel, von welchen sich noch hie und da Ruinen finden, und deren Schönheit und Pracht ihre Besieger uns beschrieben haben,

bezeu-

bezeugen hinlänglich, wie erfahren sie in der Baukunst waren. Es herrschte bei ihnen ohnstreitig viel mehr Kultur, als bei den übrigen amerikanischen Völkern.

Die Farbe der Peruaner ist viel weißer, als man sie unter diesem Himmelsstriche erwarten sollte; auch ist die Hitze in Peru lange nicht so groß, wie man sie sonst unter demselben Grade der Breite findet. Das kömmt aber von der hohen Lage Peru's. Denn die hohen Andes, oder Cordillerasgebirge laufen in einer Kette der Länge nach durch Peru. Die Spitzen dieser Gebirge sind mit ewigem Schnee bedeckt, und in den Thälern herrscht dagegen eine unerträgliche Hitze; aber an den Abhängen der Berge ist die Luft äußerst angenehm und der Boden sehr fruchtbar. Getraide, Wein, Oliven, Zuckerrohr, Gemüße aller Art, und die schönsten Gräser für das Vieh wachsen hier im Ueberfluß. Die meisten Hausthiere sind durch die Europäer hierher gebracht worden; aber das Schaafkameel (Camelus pacos, Vicunna oder Vigogne), ist auf den peruvianischen Gebirgen

einheimisch. Dieses Thier hat beinahe die Größe und Gestalt einer Ziege, aber einen langen Hals und lange Beine, wie das Kameel, doch keinen Höcker. Es trägt die feinste Wolle (Vicognewolle), die man kennt, und von welcher das Pfund in Deutschland mit 4 Rthlr. und noch theurer bezahlt wird. Dieses Thier darf nicht mit der Kameelziege, dem Lama (Camelus Lama) verwechselt werden, welches gleichfalls in Südamerika (auch in Peru), und in Westindien einheimisch ist, und vorzüglich zum Lastragen gebraucht wird. Das Lama erreicht die Höhe eines mittelmäßigen Esels, und eins derselben trägt ohngefähr 150 Pfund. Wenn man das Lama überladet: so legt es sich nieder, und ist durch nichts wieder zum Aufstehen zu bringen; man muß es auf der Stelle schlachten. Eben so wenig ist es in der Nacht fortzubringen. Sobald die Nacht hereinbricht, legt es sich nieder; und wenn es auch noch so viele Schläge bekommen sollte, so ist es doch nicht wieder zum Aufstehen zu bewegen. Die Milch und das Fleisch dieser Thiere

ist sehr schmackhaft, und läßt sich recht gut genießen.

Die Gegend von Quito ist häufigen Erderschütterungen ausgesetzt; auch ich erlebte eine während meines Aufenthaltes daselbst; die vielen Vulkane, in der Nähe der Stadt, sind ohnstreitig die Ursache davon. Auch giebt es hier häufig Gewitter mit starken Regengüssen, die nicht wenig zur Fruchtbarkeit des Bodens beitragen.

Die Bewohner des platten Landes wohnen und kleiden sich sehr schlecht; sie sind meist im Dienste der spanischen Pflanzer, welche sie nicht reichlich für ihre Dienste belohnen, und sie öfters noch schlechter halten, als ihre Negersklaven. Die Bergwerke werden meist von den Eingebornen bearbeitet, und machen den Hauptreichthum dieser Provinz aus: aber wohlthätiger, als jene Gold- und Silbergruben, deren Entdeckung das Leben so vieler Menschen gekostet hat, ist der Chinabaum (Quinquina, d. i. Rinde der Rinden, wie sie die Peruaner nennen), welcher hier sehr

häufig wächst, und dessen Rinde als das wirksamste Mittel gegen Wechselfieber bekannt ist, weswegen sie auch Fieberrinde heißt. Den Namen Chinarinde hat sie von einem Statthalter von Peru, von dem Grafen Chinchon, erhalten, der ihren Nutzen vorzüglich in Spanien bekannt machte. Der Chinabaum erreicht die Größe eines gewöhnlichen Kirschbaums; er würde aber vielleicht noch größer werden, wenn die Bäume nicht durch das häufige Abschälen an Kräften verlören, und daher bald absturben.

Nach einer Reise, welche mehrere Wochen dauerte, und auf welcher wir häufig über Brücken gehen mußen, welche blos aus 6 bis 8 Zoll dicken Seilen bestanden, die von einem Ufer des Flusses zum andern gezogen, und mit Bretern belegt waren, kamen wir glücklich nach Lima, der Hauptstadt von Peru, wo auch die Residenz des Vicekönigs ist.

Lima hat zwar öfters viel von Erderschütterungen gelitten: aber demohngeachtet ist es eine ziemlich große, wohlgebaute und

bevölkerte Stadt. Die Zahl der Einwohner geht über 50,000 hinauf. Der häufigen Erdbeben wegen sind die Häuser meist niedrig, von Holz und mit platten Dächern gebauet, weil in solchen Häusern für die Bewohner die Gefahr minder groß ist, wenn ein Erdbeben sich ereignet. Außerdem leben aber die reichen Einwohner dieser Stadt auf einem sehr luxuriösen Fuß, und man sieht in den Straßen derselben beständig die prächtigsten Equipagen, die schönsten Pferde und die reichgekleidetesten Bedienten, welches alles deutlich genug an den Reichthum ihrer Herren und Besitzer erinnert.

So häufig es in der Gegend von Quito Gewitter mit Regen giebt: so fällt in der Gegend von Lima beinahe kein Tropfen. Das Land ist daher ganz dürre; und würde völlig unfruchtbar seyn, wenn nicht die alten Peruaner das Wasser in Kanälen aus den Gebirgen auf ihre Ländereien und Wiesen zur Bewässerung geleitet hätten. Noch jetzt wässert man auf diese Art das Land, und

gewinnt dadurch sehr reiche Aernten an Getraide und andern Früchten. In Lima kann man daher zu allen Jahreszeiten das ausgesuchteste Obst und das schönste Gemüse um sehr wohlfeile Preise haben. —

Zwei und zwanzigstes Kapitel.

Fortsetzung der Reise von Lima durch Chili und Paragay bis nach Buenos-Ayres. Von hier will ich mit einem spanischen Schiffe nach Europa zurückgehen: das Schiff wird aber von den Engländern genommen und nach Brasilien geführt.

In Lima machte ich die Bekanntschaft eines Franzosen, welcher auch die innern Theile von Südamerika kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hatte; er war daher im Stande, mir einige Nachrichten über das Amazonenland und über Guiana mitzutheilen. Er kannte das erste Land freilich nur so weit, als die Ufer des Amazonenflusses gingen, welchen er befahren hatte; tiefer in das Land

wagte er sich nicht; und von Guiana war ihm auch nichts weiter bekannt, als die Niederlassungen der Europäer an den Küsten.

„Der Amazonenfluß", erzählte er, „ist einer der größten Flüsse in der Welt; er entspringt in Peru, geht durch das Amazonenland, wo er eine Menge Flüsse und Bäche aufnimmt, und stürzt sich endlich in den atlantischen Ocean. Die Bewohner des Landes, von welchem er den Namen hat, und welches östlich von Peru im Mittelpunkte von Südamerika liegt, leben frei, unter eigenen Kaziken, und befinden sich in einem immerwährenden Kriege mit einander. Sie sind zum Theil noch Anthropophagen; die meiste Kultur haben die Omaguas, welche an den Ufern des Amazonenflusses wohnen, und bisweilen einen Verkehr mit den Europäern haben. An der Mündung des Flusses kennen die Indianer mehrere europäische Produkte und Fabrikate, welche sie gegen ihre Landeserzeugnisse von den Portugiesen in den benachbarten Brasilien eintauschen.

Nördlich von den Omaguas gränzt das Land

Guiana an das Amazonenland. Es erstreckt sich an der Küste, von der Mündung des Amazonenflusses bis an die Mündung des Oronoko, welcher dieses Land durchströmt, und durch seine jährlichen Ueberschwemmungen bewässert und befruchtet. In der Mündung dieses Flusses liegen eine unzählbare Menge kleiner Inseln, welche, ob sie gleich sehr häufig überschwemmt werden, demohngeachtet bewohnt sind. Die Indianer, welche sie bewohnen, bauen ihre Hütten auf Bäume oder auf Pfähle. Es wachsen hier viele Palmbäume, aus deren Mark die Einwohner des Landes ein Mehl gewinnen, welches ihre Hauptnahrung ausmacht; Schildkröten und Fische giebt es außerdem im Ueberfluß.

Die Spanier suchten sonst an den Quellen des Oronoko das Feenland Eldorado, von welchem sie die wunderbarsten Dinge erzählten, wo überhaupt der höchste Ueberfluß und der reichste Genuß für den sinnlichen Menschen ohne alle eigene Anstrengung zu finden seyn sollte. Nach mehrern Versuchen, dieses Feenland zu finden, gaben sie endlich den Glauben daran

auf: indessen hatte ihr Wunsch, dieses berühmte Land kennen zu lernen, doch die Veranlassung gegeben, Guiana im Innern etwas zu untersuchen. Die Urbewohner desselben scheinen zu dem Volke der Caraiben zu gehören; sie zeichnen sich besonders durch ihre langen Ohren aus, welche ihnen öfters bis auf die Schultern hängen. Da sie die Länge der Ohrlappen für eine Schönheit halten: so hängen sie den Kindern in früher Jugend schwere Gewichte in dieselben, wodurch sie nach und nach in die Länge gezogen werden.

Außer den schädlichen Thieren, welche auch in andern Erdtheilen unter der Linie einheimisch sind, sind hier noch überdies die Klapperschlange und eine große Fledermaus, der Vampyr, zu Hause. Die Vampyrs, welche ohngefähr die Größe eines Eichhorns haben, überfallen Menschen und Thiere im Schlafe, und saugen ihnen das Blut aus. Sie machen mit ihrer spitzigen Zunge unvermerkt eine kleine Oeffnung an einem Theil des Leibes, und fächeln während

des Saugens mit ihren langen Flügeln dem Schlafenden eine angenehme Kühlung zu, daß dieser nicht leicht erwacht. Man kann sich denken, welch eine Plage diese Vampyrs für die Bewohner jener heißen Gegenden sind, indem sich dieselben nicht anders, als ganz bedeckt zum Schlafen niederlegen dürfen, weil sie nie sicher vor diesen Blutsaugern sind. Daß sie aber Menschen und Thiere, wie einige behaupten, bisweilen so stark verwunden sollten, daß der Tod darauf erfolgt, läßt sich nicht wohl denken. — Ein eigenthümliches Thier in Guiana ist auch das Stinkthier, eine Art Marder, welches in einer Blase am Hintern einen entsetzlich stinkenden Saft bei sich trägt, den es seinen Verfolgern wohl drei Klaftern weit entgegenspritzt. Die Luft wird dadurch auf hundert Schritte weit verpestet, und kein Hund verfolgt das Thier weiter, wenn es diesen Saft von sich gelassen hat.

Die Küsten von Guiana sind von europäischen Kolonisten besetzt; der südlichere Theil am Oronoko von Portugiesen, der mittlere mit der Insel Cayenne von Franzosen, und der nörd-

sichere von Holländern. Die französischen und holländischen Kolonien auf Guiana sind aber jetzt in der Gewalt der Engländer. Paramaribo, an der Mündung des Surinam, ist der Hauptplatz der holländischen Niederlassung, und Cayenne, eine kleine Festung auf der Insel gleiches Namens, die Hauptniederlassung der Franzosen auf Guiana. So fruchtbar aber auch diese Küsten an Zucker, Kaffee, Tabak, Baumwolle u. dergl. sind: so ungesund sind sie wegen ihrer niedrigen sumpfigen Lage; die Sterblichkeit der aus Europa neu angekommenen Kolonisten ist daher von jeher sehr groß gewesen. In den dichten Wäldern, ohnweit den europäischen Niederlassungen, haben sich nach und nach viele entlaufene Neger in eine Art Republik vereiniget, und thun durch ihre räuberischen Angriffe den Kolonien öfters großen Schaden." —

Unsere Geschäfte in Lima waren beendiget, und wir bekamen wieder neue Ordre, auch die festen Punkte von Chili und von den übrigen südamerikanischen Staaten zu untersuchen. Ein hohes unwegsames, von ewigem Schnee

bedecktes Gebirge trennt Peru von Chili. Auf diesem Wege war einst die Hälfte der spanischen Armee erfroren, die von Peru aus zur Eroberung von Chili abgeschickt wurde. Aehnlichen Gefahren mochten wir uns nicht gern aussetzen, zumal da wir die Reise viel bequemer zu Wasser machen konnten. Der Vicekönig von Lima gab uns ein kleines bewaffnetes Fahrzeug, mit welchem wir längs der Küste hinschifften, bis wir endlich bei der Hauptstadt von Chili, bei St. Jago ans Land stiegen.

Die Eroberung von Chili machte den Spaniern viel zu schaffen. Die Bewohner dieses Landes waren so kriegerisch, daß viele Stämme derselben ihre Freiheit, mit den Waffen in der Hand, bis auf den heutigen Tag behaupteten. Das Land hat einen ungemein ergiebigen Boden; Getraide aller Art, Oliven, Wein und alle Gattungen von Lebensmitteln werden im Ueberflusse gebauet. Das Lama und die Vicogna (Schafkameel) sind hier, wie in Peru, einheimisch. Die Pferde wurden zwar zuerst durch die Spanier eingeführet:

aber sie gedeihen so gut, daß man sie unter die vortrefflichsten dieser Thiergattung mit zählen kann. Ueberdies besitzt Chili einen großen Reichthum an edlen Metallen, hauptsächlich an Gold, Silber und Kupfer.

Die Hauptstadt St. Jago hat eine prächtige Lage, in einem fruchtbaren Thale an dem Fuße der Cordilleren, welche sich auch bis in diese Provinz erstrecken. Sie ist ziemlich gut gebaut; hat aber wegen der häufigen Erdbeben, wie Lima, meist niedrige, hölzerne Häuser. Die Volksmenge beträgt etwa 40,000 Einwohner. Westlich von St. Jago, aber unter derselben Breite, liegen die Inseln Juan Fernandez. Sie sind ganz unbewohnt; die vielen Gebirge auf denselben haben wahrscheinlich Fremdlinge abgeschreckt, sich daselbst anzusiedeln: indessen fehlt es nicht an gutem Trinkwasser oder an Holz, und der Boden scheint allerdings der Kultur fähig, wenn es nur jemand wagen wollte, sich daselbst niederzulassen. Jetzt dienen sie nur zu Wasserplätzen für die Schiffer des Südmeeres. —

Ein englischer Offizier, welcher während

des indeſſen zwiſchen Spanien und England ausgebrochenen Kriegs in den Gewäſſern von Südamerika auf einem Kauffahrteiſchiffe von den Spaniern gefangen, und hierher nach St. Jago gebracht worden war, unterrichtete mich auch über den Zuſtand der von Chili aus ſüdöſtlich liegenden Magellans-Ländern (oder von Patagonien), welche er auf ſeinen Seereiſen wenigſtens an den Küſten hatte kennen lernen.

Dieſe Länder erhielten ihren Namen von dem Portugieſen Ferdinand Magellhaens, welcher ſie im Jahre 1520 entdeckte. Sie begreifen den ſüdlichſten Theil von Amerika bis an die Mündung des La Plata-Fluſſes. Das Innere dieſer Länder iſt noch gar nicht bekannt. Den Bewohnern derſelben, den Patagoniern, ſchrieben die ältern Seefahrer eine rieſenmäßige Größe zu: allein nach der Verſicherung des Engländers geht ſie nicht über die gewöhnliche Menſchengröße hinaus. Die Patagonier ſind ſämmtlich berittene Nomaden: denn Rindvieh- und Pferdeheerden machen den einzigen Reichthum derſelben aus. Auch die

Wicogne iſt hier nicht ſelten. Das Land iſt aber, da es gar nicht kultivirt wird, überall mit Moräſten und ſumpfigen Steppenmoſen angefüllt.

An den ſüdlichſten Spitzen der magellaniſchen Länder lieget eine groſſe und mehrere kleine Inſeln; und auf der Inſel l'Hermite, der ſüdlichſten Spitze von Amerika, erhebt ſich das Vorgebirge oder das Kap Horn. Dieſe Inſeln haben überhaupt ſehr hohe Gebirge, welche beſtändig mit Schnee bedekt ſind. Mitten in dieſen Gebirgen dampft ein feuerſpeiender Berg, und dieſer hat wahrſcheinlich der ganzen Inſelgruppe den Namen Feuerland (Terra del Fuego) gegeben. Zwiſchen dieſen Inſeln und dem feſten Lande iſt die Meerenge Magellhaens, welche ihren Namen daher hat, weil ſie dieſer Seefahrer zuerſt paſſirte. Die Nordſeite des Feuerlandes, an der Meerenge, iſt das ödeſte und fürchterlichſte Land von der Welt, voll hoher Gebirge und mit Schnee angefüllter Thäler, ohne die geringſte Vegetation. Die Oſtſeite des Feuerlandes iſt milder; ſie bringt Gras hervor, und hat

hat Bäume und fruchtbare Thäler: aber selbst mitten im Sommer ist hier eine Kälte zum Erfrieren. Hier liegt das Staatenland, welches vom Feuerlande durch die Straße le Maire geschieden, und noch rauher, als dieses ist. Den südlichen Theil des Feuerlandes bewohnen die sogenannten Peschera'hs, ohnstreitig die elendeste und geistesärmste Gattung von Menschen.

Ohngefähr 50 Meilen weiter, östlich von der Südspitze Amerika's, liegen die Malouinen oder Falklandsinseln. Sie bestehen aus zwei größern und mehrern kleinen Inseln, welche sämmtlich unbewohnt sind, auch keine Bäume oder vierfüßigen Thiere haben. Dagegen giebt es daselbst eine Menge Wasservögel und große Seelöwen. Die Franzosen besetzten sie zu Anfang des 18ten Jahrhunderts, verließen sie aber bald hernach wieder. Die Engländer besaßen auf der westlichen Insel den schönen großen Hafen Port Egmont, den sie jedoch auch mit Vorbehalt ihres Rechtes wieder verlassen haben. —

Don Francisco war längst mit einem spa-

nischen Kommando nach Buenos-Ayres an La Plata abgereiset: während ich wehrerer Geschäfte wegen noch in St. Jago bleiben mußte. Ich sahe mich daher in die Nothwendigkeit gesetzt, die Reise nach jener Stadt allein zu machen. Ein Wegweiser und ein Negersklave waren meine einzigen Begleiter durch die unwirthbaren Flächen, welche ich jetzt durchwandern mußte. Wir gingen durch die Provinz Tucuman, welche in Hinsicht ihrer Produkte und ihrer Bewohner nichts merkwürdiges für mich hatte. Es ist ein etwas hohes Land, und hat Klima und Produkte mit dem benachbarten Chili und Peru gemein. Aber beinahe hätte ich auf dieser Reise meinen Tod gefunden. Unser Weg führte uns öfters durch dichte Waldungen, worin wir uns einst so verirrten, daß wir uns aus dem Dickicht nicht wieder herausfinden konnten. Die Nacht brach ein, und wir waren gezwungen, uns auf einer Blöße an einer Quelle hinzulegen. Meine Leute machten ein Feuer an, denn es war eine ziemlich kalte Nacht. An Lebensmitteln fehlte es uns nicht, und wir glaubten den Anbruch

des Tages in dieser Lage ruhig erwarten zu können. Auf einmal hörten wir in der Ferne einige Töne, welche von wilden Thieren herzukommen schienen. Wirklich sahen wir auch bei dem Scheine, den unser Feuer verbreitete, sich unserm Lager mehrere Löwen und Tiger nähern, welche wahrscheinlich an der Quelle zu trinken gewohnt waren. Erschrocken griff ich zu meiner Flinte: aber ich sahe bald ein, daß sie mich jetzt nicht hinreichend schützen werde, und that daher, was meine Begleiter thaten, ich kroch hinter unser Feuer. Die hungrigen Bestien fielen hierauf unsere Pferde an, welche in einiger Entfernung von uns weideten, und in Nu war eins davon aufgefressen, die andern flüchteten sich zu uns. Jetzt ergriffen wir Feuerbrände, und schleuderten sie den Ungeheuern entgegen. Bald sahen wir dadurch mehrere Bäume in Brand gesetzt; und weil sehr viel dürres Gestiste an dem Boden lag, so ergriff die Flamme in kurzem eine ganze Strecke des Waldes. So unerwartet uns dieses Ereigniß kam, so vortheilhaft war es für uns: denn die wilden Thiere zogen sich aus

genblicklich aus unserer Nähe, wo das Feuer wüthete, zurück; und wir wurden durch diesen Zufall von einer sehr drohenden Gefahr befreit. Das Feuer hatte blos unsere Kleider versenkt, und unsere Pferde etwas beschädiget, aber doch waren sie dadurch nicht zum fernern Gebrauche untauglich gemacht worden. So bald der Tag angebrochen war, setzten wir unsere Reise auf gut Glück weiter fort. Ein Fußpfad führte uns nach langem Herumirren endlich aus dem Dickicht heraus, und in eine spanische Niederlassung in Paraguay. —

Dieses Land war sonst nur durch nomadische Völkerstämme bewohnt, welche in keiner Verbindung mit einander waren, keine Gesetze kannten und keine festen Wohnsitze hatten. Die spanischen Jesuiten, welche in ihrem Bekehrungseifer bis in das Innere von Südamerika drangen, wußten diese Völkerstämme zu einem Volke zu vereinigen. Sie gaben ihnen Gesetze, und regierten sie bald, als ihre geistlichen und weltlichen Oberherren, ganz unumschränkt. Von ihnen lernten die Indianer den Ackerbau, Häuser aufführen und Kleidungs-

stücke verfertigen. Sie machten sie mit allen Künsten, selbst mit solchen bekannt, welche blos das Vergnügen und den Luxus zum Gegenstande haben; und man fand unter ihnen bald Maler, Kupferstecher, Bildhauer, Uhrmacher u. s. w. Anfangs bekamen alle Neubekehrten ihren Unterhalt aus großen Magazinen, welche zu diesem Behuf von den Jesuiten angelegt wurden: nach der Zeit wurde aber jeder Familie ihre besondere Länderei zugemessen. Das übrige blieb Gemeingut, und wurde von Jesuiten zur Bestreitung der Abgaben an den König und zur Erhaltung der geistlichen Gebäude, wie auch zur Besoldung der Geistlichen selbst bestimmt. Die Jesuiten, welche in diesen Bezirken ganz unumschränkt geboten, theilten ferner jedem seine Arbeit zu; sie führten die Aufsicht dabei, sie belohnten die Fleißigen, und straften die Nachlässigen und Faulen. — Keiner der Eingebornen durfte mit den Spaniern an den Küsten Handel treiben, dies besorgten die Jesuiten ganz allein. Kam ein Spanier in eine solche Niederlassung oder in ein solches Dorf (Reduktion): so erlaubte man

ihm wohl, sich drei Tage lang daselbst aufzuhalten; aber er durfte durchaus mit keinem der Eingebornen sprechen, deshalb war diesen auch nicht erlaubt spanisch zu lernen. Die christlichen Priester waren zugleich Gesetzgeber, Richter und auch Kriegsobersten. Sie exercirten die jungen Männer ganz auf europäischem Fuß, versahen sie mit Feuergewehr, und lehrten ihnen selbst die Fabrikation des Schießpulvers. — Nach der Aufhebung des Jesuiterordens hat die Regierung in diesen Niederlassungen einige Veränderung erlitten. Die, wo ich mich befand, hatte einen Franziskaner zum Geistlichen, und ein spanischer Alcalde führte die Aufsicht über die ganze Dorfschaft. Das Dorf war von beträchtlicher Größe, und sehr regelmäßig gebauet, mit schnurgeraden, breiten Straßen. Die Häuser hatten einerlei Höhe, sie waren sämmtlich nur ein Stockwerk hoch, von Rohr und mit Ziegeln gedeckt. Die Kirche lag mitten im Dorfe auf einem großen Platze; und ihr gegenüber stand ein Gebäude, welches zur Zeit der Jesuiten das Zeughaus vorgestellt hatte. Außerdem war noch ein

Besserungshaus für lüderliche Weibspersonen vorhanden. Dieselbe Einrichtung herrschte, wie man mir erzählte, auch in allen übrigen Niederlassungen, welche die Jesuiten in Tucuman und Paraguay gestiftet hatten. —

Auf meiner Reise nach Buenos-Ayres stießen mir in der Folge ganze Heerden zahmes herrnloses Vieh und eine Menge Wildpret und Geflügel auf. Die Rebhühner konnte man mit Stöcken todt werfen. Das flache Land ist in mehrere Landgüter vertheilt, welche hier, Jaceras genennet werden, und womit der König von Spanien alte Soldaten und Offiziere belohnte, welche sich bei der Eroberung des Landes hervorthaten. Diese Jaceras sind kleine Dörfer, und werden, außer dem Besitzer selbst, von Sklaven bewohnt, welche die damit verbundenen Plantagen bearbeiten müssen. Ich brachte eine Nacht in einem solchen Dorfe zu; der Besitzer nahm mich sehr freundschaftlich auf, und von ihm habe ich die Nachrichten, welche ich euch über Paraguay mittheilen kann.

Die Spanier, welche dieses Land entdeck-

ten, fanden, als sie sich daselbst ansiedeln wollten, von Seiten der Einwohner grosse Widersetzlichkeit; die geübten spanischen Heerhaufen mußten öfters den undisciplinirten Indianern weichen; der Hunger riß bei ihnen ein, und sie waren sogar genöthiget, Menschenfleisch zu essen. Eine Verschwörung der Indianer sollte den Untergang der Spanier vollenden: sie wurde jedoch noch entdeckt; die Rädelsführer wurden ergriffen und hingerichtet, und die übrigen gestanden den Spaniern für ihr Leben alles zu, was sie nur verlangten. Sie erlaubten ihnen sogar, sich mit indianischen Mädchen zu verheirathen; und daher ist die Mischung der Menschenraçen entstanden, die man jetzt in Paraguay findet. Die Indianer in Paraguay sind olivenfarbig und von mittler Größe; ihre Gesichter sind etwas platt. Vormals wichen sie in Hinsicht der Sitten wenig von den übrigen amerikanischen Wilden ab: die Jesuiten haben aber eine große Zahl derselben etwas kultiviret, und man rechnet an 100,000 indianische Familien, welche sich in den von den Jesuiten angelegten Niederlassungen befanden.

Paraguay ist ein fruchtbares Land; Reis, Mais, Baumwolle, Tabak, Zuckerrohr wächst hier im Ueberfluß. Ein sehr merkwürdiges Produkt ist das Paraguaykraut, ein Blatt, welches einem Orangenblatte sehr ähnlich sieht, und an einem Baume wächst, der die Größe eines Apfelbaumes erreicht. Man schreibt demselben mancherlei Kräfte zu, und es wird im ganzen Südamerika als Thee gebraucht. Nach Peru allein wird jährlich davon für eine Million Gulden ausgeführet.

Das Klima in Paraguay ist sehr gemäßigt, aber feucht. Die Flüsse treten zu gewissen Zeiten des Jahres aus, und überschwemmen das flache Land. Die Einwohner müssen sich dann in Canots flüchten. Diese Flüsse wimmeln von Fischen, und das flache Land und die Waldungen haben einen ungeheuren Reichthum von Zugvieh, Geflügel und Wildpret. Es ist dies um so mehr zu verwundern, weil es in Paraguay auch viele Löwen, Tiger, Bären, wilde Katzen u. dergl. giebt, die jenen Thieren unaufhörlich nachstellen; und in keinem Lande

findet man mehr Schlangen, als in Paraguay, manche sogar von ungeheurer Größe.

Die Stadt Assomtion, welche fast in der Mitte des Landes liegt, wird als die Hauptstadt von Paraguay angesehen: ob sie gleich nur von mittler Größe und gar nicht stadtmäßig gebauet ist. Die Einwohner sind Spanier, Mestitzen und Indianer. —

Unter vielen Beschwerlichkeiten und Gefahren kam ich endlich nach Buenos-Ayres. Diese Stadt, welche an der Mündung des La Platastroms erbauet ist, war die erste Niederlassung der Spanier in dieser Gegend. Ihren Namen erhielt sie von der reinen gesunden Luft, welche diese Europäer hier fanden. Sie gehört unter die vornehmsten spanischen Städte in Amerika, ist gut gebaut, und von Europäern, Creolen, Indianern, Mestitzen, Negern u. a. Menschenracen bewohnt. Der Hafen ist viel besucht: denn Buenos-Ayres ist der Hauptsitz der südamerikanischen Handlung für Spanien.

Ohnweit dieser Stadt, weiter östlich an der äußersten Mündung des La Plata, liegt die in

ser letzten Zeit durch die Angriffe der Engländer und die tapfere Vertheidigung der Spanier so berühmt gewordene Stadt und Festung Monte-Video, welche einen guten Hafen hat, und einen wichtigen Seehandel, besonders mit Häuten, Talg u. s. w. treibet.

Don Francisco hatte bei meiner Ankunft in Buenos-Ayres seine Geschäfte völlig beendiget, und erwartete mich sehnlichst, um mit mir nach Spanien zu gehen; auch wünschte ich nichts mehr, als eine baldige Rückkehr nach Europa. Daher schiffte ich mich gern mit ihm auf einer spanischen Fregatte ein, welche einer spanischen Handelsflotte, die von hier nach Europa zurückgehen wollte, zur Bedeckung dienen sollte.

Der La Platafluß, auf welchem wir herabsegelten, ist gegen seine Mündung hin so breit, daß man, wenn man sich in der Mitte desselben befindet, kaum seine Ufer mit bloßen Augen sehen kann: dabei hat er aber so viele Untiefen, daß er mit großer Vorsicht befahren seyn will; auf dem offenen Meere ist man nicht so leicht der Gefahr ausgesetzt, auf eine

Sandbank zu gerathen und zu scheitern, wo hier. Indessen entgingen wir allen Gefahren glücklich, und bald sahen wir uns unterhalb des Flusses, und steuerten nun den Küsten entlang immer nach Norden hin. Aber kaum hatten wir den Wendekreis des Steinbocks passirt: als wir von ein Paar englischen Schiffen angegriffen, und nach einem hartnäckigen Kampfe genommen wurden.

Die Engländer führten uns nach Rio Janeiro. Diese Stadt ist die Hauptstadt Brasiliens, welches der Portugiese Cabral im Jahr 1500 auf einer Reise nach Ostindien, als er von dem gewöhnlichen Wege zu weit westlich verschlagen wurde, entdeckte, und für seinen König nach den damaligen völkerrechtlichen Grundsätzen sogleich in Besitz nahm. Anfangs bedienten sich die Portugiesen des neu entdeckten Landes nur zum Verbannungsort für Verbrecher und für lüderliche Weibspersonen. Nach und nach ließen sich auch rechtliche Leute daselbst nieder, und es entstand eine bessere Kolonie, und die Herrschaft der Portugiesen befestigte sich immer mehr. Doch besitzen sie von dem unermeßlichen Lande nur die Küsten, ohngefähr 50 deutsche Meilen tief ins Land; der innere Theil desselben wird noch von ganz freien, den Europäern aber größtentheils unbe-

unten Völkern bewohnt. So weit man sie nnt, gehen sie meist unbedeckt, malen ihren Körper schwarz, bis auf das Gesicht, halten latte Nasen für eine Schönheit, und drücken e ihren Kindern ein, durchbohren sich ihre Unterlippen, worin sie einen fingerlangen Stein tecken u. s. w. — mit einem Worte, sie ind den übrigen amerikanischen Wilden fast anz ähnlich.

Die Luft in Brasilien ist gesund, und das Klima in diesem fast unter der Linie liegenden Lande sehr gemäßigt. Seiner Produkte wegen gehört es unter die reichsten Länder in der Welt. Es führet Zucker, Tabak, Leder, Indigo, Ipekakuanha, und das bekannte Farbematerial Brasilienholz, in Menge nach Europa aus. Auch der brasilische Balsam, welcher vermittelst eines Einschnitts in die Rinde eines Baumes gewonnen wird, wird häufig ausgeführet. Die brasilianischen Goldbergwerke, die dasigen Diamantengruben enthalten bekanntlich unermeßliche Reichthümer. Aber über dem Bergbau ist der Landbau fast ganz vernachlässiget worden; und vor mehrern Jahren zog Brasilien noch einen großen Theil seiner Lebensbedürfnisse aus Europa. Zuchtvieh sieht man in Brasilien in großen Heerden, und in den Wäldern giebt es eine Menge Wild.

Unter den reißenden Thieren ist hier der Luchs am gemeinsten; er ist etwas größer, als ein Fuchs, hat ein langes rothbraun und gelblich gefleckes Haar und große Ohren, an deren Spitzen ein Büschel Haare in die Höhe stehet. Seine Augen sind groß und funkelnd: aber die Beschreibung der Alten von seiner Schadsichtigkeit ist übertrieben. Sein Fell gehört zu dem besten Pelzwerke, und ein Stück wird mit 6 bis 10 Thaler verkauft. —

Rio-Janeiro ist gegenwärtig die Residenz der aus Europa vertriebenen portugiesischen Königsfamilie. Eine Menge portugiesischer Granden haben mit derselben ihr Vaterland verlassen, und haben sich gleichfalls hieher gerettet. Es scheint dadurch ein europäischer Staat mitten in Amerika gegründet worden zu seyn, und Rio-Janeiro, welches bei meiner Anwesenheit 30,000 Einwohner zählte, hat ohnstreitig durch diese Veränderung sehr an Bevölkerung und an Glanz gewonnen. Der Hafen von Rio-Janeiro ist sehr geräumig und sicher, und die Stadt im ganzen gut gebauet.

Nördlich von dieser Stadt, an der Aller-heiligen-Bay liegt die Stadt St. Salvador mit 20,000 Einwohnern und einem sichern Hafen; und noch weiter nördlich Fernambuco oder Olinde, aus deren Hafen meist das Brasilienholz, deshalb auch Fernambucholz genannt, ausgeführet wird. —

Australien.

Drei und zwanzigſtes Kapitel.

Rückreiſe nach Europa. Beſchreibung von Auſtralien durch den engliſchen Kapitän. Ankunft im väterlichen Hauſe.

Der Engländer lag hier mehrere Wochen vor Anker, verkaufte ſeine Priſe, und ſammelte zu einem abermaligen Kreuzzuge neue Kräfte. Ich hingegen hatte indeſſen Zeit genug, alle jene Bemerkungen zu machen, die ich Euch ſo eben mitgetheilt habe. Endlich gingen wir wieder unter Seegel, und zu meiner großen Freude richteten wir unſern Lauf immer nordwärts an der Braſilianiſchen Küſte hin. Ich ſchloß daraus, daß der Kapitän entweder nach Weſt-Indien oder gar nach Europa zurückſeegeln wolle. Da ich bald mit ihm bekannt wurde, auch Gelegenheit bekam, ihm meine frühern

Schicksale, die ihn sehr zu interessiren schienen, mitzutheilen, und mehrmals den lebhaftesten Wunsch äußerte, nach Europa zurückzukehren: so machte er mir für seine Person dazu zwar nicht viel Hoffnung; indessen versprach er mir, mich mit dem ersten englischen Schiffe, welches ihm begegnen, und welches seinen Lauf nach Europa richten würde, nach diesem Erdtheile zurückzuschicken.

Zu meiner großen Freude traf sich dieß recht bald; denn wir waren *kaum einige* Tage in See: so wurden wir ein Schiff *gewahr*, welches wir, als es näher kam, für ein englisches erkannten. Der Kapitän besprach sich mit dem Kapitän des andern Schiffs, und es fuhr von ihm, daß er eben auf der Rückreise von Neuholland nach England begriffen sey. Ich wurde hierauf an den Bord des andern englischen Schiffes gelassen, und seegelte mit Freuden meinem Vaterlande zu.

Während unserer Reise erzählte mir einer der englischen Offiziere, daß sie auf ihrem Schiffe eine ganze Menge Verbrecher männlichen und weiblichen Geschlechts nach Neu-

holland im Südmeere hatten abführen müssen, wo die Engländer aus diesen Bösewichtern eine eigene Kolonie gründen wollten. „Neuholland", erzählte er weiter, „ist das feste Land von dem fünften Erdtheile, von Australien oder Süd-Indien, und also als der Haupttheil desselben anzusehen. Die Küsten dieses Landes waren zum Theil schon vor einigen Jahrhunderten von holländischen Schiffern besucht worden, welche einzelnen Gegenden auch Namen gegeben hatten, als z. B. Eendrachts-Land, de Witts-Land, Diemens-Land u. a. Durch den berühmten britischen Seefahrer Cook erlangte man aber eine weit genauere Kenntniß von Neuholland. Er untersuchte vorzüglich den östlichen Theil des Landes, und benannte ihn Neu-Süd-Wallis. In dieser Gegend ist es, wo die Engländer die Kolonie von Verbrechern angelegt haben, welche jährlich neuen Zuwachs aus dem Mutterlande erhält. Botany-Bay heißt diese Gegend; an derselben liegt einer der schönsten Hafen der Welt, Port Jackson, wo die Verbrecher ausgeschifft werden, und die Stadt Sydney,

welche gegenwärtig ohngefähr 3000 Einwohner zählet. — Außer den Küsten ist von Neuholland noch nichts bekannt, ja die Küsten des südlichen Theiles sind bis jetzt noch nicht einmal völlig untersucht; so viel weiß man indeß mit Gewißheit, daß Neuholland eine große Insel ist, die ohngefähr einen Flächenraum von 160,000 Quadratmeilen haben mag. Ihre Bewohner und ihre Produkte kommen mit den Bewohnern und mit den Produkten der übrigen Südsee-Inseln ziemlich überein.

Dieser Inseln giebt es aber, größere und kleinere, eine bedeutende Anzahl. Von den größern nenne ich nur 1) Neuseeland, welches eigentlich aus zwei großen Inseln besteht, die durch die Cooks-Straße von einander getrennt sind. Das merkwürdigste Produkt dieser Insel, welches bis jetzt den Europäern bekannt geworden ist, ist die Hanfpflanze, welche, in Rücksicht ihrer Brauchbarkeit, alle andere Hanfarten bei weitem hinter sich zurück läßt. Die Einwohner sind die grausamsten unter den Südseebewohnern: denn von ihnen allein weiß man bis jetzt mit Gewißheit, daß

ſie ihre Kriegsgefangenen auffreſſen. Gleichwohl erzählte man mir, während meiner Anweſenheit in Port-Jackſon, folgende Anekdote, die wenigſtens einen Beweis abgiebt, daß ſie nicht ſo gefühllos ſind, als man ſie gewöhnlich glaubt.

Ein junger Engländer, mit Namen Georg Bruce, war auf einem engliſchen Schiffe, als Schiffsjunge, mit nach Port-Jackſon gefahren; er war ganz arm, und hatte nicht einmal einige Verwandte oder Freunde, welche ihn zur Rückkehr ins Vaterland getrieben hätten; er fand das Leben auf Botany-Bay für ſich ſehr angenehm, und entſchloß ſich, da zu bleiben — ein Wunſch, der ihm auch von dem Befehlshaber ſehr gern bewilligt wurde. Sein Dienſteifer und ſeine natürliche Geſchicklichkeit, womit er manche Arbeiten verrichtete, und vorzüglich die Gewandtheit, die er als Matroſe zeigte, machten ihn ſeinen Obern bald ſehr werth. Er war ohngefähr 24 Jahre alt, als der König von Neuſeeland, Tippahee, nach Port-Jackſon kam, um dem engliſchen Statthalter einen Beſuch zu machen. Nach einigen

Wochen ward er auf einem englischen Schiffe wieder nach Neuseeland zurückgeführt. Georg Bruce befand sich zufällig unter den Matrosen des Schiffs, und der König zeichnete ihn bald vor seinen Kameraden aus. Tippahee wurde am dritten oder vierten Tage der Reise krank, und wollte von Niemand als von Georg gepflegt seyn. Durch seine Pflege ward der König auch bald wieder hergestellt. Während der Genesung litt Tippahee nicht, daß Bruce sich nur auf Augenblicke von ihm entfernte; er lehrte ihn einige Worte seiner Sprache, und versuchte es, einige Dinge auf englisch zu nennen; er hieß ihn singen; und mehrmals tauschten sie, auf ausdrücklichen Befehl des Königs, die Tabakspfeife, welches bei den Wilden die Bekräftigung des Freundschaftsbundes ist.

Man kam endlich glücklich auf Neuseeland an, und der König wurde von seinem Volke mit lautem Jubel empfangen, und auf den Schultern in die königliche Hütte getragen. Der König schien gegen alle diese Freudensbezeigungen ganz gleichgültig, und versank blos

mehr täglich in gröſsere Traurigkeit, welche niemand, ſelbſt ſeine Lieblingstochter Aekotoe nicht zu verſcheuchen vermochte. Immer ſah er mit naſſen Augen nach dem Schiffe, und nach Bruce, der ihm zur Seite ſtand. Endlich fragte dieſer: „Was fehlt Dir, guter König, Du biſt unter den Deinen, wie kannſt Du traurig ſeyn?“ — „Freund Georg,“ antwortete Tippahee, indem er ſeine Hand faſste, „bleibe bei mir; und Du wirſt bald ſehen, daſs die Freude wieder in mein Geſicht zurückkehrt. Bleibe bei mir, und werde auch einer von den Meinen. Wir haben mit einander geraucht, Du gefällſt mir, und ich nehme Dich als meinen Sohn an. Schlägſt Du mir die Bitte ab: ſo reiſe, und nimm mit Dir die Geneſung, die du mir gegeben haſt, denn ich will nicht fern von meinem Sohne leben.“ Nachdem ſich Bruce einige Zeit beſonnen hatte: hielt er es doch für beſſer, ein Prinz auf Neuſeeland zu werden, als ein gemeiner Matroſe, ſey es wo es ſey, zu bleiben. Er faſste den König bei der Hand, und ſagte ſchnell: „Ich bin Dein aufs Leben, mache mit mir was Du willſt, ich

verlasse Dich nicht.“ Der König erhob ein Freudengeschrei, und alle anwesende Neuseeländer stimmten mit ein. Jetzt erst liebkosete er seine Tochter Aekotoe wieder, und stellte ihr Georg als ihren Bruder vor. Aekotoe war in der That eine sehr reizende Wilde, und ungemein gutmüthig und fröhlich. Georg gewann sie daher sehr bald lieb, und nach einiger Zeit gestand er ihr seine Liebe. „Ich bin die Deine,“ antwortete sie, „wenn Du ein Krieger bist.“ Er übte sich nun in allen kriegerischen Künsten der Neuseeländer *mit mög*lichstem Fleiße, und wurde in seinem Betragen und in seinem Anzuge ganz Neuseeländer. Denn er legte seine Uniform ab, und bekleidete sich mit einem Gürtel und Mantel von Thierfellen, wie die Neuseeländer. Nur konnte er sich nicht entschließen, sich tattowiren zu lassen. Nach einiger Zeit drang Georg in den König, ihn, wie er früher versprochen hatte, mit seiner Tochter zu verheirathen, und zum Heerführer seiner Truppen zu ernennen. „Freund Tippahee,“ sagte er, „liebst Du Deinen Sohn Georg nicht mehr? warum giebst Du ihm nes

der die Streitaxt, noch Deine Tochter?" — „Freund Georg," antwortete der König, „Du biſt noch nicht tattowirt, Du biſt noch nicht wie die Unſrigen; und ich kann meine Tochter und den Befehl über das Heer nur demjenigen geben, der zu leiden weiß ohne zu klagen. Gehe und kehre mit dem Zeichen unſers Volks zurück, und Aekotoe ſoll die Deine ſeyn."

Jetzt ſtand Bruce keinen Augenblick länger an. Er ließ ſich von dem berühmteſten Gaukler nach allen Regeln der Kunſt tattowiren. Sobald ſeine Wunden geheilt waren: zeigte er ſich dem Könige und ſeiner Tochter, und wurde von beiden mit Freudengeſchrei empfangen. Am andern Tage brach Aekotoe mit ihm ein Stäbchen und wurde ſeine Gemahlin; den König geſellte ihn zu ſeiner Macht, und ließ ihn als Thronfolger anerkennen. Niemand war glücklicher als Bruce; er nahm es ſich aber auch recht ernſtlich vor, ſeine neuen Unterthanen zu beglücken; dieß hoffte er am beſten durch Belohnung in allen nützlichen Dingen zu bewirken. Er reiſte daher von einer Gegend in die andere, und theilte den Neu-

seeländern seine europäischen Kenntnisse mit. Seine Gemahlin begleitete ihn auf diesen Reisen; und Neuseeland sahe für sich einer sehr erfreulichen Epoche entgegen, als die Barbarey eines englischen Schiffskapitäns alle diese Hoffnungen zertrümmerte, und den sorglosen Bruce, der seine ehemaligen Landsleute mit Vergnügen auf Neuseeland landen sahe, und ihnen auch in der Folge viele Handelsvortheile versprach — mit seiner geliebten Aekotoe, treuloser Weise aus der Mitte der Neuseeländer raubte, und übers Meer davon führte. Umsonst bat und flehete Bruce, ihn nicht von seiner geliebten Insel zu entfernen; der Unmensch hörte weder auf sein Flehen, noch auf die Drohung, daß die Neuseeländer ihn gewiß an jedem englischen Schiffe, welches an ihren Küsten anlegen würde, rächen würden, und führte ihn mit seiner geliebten Aekotoe nach Malacca. Hier stieg der Kapitän ans Land; Bruce durfte ihm folgen, und er hoffte Gelegenheit zu haben, sich bei dem europäischen Statthalter über die Gewaltthätigkeit des Kapitäns zu beschweren. Auf einmal sahe er sich von dem Kapitän ver-

laſſen; er eilte nach dem Schiffe, aber dieſes war ſo eben abgeſeegelt, und er ſahe ſich nun, durch die Bosheit des engliſchen Kapitäns, von ſeiner geliebten Aekotoe vielleicht auf immer getrennt. Durch die Bemühung des Gouverneurs in Malacca, der ſehr lebhaften Antheil an Bruce's Schickſale nahm, gelang es ihm, ſeine Aekotoe zwar wieder zu finden: ſie war aber als Sklavin von dem Engländern verkauft worden, und befand ſich in der traurigſten Gemüthszerrüttung. Doch kaum waren ſie wieder vereiniget: ſo verbeſſerte ſich auch ihr Gemüthszuſtand, und ſie erſchien zu Calcutta, wo ſie ſich mit ihrem Gemahl wieder nach Neuholland und Neuſeeland einſchiffen wollte, von Seiten ihres Geiſtes und ihres Herzens ſo vortheilhaft, daß ſie allgemeine Bewunderung erregte, und ſich die Hochachtung aller, die ſie kennen lernten, erwarb. Als ich die indiſchen Gewäſſer verließ, waren Bruce und Aekotoe noch in Calcutta: aber ein Schiff, daß eben nach der Südſee ſeegelte, verſprach, ſie an der Küſte von Neuſeeland auszuſetzen. — Dieſe Geſchichte müſſe uns des

lehren, daß auch die rohesten Völker nicht ohne Gefühl sind, und daß dieses öfters bei ihnen viel deutlicher und heller anspricht, als bei den kultivirtesten Nationen. — Außer Neuseeland bemerke ich

2) Neu-Guinea. Diese Insel, welche im Norden von Neuholland liegt, ist fast noch gar nicht bekannt, weil die kriegerischen Einwohner keine Landung gestatten. Sie scheint dicht mit Wäldern bedeckt zu seyn. Eben so wenig ist die Insel

3) Neu-Britannien bekannt. Auch an diesen Küsten darf sich kein Fremdling blicken lassen. Sie besteht eigentlich aus zwei Inseln, welche ziemlich fruchtbar, gut angebaut und stark bevölkert zu seyn scheinen. Auf

4) Neu-Irland, nördlich von Neu-Britannien, wächst der Muskatennuß-Baum in beträchtlicher Menge.

Von den kleinern Inseln nenne ich nur

1) Die Pelew-Inseln, im Norden von Neu-Guinea, wo die Kokospalme sehr häufig wächst. Ihre Einwohner sind ihrer Gutmü-

thigkeit wegen, vor allen Südseebewohnern berühmt. Von dem

2) Marianen oder Ladronen ist die Insel Guaham die wichtigste; Zuckerrohr, Reis, Cacao, Indigo und andere Früchte, die nur allein zwischen den Wendekreisen gedeihen, findet man hier im Ueberfluß. Die Spanier eignen sich dieselben zu, ob sie ihnen gleich nicht völlig unterworfen sind. Auf Guaham wohnt der spanische Statthalter. Ferner liegen etwas südlicher

3) Die Carolinen, eine Insel-Gruppe, wo die Einwohner meist Fischer sind. Dasselbe gilt auch

4) Von den Pescadoren. Merkwürdiger sind

5) Die Sandwich-Inseln, welche ganz entfernt von den übrigen Insel-Gruppen mitten in dem südlichen Ocean liegen. Die beträchtlichsten von ihnen sind Owaihi und Onihau. Man findet daselbst die gewöhnlichen Produkte des Südmeeres: ihre Bewohner aber besitzen mehrere Kunstfertigkeiten, als die übrigen Südsee-Insulaner. Sie machen eine Art Kattun aus

Baumrinde; die Fasern dieser Rinde wissen sie ohne ein besonderes Werkzeug so geschickt zu legen, und in einander zu passen, daß das durch ein recht dichtes Zeug entstehet. Sie gehorchen den Engländern. Die viel südlicher gelegenen

6) Königin-Charlotten-Inseln, sind fast gar nicht bekannt;

7) Die neuen Hebriden hingegen kennt man als sehr fruchtbar, mit angenehmen Thälern und Hügeln.

8) Die Freundschafts-Inseln, im Osten von Neuseeland, erhielten ihren Namen von dem freundschaftlichen Betragen der gutartigen Einwohner gegen die Fremdlinge, welche an den Küsten dieser Inseln landeten. Sie sind meist gut angebaut und ziemlich fruchtbar. Unter den

9) Societäts- oder Gesellschafts-Inseln, deren überhaupt eilf sind, ist Taheiti die bekannteste. Die Inseln haben sämmtlich ein vortreffliches Klima, schöne Produkte, und ungemein gutmüthige Einwohner, deren Gutmüthigkeit aber leider von den hier an

landenden Europäern so oft gemißbraucht worden ist, daß sie dieselbe jetzt nicht mehr in dem vorigen Grade gegen die neuen Ankömmlinge ausüben sollen. Sie machen allerlei schöne Zeuge aus dem Papier-Maulbeerbaum, und Waffen und Fahrzeuge mit vieler Geschicklichkeit. —

Allen diesen Inseln, oder dem ganzen Australien, ist eine besondere Frucht von der Natur geschenkt, welche den Bewohnern dieser Südländer das Leben gar sehr erleichtert. Es ist dieß die so genannte Brodfrucht. Sie wächst an einem Baume, den man daher auch den Brodbaum oder Brodfruchtbaum genannt hat, und welcher ohngefähr die Größe einer mittelmäßigen Eiche erreicht. Er hat Blätter von anderthalb Fuß Länge mit einem Milchsafte. Die Frucht hat fast die Gestalt einer Melone, und erreicht öfters eine ziemliche Größe und ein starkes Gewicht; die meisten erreichen indeß die Größe eines Mannskopfes. Sie hat eine rauhe grüne Schaale, darunter befindet sich ein schwammiges Fleisch, so locker, wie neugebackenes Brod. Ist die Frucht völlig

reif: so sieht sie gelb aus, und enthält einen widerlichsüßen Brei, der ungesund seyn soll. Die Frucht wird daher vor der Reife abgenommen, in drei bis vier Stücken geschnitten, in Blätter gewickelt und auf heißen Steinen geröstet. Ungeröstet kann sie nicht genossen werden. Ist sie aber geröstet: so schmeckt sie wie Waizenbrod, worunter etwas Kartoffelmehl gemischt ist.

Man bereitet sie aber auch noch auf andere Art zu. Die nicht völlig reifen Früchte werden abgenommen und aufgeschüttet, damit sie nachreifen, das Fleisch wird hierauf von der Rinde und von den Fruchtkernen abgesondert, in tiefe gepflasterte Gruben gelegt, und mit Blättern und Steinen bedeckt. So muß die Masse gähren. Von diesem gegohrnen oder durchsäuerten Teige bildet man kleine Brode, wickelt sie in Blätter, und bäckt sie auf heißen Steinen. Die Brodfrucht hält sich so länger, und die Taheiter nehmen sie, auf solche Art zubereitet, auf weite Reisen mit. — Drei Brodbäume ernähren einen Mann beinahe ein ganzes Jahr. Das gelbliche weiche Holz wird verar-